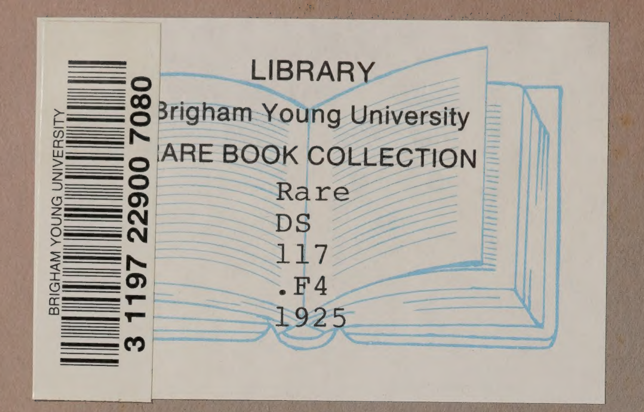
SIGMUND FEIST

Stammes-kunde der Juden

LEIPZIG
J. C. HINRICHS'SCHE BUCHHANDLUNG
Universiteits-Boekhandel J. GINSBERG - Leiden



Stammeskunde der Juden

Die jüdischen Stämme der Erde in alter und neuer Zeit

Historisch-anthropologische Skizzen

von

Dr. Sigmund Feist

Mit 89 Abbildungen im Text und auf Tafeln



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1925

Vorwort.

In dieser Schrift wird der Versuch gemacht, unser Wissen von den verschiedenen jüdischen Stämmen in knapper Weise zusammenzufassen. Da die Darstellung sich zeitlich über drei Jahrtausende und räumlich über drei Erdteile erstreckt, so konnte an eine erschöpfende Verarbeitung des weitschichtigen Stoffes aus praktischen Gründen nicht gedacht werden. Jeder Abschnitt des Buches hätte ja eine besondere Monographie erfordert, um dies Ziel auch nur annähernd zu erreichen. Aus Rücksicht auf die Raumersparnis ist auch von allzu weitgehenden Literaturangaben Abstand genommen. Die gegebenen Hinweise sollen nur Winke für etwa gewünschte weitere Information geben oder aufgestellte Behauptungen rechtfertigen. Ausführliche literarische Hinweise findet der Leser, wenn auch nicht immer in der erforderlichen Genauigkeit und ohne scharfe Scheidung des Wertvollen und Wertlosen, in der „Jewish Encyplopedia“, und die in der Entstehung begriffene „Jüdische Enzyklopädie“ wird ergänzend und hoffentlich weiterführend bald neben dieses ältere Standard Werk treten. Auch in dem beigegebenen Abbildungsmaterial mußte Beschränkung geübt werden, um das Buch nicht allzu sehr zu verteuern. Doch ist Wert darauf gelegt, bei jedem Bilde eine genaue Quellenangabe zu geben, um die Authentizität zu rechtfertigen. Besonderer Dank gebührt Herrn Dr. Max Ginsberg in Berlin sowie Herrn Prof. von Le Coq, Direktor am Museum für Völkerkunde in Berlin, die freundlichst die Erlaubnis zur Wiedergabe einiger der in dem genannten Institut aufbewahrten Originalaufnahmen des im Jahre 1909 im Jemen ermordeten Forschungsreisenden Hermann Burchardt gaben. Manche dieser Aufnahmen werden hier zum ersten Mal veröffentlicht. Dank wird auch dem Leiter des Archivs der zionistischen Organisation, Herrn Dr. Herlitz, geschuldet, der freundlichst einige Photographien zur Reproduktion in diesem Buch auswählte, und Herrn David L. Sassoon in London, der bereitwilligst Auskunft über die chinesischen Juden erteilte.

Volle Unparteilichkeit und kritische Sichtung der sich oft widersprechenden Angaben in den Quellenschriften ist erstrebt und hoffentlich einigermaßen erreicht worden.

Jede Anregung zur Besserung des Textes oder zur Vermehrung der Abbildungen bei einer etwaigen zweiten Auflage wird dankbar entgegengenommen.

Berlin, im September 1925 **Der Verfasser.**
N. 54 Weinbergsweg 13.

Inhaltsverzeichnis.

I.

Die Juden als Rasse in alter Zeit.

Die Entscheidung darüber, ob das jüdische Volk in alter Zeit einen eignen Typus besessen hat und wie weit ihn die heutigen Juden noch bewahren, noch als eigne Rasse zu betrachten sind, läßt sich nicht treffen, ohne daß man Klarheit über die rassenhafte Zusammensetzung der Völker des vorderen Orients und Europas gewonnen hat.

Bekanntlich gehören alle diese sprachlich erheblich differenzierten Völker in physischer Beziehung einem einzigen Typus der Menschheit an, den man zumeist als „kaukasische“ oder „weiße“ Rasse bezeichnet. Sie wird charakterisiert durch die weiße Hautfarbe, weiß insofern, als die verschiedenen, bis ins Bräunliche wechselnden Schattierungen der Hautfarbe der kaukasischen Rasse im Gegensatz stehen zu der schokoladefarbenen bis schwarzen Haut der afrikanischen oder Negerrasse, der gelben Hautfarbe der asiatischen Rasse oder Mongolen und der rötlichen Hautfarbe der amerikanischen Rasse oder Indianer. Die scharfen Unterschiede zwischen diesen verschiedenen Rassen verwischen sich freilich in den Grenzgebieten; so treffen Kaukasier in Mittelasien mit Mongolen und in Nordafrika mit Negern zusammen. Die Zuteilung mancher Türkvölker in Mittelasien zur kaukasischen oder mongolischen Rasse und hamitischer Völker in Afrika zur weißen oder schwarzen Rasse bietet Schwierigkeiten.

Man ersieht hieraus, daß eine restlose Abgrenzung der vorderasiatisch-europäischen Menschheit gegenüber den benachbarten Rassen nicht möglich ist. Vielfach sind die Übergänge fließend.

Die Betonung dieser Tatsache ist aus dem Grunde wichtig, weil wir uns nunmehr den Versuchen zuwenden müssen, die weiße Rasse, die sich als einheitliche Gruppe gegenüber den genannten andern Rassen der Menschheit abhebt, in fest umgrenzte Unterabteilungen zu zerlegen. Freilich, wenn wir die äußersten Pole der kaukasischen Rasse ins Auge fassen, etwa einen Nordeuropäer neben einem Araber, so genügt ein Blick, um das gänzlich verschiedene Aussehen der beiden Typen zu erkennen (s. Tafel I). Aber zwischen

den beiden Extremen liegen die mannigfaltigsten Übergangsstufen, deren Einordnung den Anthropologen viele Schwierigkeiten bereitet hat und noch immer manches ungelöste Rätsel bietet.

Da die Juden, deren rassenhafter Schilderung die gegenwärtige Betrachtung gewidmet ist, zum weitaus überwiegenden Teil der weißen Rasse angehören, so gilt es zunächst Klarheit über die verschiedenen Varietäten der weißen Rasse zu gewinnen, ehe wir der Betrachtung der Rassezugehörigkeit der Juden näher treten können.

Zuvor muß noch vor einem weitverbreiteten Fehler gewarnt werden. Im gewöhnlichen Leben ist die Sprache das Hauptunterscheidungsmittel zwischen Menschen verschiedener Art. Man hört daher nicht selten von germanischer Rasse sprechen und meint damit die Völker, die der germanischen Sprachgruppe angehörige Sprachen sprechen, also Skandinavier, Engländer, Holländer, Deutsche, Schweizer. Dementsprechend redet man von lateinischer Rasse und meint damit die Völker, die romanische Sprachen sprechen, Franzosen, Italiener, Spanier usw. In gleicher Weise spricht man von einer slavischen Rasse, obwohl die Völker, die slavische Sprachen sprechen, sich in anthropologischer Hinsicht keineswegs als Einheit darstellen. So spricht man auch von semitischer Rasse und versteht darunter die Völker, die sich semitischer Sprachen bedienen, obwohl diese Sprachgruppe die verschiedenartigsten Stämme und Völker umfaßt. Es muß daher gewarnt werden vor der im täglichen Leben und in dilettantischen Schriften außerordentlich häufigen Verquickung der Einteilung nach Sprachen mit der nach Rassen. Soweit wir die Geschichte zurückverfolgen können, decken sich die beiden Einteilungen nicht. Vielmehr sehen wir immer wieder, daß ein Volk eine andere Sprache annimmt, ohne deshalb seine Rasse zu ändern, z. B. wenn sich das Lateinische am Ausgang des Altertums über weite Teile Süd- und Westeuropas verbreitet und die einheimischen Sprachen, das Iberische, das Keltische, das Etruskische, das Illyrische usw. verdrängt. Der Typus der autochthonen Bevölkerungen bleibt unverändert. Wenn wir im Folgenden von Rasse sprechen, so haben wir immer den anthropologischen Gesichtspunkt im Auge, d. h. wir versuchen die europäische, vorderasiatische und nordafrikanische Menschheit, die zusammen die kaukasische Rasse bilden, nach körperlichen Merkmalen in Unterabteilungen zu zerlegen.

Betrachten wir zunächst die beiden Randgebiete Europas, den Norden und Süden. Nord-Europa, d. h. die skandinavische Halbinsel, die dänischen Inseln, Norddeutschland, die Niederlande und der größte Teil der britannischen Inseln, wird zumeist von einem hochgewachsenen, blond- oder rothaarigen und blauäugigen Menschenschlag eingenommen. In Skandinavien grenzt er an die heute nur

noch den äußersten Norden bewohnenden, früher aber weiter nach Süden reichenden Lappen, und hier hatten die Anthropologen schon früh Gelegenheit, die ganz verschiedenartige Körperbildung und besonders die abweichende Schädelform der beiden Rassen zu beobachten. Während die Gräber der germanischen Bevölkerung, die hier fast ungemischt dem sog. nordischen Typus angehört, Skelette von hohem Wuchs und länglichen Schädeln lieferten, kamen aus anderen Gräbern, die auch in archäologischer Hinsicht ein verschiedenartiges Inventar aufweisen, Skelette von kleineren Menschen mit runden Köpfen zum Vorschein. So wurden die skandinavischen Anthropologen, unter denen besonders der Begründer der modernen Schädellehre Andreas Retzius[1] sowie sein Sohn Gustaf Retzius[2] zu nennen sind, auf den Unterschied zwischen beiden Rassen in der Schädelform hingewiesen. Die Skandinavier sind Dolichokephalen, Langschädel und Langgesichter, d. h. sie besitzen Schädel, die ein längeres Maß von der Stirn bis zum Hinterhaupt und auch von der Stirn bis zum Kinn als in der Breite haben. Die Lappen dagegen sind Rundschädel. Bei ihnen ist die Ausdehnung des Schädels in den genannten Richtungen ziemlich gleichförmig. Nachdem dieser Unterschied festgestellt war, begann man neben den auffälligeren Merkmalen der Haar- und Augenfarbe sowie der Körperhöhe auch die Schädelform der Angehörigen der weißen Rasse ins Auge zu fassen und hat sie dementsprechend in verschiedene Gruppen eingeteilt.

Dem im äußersten Norden Europas sitzenden dolichokephalen oder langschädligen Typus entspricht ein gleichfalls langschädliger Typus in Südeuropa, der besonders in Süditalien und Sizilien sowie auf der iberischen Halbinsel verbreitet ist, sich aber auch in Griechenland, Sardinien, Nordafrika und Vorderasien findet. Der Wuchs dieser Rasse ist mittelgroß, das Gesicht oval, die Nase schmal oder mittelbreit. Zum Unterschied von der hellfarbigen nordischen Rasse ist die südeuropäische dolichokephale Bevölkerung (auch häufig als „Mittelmeerrasse“ bezeichnet) brünett, mit schwarzem Haar und bräunlicher Hautfarbe. Man hat den Eindruck, als ob in einer fernen Vorzeit diese beiden dolichokephalen europäischen Rassen einmal eine Einheit gebildet hätten, aber durch ein fremdes Rassenelement, das sich zwischen sie einschob, auseinandergesprengt worden seien. Dieser dritte Bestandteil der europäischen Bevölkerung gehört in seiner Hauptmasse der sogenannten „alpinen“ Rasse an, so genannt nach ihrem heutigen Hauptverbreitungsgebiet im mittel-

1 Om formen af Nordboernas Cranier (Über die Schädelformen der Bewohner des Nordens). In den Verhandlungen der 3. schwedischen Naturforscherversammlung, Stockholm 1842.

2 Crania Suecica antiqua, 1900 und (zusammen mit M. Fürst) Anthropologia suecica, 1902.

europäischen Gebirgsland. Häufig wird sie auch nach ihrem vermutlichen Ausgangspunkt, dem armenischen Hochland in Kleinasien als „armenische“ oder „alarodische“ Rasse bezeichnet. Die alpine Rasse zeichnet sich durch extreme Kurzköpfigkeit (Brachykephalie) aus. Ihre Individuen haben nicht selten ein steil nach oben gehendes Hinterhaupt; Haar- und Augenfarbe sind dunkel. Die alpine Rasse hat einmal Mitteleuropa in weiterer Ausdehnung als heute inne gehabt, ist aber durch eine Einwanderung mittelgroßer Mesokephalen (mittellange Köpfe) mit runden Schädeln und von heller Haut- und Haarfabe, blauen oder grauen Augen zurückgedrängt worden. Dieser vierte Hauptbestandteil der europäischen Bevölkerung hat seinen Ausgang anscheinend vom Innern Rußlands genommen, wo er sich in besonderer Häufigkeit im Gebiete der Waldaihöhe findet. Heute nimmt er Mittel- und Süddeutschland, Deutsch-Österreich, Ober- und Mitttelitalien, Mittel- und Nordfrankreich zum größten Teil ein. Er hat auch die früher an der Küste des tyrrhenischen Meeres sitzende, der Mittelmeerrasse angehörige Bevölkerung von da verdrängt. Endlich wäre noch die den westlichcn Teil der Balkanhalbinsel einnehmende „dinarische“ Rasse zu erwähnen, die extreme Kurzköpfigkeit wie die alpine Rasse, aber im Gegensatz zu dieser hohen Körperwuchs aufweist. Zu ihr gehören viele Südslawen und Albanier. Ihre Herkunft ist bei der absoluten Isoliertheit, mit der sie auftritt, ganz unaufgeklärt.

Die auf Tafel III abgebildete Karte, die von dem amerikanischen Anthropologen Z. W. Ripley entworfen ist, gibt ein Bild von der Verteilung der Langköpfe, Rundköpfe und Kurzköpfe über Europa[1]. Diese Einteilung hat (bis auf andere Benennungen) die Zustimmung aller bedeutenden Anthropologen gefunden, so des Franzosen J. Deniker[2], der mit noch feinerer Gliederung sechs primäre und vier sekundäre europäische Rassen annahm, des Schweizer Anthropologen J. Kollmann[3] und des Münchner Anthropologen J. Ranke[4]. Die beiden letzteren gliederten die Haupttypen noch weiter in Unterabteilungen nach der Gesichtsform, ob Langgesichter oder Breitgesichter, mit verschiedenartigen Übergangs- und Mischstufen[5].

---

1 The Races of Europe, a Sociological Study. London 1900.

2 Les races européennes in verschiedenen Bänden (8, 9) des Bulletin de la Société Anthropologique de Paris und an anderen Stellen, auch in dem Buche Les Races et les Peuples de la Terre, Paris 1900.

3 Lehrbuch der Entwicklungsgeschichte des Menschen, Jena 1898.

4 Der Mensch. 2 Bände. 1. Aufl. 1890; 3. Aufl. 1911—12.

5 Daneben steht freilich eine andere Lehre, die annimmt, daß Europa ursprünglich von einer einheitlichen, langschädligen Bevölkerung bewohnt war, die aber in recht weiten Grenzen variierte, insofern sich auf beiden Seiten des Haupttypus extreme Formen fanden, die in größerem oder geringerem Umfang als konstante Typen auftreten konnten. Die sog. alpine Rasse sei eine solche extreme

Die Schichtung der europäischen Bevölkerung, die nach den heutigen Verhältnissen bestimmt ist, scheint auch in vorgeschichtlicher Zeit im großen Ganzen die gleiche gewesen zu sein. Größere Verschiebungen ergaben sich hauptsächlich durch das Vordringen der nordischen Langköpfe in der Völkerwanderungszeit; doch hat das nordische Element tiefere Spuren nur da hinterlassen, wo es im Zusammenhang mit seinem Ausgangspunkt blieb, also in Nordwesteuropa bis Mittelfrankreich etwa und in Süddeutschland längs der Flußtäler, während der germanische Einschlag in Südeuropa größtenteils wieder verschwunden ist. Andererseits ist das mittelländische Element, das früher als „Ligurer" am Nordrande des Mittelmeers, in Oberitalien und Südfrankreich bis zur Rhône hin saß, verdrängt worden, während es sich in der Bretagne, in Südwestengland, in Irland und in Westschottland erhalten hat. Der Unterschied zwischen den rothaarigen Kaledoniern und den dunklen, kraushaarigen Siluren im südlichen Wales ist schon Tacitus aufgefallen. Er bemerkt bereits die Ähnlichkeit zwischen Kaledoniern und Germanen sowie zwischen Wallisern und Iberern[1].

In das geschilderte Rassengemisch Europas (Abb. 8) hat das Schicksal den größeren Teil des jüdischen Volkes hineingestellt; ja, man kann sagen: gegenüber dem sog. aschkenasischen (ost- und mitteleuropäischen) ist das übrige Judentum zahlenmäßig ganz ins Hintertreffen geraten. Von allen europäischen Rassen, besonders aber von den osteuropäischen, hat das jüdische Volk Teile in sich aufgenommen. Deshalb mußten wir sie eingehender betrachten. Aber auch der asiatische Zweig der weißen Rasse darf nicht vernachlässigt werden, da in seinem Gebiet die Wurzeln des jüdischen Volkes liegen.

Die Mittelmeerrasse, die sich dem Küstengebiet Europas entlang auch am Atlantischen Ozean bis nach Nordeuropa ausgebreitet hat, greift im Südosten über Nordafrika und Ägypten nach dem vorderen Orient über. Zu ihr gehörig sind die Völker, die Arabien, Palästina, Syrien und Mesopotamien in geschichtlicher Zeit bewohnen. Man bezeichnet sie häufig auch ungenauerweise mit einem sprachlichen Terminus als „semitische" Völker. Reinrassig sind diese Semiten allerdings wohl nicht gewesen, wenigstens haben wir für mehrere Stellen Berichte über andere Bevölkerungsschichten, die von ihnen aufgesogen wurden oder neben ihnen wohnten. Im südlichen Teil des Zweistromlandes Mesopotamien, in der Landschaft Sumer oder Sinear saß vor der semitischen Bevölkerung eine andere

Variante des Haupttypus, die in vorgeschichtlicher Zeit nirgends in so großer Masse auftritt, daß sie als eigne Rasse angesehen werden kann (Sören Hansen in Oldtiden, Bd. 7, S. 190 f.).

1 De Vita et Moribus Julii Agricolae, Kap. 11.

Rasse, die Sumerer, die sich im Aussehen ganz wesentlich von den späteren semitischen Einwanderern unterschieden[1]. Sie sind es, die die Kultur, die religiösen Vorstellungen und vor allem die Schrift (Keilschrift) geschaffen haben, die später die von Norden her vordringenden Semiten übernahmen. Wie diese Sumerer sich physisch von ihren semitischen Nachbarn unterschieden, zeigt der Porträtkopf aus der Zeit des Königs Gudea (etwa 2600—2550 v. Chr.). Die Sumerer haben im Gegensatz zu den Semiten eine schmale und spitze Nase mit gradem Rücken und kleinen Nasenflügeln. Auch der Mund ist klein, die Lippen schmal und fein gerundet. Der Unterkiefer ist sehr kurz und das eckige Kinn springt wie die Backenknochen scharf hervor. Die Augen stehen schräg wie bei den Mongolen (s. Abbildung 6 auf Tafel I). Ob sie mit den Ostasiaten rassenhaft verwandt sind, läßt sich schwer sagen. Sprachlich sind sie bis jetzt völlig isoliert trotz der Versuche, sie den kaukasischen oder altaïschen Sprachen anzugliedern. Sie haben sich später den Semiten angeglichen und sind in ihnen aufgegangen.

Noch an einer anderen Stelle tritt uns ein von den Semiten verschiedener Volksstamm gegenüber; das sind die an der südlichen Küste Palästinas wohnenden Philister, die Pelischtim der Bibel, die Pulusati der ägyptischen Denkmäler, denen „Palästina“ seinen Namen verdankt. Auch ihr Gesichtstypus unterscheidet sich wesentlich von dem der Semiten. Wir kennen ihr Aussehen aus ägyptischen Darstellungen, z. B. auf einem Relief der Siegesinschrift Ramses III (1198—1167 v. Chr.). Dies Relief findet sich am großen Ammontempel von Medînet Hâbu, dem alten Theben. Die Philister sind durch einen eigenartigen Kopfschmuck charakterisiert, eine Art Federkrone (s. Abbildung 11 auf Tafel III). Köpfe mit demselben Federschmuck finden sich auf dem mit hieroglyphischen Zeichen bedeckten Tondiskus von Phaistos auf Kreta, der aus der dritten Periode der mittleren minoïschen Zeit (1800—1550) stammt[2]. Man nimmt an, daß die Philister von Kreta her an die Küste Palästinas gekommen sind und sich bis in die historische Zeit als rassefremdes Element neben den semitischen, dem Mittelmeertypus angehörigen Völkern gehalten haben.

Wie Vorderasien mit Südeuropa in anthropologischer Hinsicht durch den gleichen Rassentypus eng verbunden ist, so hängt Kleinasien in derselben Hinsicht mit Mitteleuropa zusammen. Ein dem kurzköpfigen „alpinen“ verwandter Typus ist in Kleinasien und Armenien weit verbreitet. Er tritt in den Darstellungen von Hethitern auf

1 Vgl. Ed. Meyer, Sumerier und Semiten in Babylonien. Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften, Jahrg. 1906, Abh. III.

2 René Dussand, Les Civilisations préhelléniques dans le bassin de la mer Égée. 2me édition, 1914, S. 425 ff.

ägyptischen Denkmälern und in ihren einheimischen Skulpturen deutlich hervor. Das charakteristische Aussehen der Hethiter werden wir bei der Betrachtung der rassenhaften Zusammensetzung der Juden in Kana'an näher kennen lernen. Dieser auch als „alarodische" Rasse bezeichnete Menschenschlag scheint ursprünglich weit nach Süden über die Tauruskette hinaus in Syrien und Mesopotamien verbreitet gewesen zu sein. Zu ihm gehörten auch die Mitani am oberen Euphrat, deren Blütezeit in die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. fällt. Diese Völker haben früher (2. Jahrtausend v. Chr.) in sprachlicher Hinsicht indogermanische Einflüsse erlitten, die uns in der jetzt entzifferten Sprache der Keilschrifttafeln von Boghazköi (Hattosas, der einstigen Hauptstadt des Hethiterreiches, fünf Tagereisen von Angora), dem Pseudo-Hethitischen (Kanisischen) deutlich entgegentreten. Daneben sind in den Funden (aus der Zeit um 1300 v. Chr.) noch andere Sprachen vertreten, so daß Kleinasien damals wie auch noch später in linguistischer Hinsicht recht zerrissen erscheint [1]. Aber der körperliche Typus der Bevölkerung ist zu allen Zeiten bis auf heute im wesentlichen der gleiche geblieben.

Es stießen also im vorderen Orient außer manchen uns nur dem Namen nach bekannten und weder linguistisch noch anthropologisch schärfer zu erfassenden Völkergruppen vornehmlich zwei Typen aufeinander: 1. die dem Mittelmeertypus der weißen Rasse zuzurechnenden, nach einem sprachlichen Terminus als „Semiten" bezeichneten Völker und 2. der dem mitteleuropäischen alpinen Bevölkerungselement verwandte „alarodische" oder „armenoïde" Typus, dessen hervorragendste Vertreter im 2. Jahrtausend v. Chr. die kleinasiatischen Hethiter waren. In Palästina, dem südlichen Teil Syriens, wo die beiden Elemente sich berührten und durchdrangen, ist das jüdische Volk zur nationalen Selbständigkeit gelangt und die Spuren dieses Durchringens haben sich seinem anthropologischen Typus eingegraben.

Allerdings war das von den „Hebräern" in Besitz genommene Land lange vor ihrem Einzug (ein geschichtliches Datum ist nicht bekannt) von Menschen bewohnt gewesen. Aber wir wissen noch kaum etwas über die Rassen der Stein- und Bronzezeit in Kana'an, die zahlreiche megalithische Denkmäler hinterlassen haben [2].

---

1 Fr. Hrozný, Über die Völker und Sprachen des alten Chatti-Landes. Boghazköi-Studien. Heft 5. 1920. E. Forrer, Die Inschriften und Sprachen des Ḫatti-Reiches. Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft. N.F. Bd. 1, S. 202 ff. — Weitere Literatur bei S. Feist, Indogermanen und Germanen, 3. Aufl., S. 123 ff.

2 Siehe O. Karge, Rephaim. Die vorgeschichtliche Kultur Palästinas und Phöniziens. Collectanea Hiërosolymitana Bd. I. Paderborn 1917 oder P. Thomsen,

In der Bibel werden die vorisraelitischen Einwohner Palästinas als Kana'aniter bezeichnet. Das bekannteste Glied der kana'anäisch-semitischen Einwanderung in Palästina sind die (später an den dem Libanon vorgelagerten Küstenstreifen gedrängten) Phönizier. Andere kana'anäische Stämme sind die Amoriter[1] (Emori in der Bibel, Amurru in babylonisch-assyrischen Inschriften), Moabiter und Edomiter, die ebenso wie die jüngeren Aramäer häufig im Alten Testament genannt werden und nach dessen Angaben früher zur Seßhaftigkeit gelangt sind als das jüngste Glied, die Hebräer selbst. Dieser Stamm wird in den aus den Schutthaufen von Tel-el-Amarna in Ägypten gehobenen Tontafeln, die fast sämtlich in babylonischer Schrift und Sprache (bis auf eine Tafel in der Mitani-Sprache und zwei in hethitischer Sprache) abgefaßt sind und einer im 15. Jahrhundert v. Chr. stattgehabten Korrespondenz zwischen dem ägyptischen König, dessen Vasallenfürsten in Syrien und Palästina und den Königen der Hethiter und der Mitani in Kleinasien entstammen, als „Chabiri" bezeichnet[2]. Noch weitere Völker, die die Hebräer bei ihrem Einzug in das Land Kana'an antrafen, sind neben den Kana'anitern die Chitti der Bibel, die Cheta der ägyptischen Inschriften, die mit den schon oben (S. 6f.) erwähnten Hethitern identisch sind, ferner die Perisi und die Jebusi auf dem Gebirge, die Chiwi des Hermon im Lande Mizpa mit ihrer Hauptstadt Gibeon, die Anakim usw.; endlich die auch bereits erwähnten Pelischtim oder Philister. Außer von diesen sowie den Hethitern und Amoritern ist uns über die in der Bibel, spez. im Buche Josua genannten Völkerschaften Kana'ans nichts Genaueres bekannt. Eines aber darf wohl als wahrscheinlich angenommen werden, daß sie alle, außer den Philistern und Hethitern, der Sprache und Rasse nach Semiten waren. Sie gehörten nur einer älteren Einwanderungsschicht als die Hebräer an.

Kompendium der palästinischen Altertumskunde. 2. Aufl. Tübingen 1920. — Über die Anwesenheit von indogermanischen Stämmen in Palästina vor dem Einzug der Hebräer läßt sich keine Sicherheit gewinnen. In den El-Amarna-Briefen werden wohl Stadtfürsten mit Namen arischen Klanges genannt (z. B. Schuwardata, Jaschdata, Artamanja, Arzawija usw.); aber wir wissen nicht, ob hinter diesen Satrapen auch gleichvölkische Scharen von Kriegern standen. Für das Rassengemisch in Palästina können Arier (d. h. asiatische Indogermanen) daher als Faktor nicht in Rechnung gestellt werden.

1 Die Amoriter (in den El-Amarna-Tafeln *A-mu-ri*, *A-mu-ur-ra*, *A-mur-ru* genannt) haben sich weit, bis nach Babylon ausgedehnt und sind zweifellos Semiten gewesen. Die in populären rassekundlichen Werken oft anzutreffende Behauptung, sie hätten das „arische" Element zum Aufbau des jüdischen Volks geliefert, entbehrt jeder geschichtlichen Begründung. Vgl. A. T. Clay, The Empire of the Amorites. New Haven 1919.

2 Ausgabe der Amarna-Briefe von J. A. Knudtzon, Die El-Amarna-Tafeln in Umschrift und Übersetzung. Leipzig, 1915.

Von den nichtsemitischen Völkern sind uns die Hethiter am besten bekannt. Das Volk der Hethiter[1] tritt um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends auf der östlichen Hochebene Kleinasiens auf. Von dort aus haben die Hethiter sich nach Süden und Osten ausgedehnt. Wir kennen sie jetzt aus historischen Nachrichten, aus ihrer Sprache und durch die zahlreichen Felsskulpturen, während die Felsinschriften in Hieroglyphenschrift noch der Entzifferung harren. Alle diese Denkmäler sind seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts von verschiedenen Forschern in mehreren Teilen Kleinasiens und des nördlichen Syriens entdeckt worden. Der Mittelpunkt der Hethiterherrschaft lag, wie schon erwähnt, in Hattosas unweit des heutigen Dorfes Boghazkiöi, fünf Tagereisen östlich von Angora; doch finden sich gleichartige Felsskulpturen auch im Taurusgebiet und im westlichen Kleinasien. Am längsten erhielt sich das Hethiterreich in der alten Stadt Karkemisch am Euphrat. Diesem letzten Reich der Hethiter hat König Sargon von Assyrien im Jahre 717 ein Ende gemacht. Ein deutscher Forscher, der Berliner Anthropologe F. von Luschan, hat die große Ruinenstätte von Sendschirli am Amanos im Auftrag der deutschen Orientgesellschaft durchforscht und viele Skulpturen und Inschriften in das Berliner Museum gebracht. Wenn auch die Historiker Zweifel daran hegen, ob sich die Hethiter als Rasse tatsächlich bis nach Palästina ausgedehnt haben, so liegt doch ein starker Beweis dafür vor in dem Fortleben des hethitischen Typus bei den Juden nicht nur zur Zeit ihres eigenen Reiches, sondern bis auf die heutige Zeit. Wie die Hethiter aussahen, wissen wir nicht nur aus den im Lande selbst aufgefundenen, ziemlich rohen Skulpturen, sondern auch aus Darstellungen auf ägyptischen Denkmälern. Auf einem der Tortürme von Luxor (Ostturm), auf denen Ramses II. seine Siegestaten verherrlicht, sehen wir hethitisches Fußvolk (Abb. 15) aus der Schlacht bei Kadesch (nach 1300 v. Chr.), wo die Hethiter von den Ägyptern geschlagen wurden. Der Schädel ist sehr kurz und die Stirn fliehend, die Nase springt groß und gekrümmt vor, Mund und Kinn dagegen sind klein. Ihre Haartracht ist charakteristisch: das Gesicht ist glatt rasiert und das Haupthaar in einen lang herabhängenden Zopf geflochten. Sehr eindrucksvoll tritt der hethitische Typus auf einem Felsrelief von Ibrîz (s. Abbildung 16 auf Tafel V) hervor, wo allerdings die Kleidung und Haartracht bereits nach assyrischem Muster verändert ist. Aber die Gesichter sind geblieben, die große vorspringende Nase, die uns an einen noch heute unter den Juden

---

[1] L. Messerschmidt, Hettiter. 2. Aufl. in der Sammlung der alte Orient, Jahrgang 4, 1. Ed. Meyer, Reich und Kultur der Chetiter. Berlin 1914.

verbreiteten Typus erinnert. Das Relief stellt einen Gott der Fruchtbarkeit vor, der in der rechten Hand eine Weintraube, in der linken Hand ein Ährenbündel hält. Vor ihm steht kleiner dargestellt und in anbetender Haltung ein Hethiterkönig, der im übrigen aber denselben Rassentypus vertritt wie der Gott. Dieser hethitische Typus, der noch heute bei den Armeniern der gewöhnliche ist, hängt nach der Schädelbildung eng zusammen mit der von Kleinasien über den Balkan bis zu den Alpen und noch weiter westlich reichenden alpinen Rasse. Unter den heutigen Juden finden wir ihn noch außerordentlich häufig. Es ist allerdings eine strittige Frage, ob er bereits in der Urzeit durch Vermischung der Hebräer mit den in Kana'an eingedrungenen Chitti oder erst in späterer Zeit infolge der Ausbreitung des Judentums über Syrien in das jüdische Volk gekommen ist [1]. Doch scheint der Typus der Israeliten auf der Siegessäule des assyrischen Königs Salmanassar II (s. Abb. 14 auf Tafel IV) für die erstere Annahme zu sprechen.

Inwieweit die Stämme der Hebräer bei ihrer Besitznahme von Kana'an auch in anthropologischer Hinsicht (wie ihrer Sprache nach) als reine Semiten anzusehen sind, entzieht sich natürlich jedweder Untersuchung [2]. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Übereinstimmung der Typen bei den Semiten auf ihrem Verbreitungsgebiet in Arabien, sowie in dem von den Bergketten des Tauros und des Zagros begrenzten vorderasiatischen Tiefland ziemlich weitgehend ist. Die älteste bekannte Darstellung eines Semiten, die des Königs Naramsin von Agade, stammt aus der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. Sie unterscheidet sich nicht wesentlich von späteren Porträts babylonischer Könige, z. B. demjenigen des Königs Mardukbaliddin. Die Stirn ist gerade ansteigend, die Nase leicht gekrümmt, an der Spitze etwas verdickt, aber nicht sehr groß, die Lippen ein wenig aufgeworfen, die Backenknochen kräftig entwickelt, die Wangen fleischig und gerundet. Das Auge

---

1 Gegen die Theorie F. v. Luschans, der die Entstehung der Kurzköpfigkeit bei den Juden auf eine starke Mischung mit den Hethitern zurückführt, wendet sich E. Auerbach in dem Aufsatz „Die jüdische Rassenfrage". Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 4 (1907), S. 332 ff. Seinen Standpunkt verteidigt v. Luschan in einem „Offenen Brief an Dr. E. Auerbach" an der gleichen Stelle, S. 362 ff.

2 F. v. Luschan wollte früher (ebenso wie J. M. Judt und C. H. Stratz) die bei Juden gelegentlich vorkommenden Negermerkmale (wulstige Lippen, krauses Haar) auf die nigritische Beimischung zurückführen, die von den Juden bei ihrem Aufenthalt in Ägypten aufgenommen worden sei. Abgesehen davon, daß der historische Beweis für die ägyptische Episode noch nicht erbracht ist, müßte man außerdem nachweisen, daß die Juden im Lande Gosen Gelegenheit hatten, mit Negern in Berührung zu kommen. Vermutlich gehen die zuweilen auch bei Juden vorkommenden negerhaften Züge auf den uralten Handel mit schwarzen Sklaven zurück (F. v. Luschan, Völker, Rassen, Sprachen, S. 58 f.)

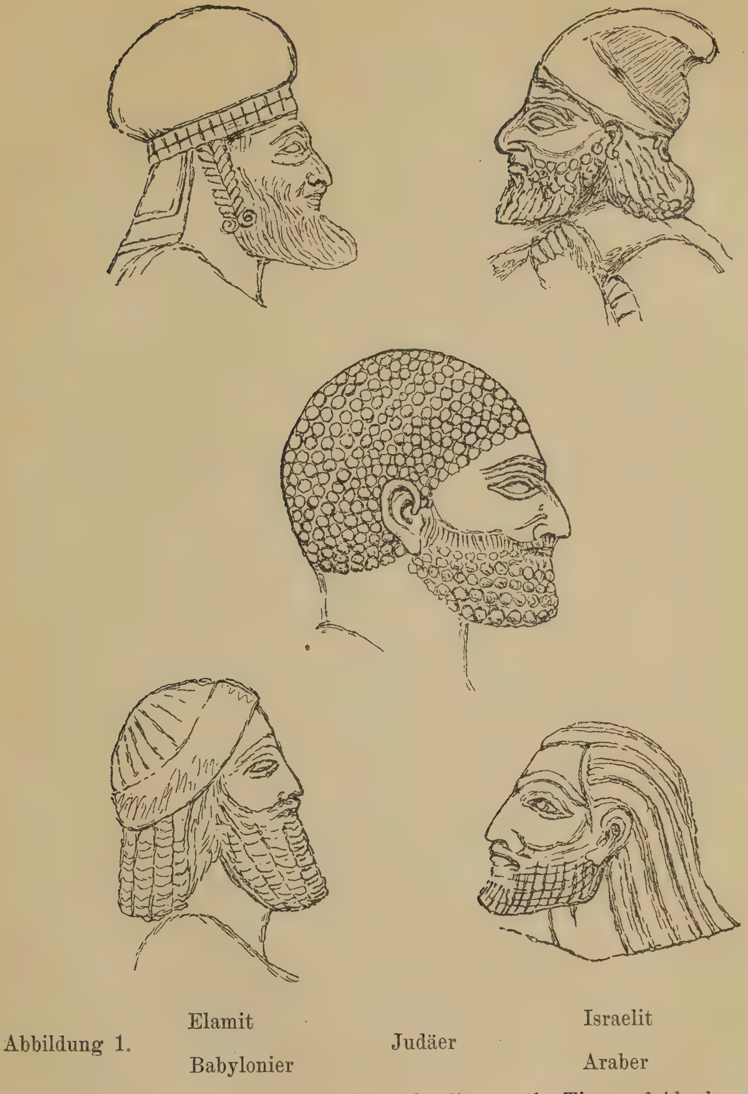


Abbildung 1. Elamit — Babylonier — Judäer — Israelit — Araber

Semitische Typen aus H. G. Tomkins, Studies on the Times of Abraham, Tafel V; nach assyrischen Denkmälern gezeichnet.

ist groß und die Augenbrauen sind stark geschwungen, ein Zug, der noch heute für viele Juden charakteristisch ist. Wie bei allen Semiten ist der Haar- und Bartwuchs sehr reichlich (vgl. die obige Znsammenstellung semitischer Typen).

Wir kennen den semitischen Typus auch aus ägyptischen Darstellungen des alten Reichs und sehen, daß er der gleiche ist, den wir heute noch beobachten können. Er erscheint in den Darstellungen der Reliefs auf der Sinai-Halbinsel, in späteren Abbildungen in Ägypten aus der Zeit Ramses III (1198–1167) im großen Ammontempel zu Theben (heute Medînet Hâbu), wo die Kriegstaten des Königs inschriftlich verewigt sind (s. Abbildung 13 auf Tafel IV). Aus einer noch jüngeren Periode stammen die Abbildungen auf dem Siegesrelief im Hofe des Tempels von Karnak, das Schoschenk I, der Zeitgenosse Salomos, herstellen ließ. Er fiel im fünften Regierungsjahr des Rehabeam, des Sohnes Salomos, in Palästina ein, eroberte Jerusalem und kehrte mit reicher Beute nach Hause zurück. Die Bilder von gefangenen israelitischen Häuptlingen (s. Abbildung 12 auf Tafel III) zeigen uns denselben Typus wie wir ihn aus babylonischen oder assyrischen Denkmälern kennen [1].

Etwa ein Jahrhundert nach Schoschenk, im Jahre 840 v. Chr., fiel der assyrische König Salmanassar II. in Syrien ein, verwüstete das Land und belagerte Damaskus, den Sitz des Ben Hadad, Königs der Aramäer, konnte es aber nicht einnehmen. Auch König Jehu, Omris Sohn, der damals über Israel herrschte, mußte sich ihm unterwerfen; denn auf dem zum Andenken an diesen Feldzug aufgerichteten Obelisken werden auch Israeliten als tributzahlende Völker dargestellt (s. die Abbildung 14 auf Tafel IV). Die Typen sind die gleichen wie sie uns ein Jahrhundert früher entgegentreten und wie wir sie noch heute unter den Juden finden. Sie nähern sich stark dem als hethitisch gekennzeichneten Aussehen vieler Juden [2].

Der sogenannte semitische Typus ist am reinsten in Arabien erhalten, das ja heute fast allgemein als Ausgangspunkt der semitischen Völker angesehen wird. Erstaunlich ist seine große Beständigkeit von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag. Er ist nicht nur bei den Arabern in ganz Vorderasien und Nordafrika weit verbreitet, sondern auch bei den in der ganzen Welt zerstreut lebenden Juden nicht zu verkennen, trotz aller Beimischungen, die das viel umhergewanderte Volk im Laufe der Zeit naturgemäß erlitten haben muß. Wir werden in den späteren Ausführungen dieses Buches sehen, bei welchen der zahlreichen jüdischen Gruppen der Gegenwart der semitische Typus am reinsten bewahrt ist. Man

---

1 Die erste und einzige Erwähnung von „Israeliten" in Palästina aus der Pharaonenzeit findet sich in einem Siegeshymnus des Pharaoh Merenptah um 1220 v. Chr. Vgl. W. Spiegelberg, Ägyptische Zeitschrift, Bd. 34 (1897), S. 1 ff.

2 Natürlich darf man nicht annehmen, daß etwa alle Israeliten damals den „hethitischen" Typus aufgewiesen hätten. Der Künstler hat einen besonders hervorstechenden Typus zur Darstellung gebracht, wie man das noch heute bei der Kennzeichnung der Vertreter eines Volkes (Uncle Sam) beobachten kann.

kann aber ohne weiteres voraussetzen, daß dies bei denjenigen Juden der Fall sein wird, die im Gebiete der Mittelmeerrasse, von welcher der semitische Typus nur eine Unterabteilung darstellt, ansässig geblieben sind (s. zwei alte Typen beider Rassen auf Tafel II).

Die beiden Komponenten der jüdischen Rasse, der hethitische und semitische Typus, die wir bis jetzt kennen gelernt haben, erschöpfen aber die zahlreichen Varietäten der jüdischen Rasse der heutigen Zeit noch nicht. Vor allem lassen sie den bei den nordeuropäischen Juden, aber auch in Palästina und Nordafrika gelegentlich auftretenden blonden Typus unberücksichtigt. Um auch diesen bei der Zusammensetzung des jüdischen Volkes unterzubringen, hat F. von Luschan eine Theorie aufgestellt, die er zum erstenmal im Jahre 1892 in einem Vortrag bei der 23. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Ulm zum Ausdruck brachte [1].

Dieser Theorie zufolge sei das jüdische Volk schon in seinem Heimatland aus drei rassenhaft verschiedenen Teilen zusammengesetzt gewesen: 1. dem semitischen Stamm, dem die Hebräer ihrer Herkunft nach angehörten; 2. dem hethitischen oder alarodischen Einschlag, der sich ihnen durch Vermischung mit den im Lande Kana'an ansässigen Angehörigen dieser Rasse beigesellte; 3. den „indogermanischen“ Amoritern. Wie schon oben (S. 8 Anm. 1) bemerkt, ist die Annahme, die Amoriter seien Indogermanen gewesen, sicher ein Irrtum [2]. Die Sprache der Amoriter ist eine semitische, keine indogermanische gewesen; sie scheint, nach den spärlichen Resten zu schließen, dem Phönizischen wie dem Hebräischen nahe gestanden zu haben. Ferner muß es als ein Trugschluß bezeichnet werden, wenn man aus der Tatsache, daß es heute blonde Juden (zumeist in Europa) gibt, die Folgerung zieht, daß auch schon zur Zeit der Selbständigkeit des jüdischen Volks in Palästina blonde Elemente vorhanden gewesen seien. Dieser Trugschluß wurde dadurch ermöglicht, daß die älteren Veröffentlichungen der Darstellungen von Amoritern und anderen Semiten nach ägyptischen Quellen Angehörige dieser Völker mit blonden Haaren und grauen Augen zeigten. Aber die Annahme, daß auf ägyptischen Denkmälern hellfarbige Semiten zu finden seien, geht auf ungenaue Beobachtung

---

1 Korrespondenzblatt der Deutschen anthrop. Gesellschaft, Bd. 23, S. 94—100. Wie v. Luschan kurz vor seinem Tode in einer Sitzung der anthropologischen Gesellschaft zu Berlin mitteilte, ist er von seiner damals ausgesprochenen Ansicht zurückgekommen und hält die Lösung des Problems der jüdischen Rasse nicht mehr für so einfach, wie er damals glaubte.

2 In einem Aufsatz: Zur physischen Anthropologie der Juden im Bd. I, S. 1 ff. der Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden spricht F. v. Luschan schon nicht mehr von den „indogermanischen“ Amoritern.

zurück[1]. Damit fällt die einzige ernsthafte Stütze für die Annahme blonder Typen in Palästina zur Zeit des jüdischen Reiches weg. Wie sich die blonden Elemente unter den heutigen Juden erklären, die übrigens fast ausschließlich in Europa zu finden sind, werden wir später (Abschnitt XIV) erörtern.

Das Ergebnis unserer Ermittlungen über die rassenhafte Zusammensetzung der Juden zur Zeit ihrer Selbständigkeit fassen wir also dahin zusammen: die Bevölkerung Palästinas in alter Zeit bestand vorwiegend aus Semiten, die aber schon bald nach ihrer Einwanderung eine rassenhaft verschiedene Beimischung erhielten, wenn die Angaben der Bibel, daß Hethiter und noch andere Völker im Lande Kana'an wohnten, zutreffen. Lehnen wir diese Angaben als historisch nicht genügend beglaubigt ab — wozu meines Erachtens aber kein Grund vorliegt —, so wäre die Vermischung mit Hethitern bei der Ausbreitung des jüdischen Reichs oder der jüdischen Religion nach Syrien wohl doch eingetreten. Der hethitische Typus also, der bei den heutigen Juden mindestens so verbreitet ist wie der semitische, stammt sicherlich aus sehr alter Zeit. Was die israelitischen Stämme bei ihrer Besitzergreifung des Landes Kana'an sonst an fremdem Blut in sich aufgenommen haben, läßt sich heute nicht mehr feststellen, jedenfalls so lange nicht, als Palästina nicht genauer in archäologischer Hinsicht erforscht ist[2].

---

1 Siehe Dr. Max Burchardt (gest. 1914) bei Verf., Indogermanen und Germanen, 3. Aufl., S. 34, Anm. 2.

2 So spricht die Bibel mehrfach von Riesengeschlechtern, die vor den Hebräern im Lande Kana'an wohnten. Im Kap. 6 der Genesis heißen sie „Nephilim", die Heroen der Vorzeit (und auch noch nachher, spätere Glosse) und Kap. 13 Numeri berichten die Kundschafter, die nach dem heiligen Lande gesandt worden waren, sie hätten auch die Riesen, die „Anaksöhne" dort gesehen. An anderen Stellen werden sie „Rephaim" (eig. Schatten, Totengeister) genannt (Deuteronomium 2: Emim = Anakim = Rephaim = Zamzummim in der Sprache Ammons) oder „Anakim" genannt. Letztere werden von Josua (Kap. 11) in Hebron, von den Gebirgen Juda und Israel vertilgt. Ob unter diesen Namen tatsächliche, vorkana'anäische Bevölkerungsschichten zu verstehen oder ob sie nach Art der in Deutschland nicht seltenen „Hunnen"namen zu beurteilen sind, ist vorläufig nicht zu entscheiden.

II.

Die Juden in der Diaspora.

Das Nordreich Israel, das mit knapper Not der Unterwerfung durch Salmanassar II (842 v. Chr.) entgangen war, wurde im Jahre 722 v. Chr. von Sargon von Assyrien vernichtet und die Bewohner Samarias wurden größtenteils, wie im zweiten Buch der Könige Kapitel 17, 3—6 erzählt wird, weggeführt und an drei Örtlichkeiten im assyrischen Machtbereich angesiedelt: in der Landschaft Gozan am Ufer des Chabor, eines linken Nebenflusses des Euphrat; in Chalach in der Landschaft Arrapachitis östlich des gebirgigen Quellenlands des oberen Zab, eines Nebenflusses des Tigris; endlich in den Städten Mediens. An Stelle der Weggeführten wurden babylonische und hethitische Ansiedler aus Babel, Kutha, Hamat und andren Orten nach dem Nordreich verpflanzt. Aus ihnen und zurückgebliebenen Israeliten geht schließlich das Mischvolk der Samaritaner hervor, von dem sich ein kleiner Überrest bis heute in Nablus, dem alten Sichem, in Samarien, erhalten hat [1]. In den schon früher (734) vom Nordreich abgetrennten und zu Assyrien geschlagenen Teilen erhielt sich israelitisches Volkstum noch weiter, bis in die nachexilische Zeit des Südreichs Juda, das seine Selbständigkeit fast einundeinhalbes Jahrhundert länger bewahrte. Im Jahre 597 mußte auch die Elite des jüdischen Volkes unter König Jojakin nach Babylon ins Exil wandern und im Jahre 586 v. Chr. wurde seine staatliche Selbständigkeit durch Nebukadnezar von Babylon aufgelöst und seine Bewohner großen Teils nach Babylonien in die Gefangenschaft geführt. Das ist der Anfang der bis heute bestehenden jüdischen Diaspora.

Aber während uns über den weiteren Verbleib der nach Assyrien weggeführten Israeliten (die sog. 10 Stämme) nichts bekannt ist — alle angeblichen Nachrichten sind ins Reich der Fabel zu verweisen —, sind wir über das Los der nach Babylon weggeführten Juden besser unterrichtet. Fünfzig Jahre nach der Zerstörung des Tempels im Jahre 536 v. Chr. gibt der Perserkönig Kyrus, der sich

1 Näheres über die Samaritaner in Abschnitt XII.

inzwischen zum Herrn von Babylon gemacht hat, den Juden die Erlaubnis, in ihr Vaterland zurückzukehren. In mehreren Zügen kehrte eine Anzahl von ihnen nach Palästina zurück und erbaute den Tempel wieder trotz mancher Hindernisse durch die feindlich gesinnten Samaritaner (516 v. Chr.). Die Juden leben nunmehr unter persischer Oberhoheit, sowohl in ihrem Stammland Palästina wie in Babylonien, wo sie sich gleichfalls dauernd erhielten — ihre Hauptwohnsitze waren nach Josephus Nehardea und Nisibis — und zu den treuesten Untertanen des Perserreichs zählten [1]. Juden standen als Soldaten im Dienste der persischen Könige — wie schon vorher bei den letzten ägyptischen Königen — und waren, wie wir aus Funden des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts wissen, zur Sicherung der Südgrenze Ägyptens in einer — schon unter der Regierung Psammetich I (664—609) noch vor der Perserzeit errichteten — Militärkolonie bei Elephantine in Oberägypten angesiedelt. Eine Andeutung davon liegt in der Bibel (Deuter. Kap. 17) vor; eingehendere Nachrichten aus klassischer Zeit finden sich bei Herodot (Buch II, 30). Nun aber haben wir durch die Auffindung von Urkunden (Papyri) in aramäischer Sprache aus der ägyptischen Festung Jeb (griechisch Elephantine) auf der Nilinsel gegenüber dem heutigen Assuan am ersten Nilkatarakt den urkundlichen Beweis für das Vorhandensein einer militärisch-bürgerlichen Ansiedlung von Juden zur Zeit der Perserkönige Darius I, Xerxes, Artaxerxes und Darius II sowie des einheimischen Königs Amyrtaios durch das ganze 5. Jahrhundert v. Chr.[2]. Die weiteren Schicksale dieser jüdischen Diasporagemeinde in Oberägypten sind unbekannt. Ebensowenig weiß man, was aus den jüdischen Flüchtlingen, die nach der Zerstörung des ersten Tempels mit dem Propheten Jeremia nach Ägypten kamen, geworden ist.

Bei der Ausdehnung des jüdischen Volks über die Grenzen Palästinas hinaus mußte selbstverständlich als Folgeerscheinung die Mischung mit stammfremden Elementen in größerer Zahl eintreten.

---

1 Aus der Zeit Artaxerxes I (465—425 v. Chr) haben die amerikanischen Grabungen in Nippur Geschäftsurkunden der Firma Muraschû & Söhne ans Licht gebracht, in denen viele Namen von jüdischen, in Babel gebliebenen Exulanten wie Nathanael, Haggai, Benjamin gefunden worden sind. Siehe V. Hilprecht and A. T. Clay, Business Documents of Murashû Sons of Nippur, dated in the reign of Artaxerxes I. Philadelphia 1898.

2 Kleine Ausgaben der aramäischen Papyri: A. Ungnad, Aramäische Papyrus aus Elefantine. Leipzig 1911 oder W. Staerk, Die jüdisch-aramäischen Papyri von Assuan. Bonn 1907 und Aramäische Urkunden zur Geschichte des Judentums im 6. u. 5. Jahrhundert v. Chr. Bonn 1908. Allgemein verständliche Darstellung bei E. Meyer, Der Papyrusfund von Elefantine. Dokumente einer jüdischen Gemeinde aus der Perserzeit und das älteste Buch der Weltliteratur. 3. Aufl. Leipzig, 1912.

Es ist bekannt, daß schon zur Zeit des alten Reichs die Könige und Vornehmen sehr häufig ausländische Frauen in ihren Harem aufnahmen; nach der Verbannung der Juden nach Babylon wurde die Zahl der fremden Frauen so groß, daß Ezra bei der Wiederaufrichtung des jüdischen Reichs dagegen einschreiten mußte und die Ehen mit heidnischen Frauen für ungültig erklären ließ. Auch die in Elephantine entdeckten aramäischen Urkunden enthalten verschiedentlich nichthebräische, zum Teil schwer deutbare Namen assyrischer, babylonischer, persischer, auch ägyptischer Herkunft, was auf eine Mischung der jüdischen Soldatenkolonisten mit nichtjüdischen Elementen schließen läßt, wenn man nicht annehmen will, daß nur die fremden Namen von den Juden übernommen worden sind.

Seit der Ausbreitung des Hellenismus über Asien nach dem Siegeszug Alexanders des Großen und unter seinen Nachfolgern macht die Zerstreuung der Juden weitere Fortschritte, besonders als Ptolemäus I Judäa dem ägyptischen Reich angegliedert hatte. Er wurde der Begründer der später bedeutendsten jüdischen Kolonie des Altertums, der Gemeinde in Alexandria. Er bewilligte den Juden eine Ausnahmestellung (auch z. T. das Bürgerrecht?) in seinen Staaten und ermöglichte ihnen die Freizügigkeit in Syrien, Kleinasien, Griechenland, Lybien und Kyrene[1]. Ebenso ging mit der Ausdehnung des Römerreichs über Westeuropa und Afrika die Verbreitung der Juden in die der Kultur neuerschlossenen Gebiete Hand in Hand.

Eine jüdische Kolonie in der Hauptstadt Rom ist schon um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. entstanden, zur Zeit als auch sonstige Kulte des Orients hier Fuß zu fassen beginnen. Der Regierung war diese Propaganda schon aus dem Grunde unerwünscht, weil es damals mit der alten Zucht und Religiosität des Römertums schnell bergab ging. Daher wurden die Juden — zusammen mit den chaldäischen Astrologen — im Jahre 139 v. Chr. durch den Fremdenprätor Cn. Cornelius Hispalus aus Rom und Italien ausgewiesen, „weil sie die römischen Sitten durch den Kult des Jahwe Schebaôt (*Sabazii Jovis cultu* heißt es bei Valerius Maximus I, 3, 3, der die Nachricht aus Livius übernommen hat) zu vergiften versuchten". Indessen hat diese Ausweisung wenig genutzt; der Zuzug aus dem Osten wurde immer stärker, die Propa-

---

1 Für die Zeit um 140 v. Chr. bezeugt die jüdische Sibylle Buch III, 271 f. die weite Verbreitung und lebhafte Handelstätigkeit der Juden. Der Geograph Strabo bestätigt uns das Gleiche für die Zeit Sullas (87 v. Chr.), als dessen Unterfeldherr Lucullus sich in Kyrene aufhielt. „Es ist nicht leicht, einen Ort der Erde zu finden, der dieses Volk nicht aufgenommen hat und nicht von ihm beherrscht wird". (Fragment in den jüdischen Altertümern des Josephus, Buch XIV, Kap. 7, 2, Ausgabe von B. Niese, Bd. II, S. 260.)

ganda gewann nicht nur fortdauernd Proselyten, die sich der Beschneidung unterwarfen und vollkommene Juden wurden, sondern sie schuf sich nebenher einen noch viel weiteren Kreis von Männern und Frauen, die mit Ehrfurcht auf die fremden Riten blickten, kein Schweinefleisch aßen und am Sabbat die Hände nicht rührten. Der Spott und die Verachtung, mit der die gebildeten Römer auf sie herabsahen, half wenig dagegen. Starke Vermehrung erhielt die jüdische Gemeinde in Rom durch die zahlreichen bei der Eroberung Jerusalems durch Pompejus im Jahre 63 v. Chr. nach Italien verpflanzten jüdischen Sklaven, von denen nicht wenige die Freiheit und — trotz zähen Festhaltens an ihrer Religion — das römische Bürgerrecht erhielten. Den Hauptsitz der Juden in Rom bildete die seit Caesars Zeit neu entstehende Vorstadt am rechten Ufer des Tiber; andere Ansiedelungen und Synagogen lagen an den zum Meer und ins Innere Latiums führenden Straßen, doch auch in dem Geschäftsviertel der Subura und des Marsfeldes.

Caesar wie die ersten römischen Kaiser haben, im Gegensatz zum republikanischen Regiment, in Rom und im Reich die Judenschaft begünstigt, ihre Privilegien und Befreiungen anerkannt. Die Juden sind daher bei den Trauerfeiern wegen Caesars Tod besonders hervorgetreten und bis zur Zerstörung des zweiten Tempels durch Titus (70 n. Chr.) treue Anhänger des römischen Kaisers gewesen. Von der großen Zahl der Juden in Rom geben die vielen Synagogen ein Bild, von denen wir durch die Grabinschriften der jüdischen Katakomben wissen[1]. Die Gesandtschaft, die nach Herodes Tode (4 n. Chr.) um Abschaffung des Königtums und Unterstellung des jüdischen Staates unter den Statthalter von Syrien beim Kaiser Augustus bat, wurde von über 8000 römischen Juden zum Kaiser geleitet. Damals erreichten die Juden ihr Ziel. Aber unter dem Nachfolger des Augustus, dem Kaiser Tiberius, schlug der Wind um, vielleicht unter dem Einfluß von Sejan, dem Günstling des Herrschers. Im Jahre 19 n. Chr. wurden die Juden, die nicht das römische Bürgerrecht besaßen, aus Italien ausgewiesen und auch ihr Kult unterdrückt. Der zweite Nachfolger des Tiberius, Kaiser Claudius, kehrte freilich zur judenfreundlichen Politik zurück. Doch wollte er Propaganda seitens der römischen Juden unter den Bürgern der Stadt auch nicht dulden[2].

Das Proselytentum war nicht nur in der Reichshauptstadt stark vertreten, sondern auch in den Provinzen gab es einen ununter-

---

1 Nik. Müller, Die jüdischen Katakomben am Monteverde zu Rom, 1912, S. 107 ff. Auch an der Via Appia liegen mehrere jüdische Katakomben.

2 Das Vorstehende zumeist nach Ed. Meyer, Ursprung und Anfänge des Christentums, Bd. 3, S. 459 ff.

brochenen Zustrom von Proselyten; aus allen Landschaften Kleinasiens, aus Mesopotamien, Medien, aus Arabien und Ägypten, aus Lybien und Kreta eilten die Proselyten zum Pfingstfest nach Jerusalem[1]. Das Matthaeusevangelium Kap. XX, 15 zeigt den Eifer, mit dem die Pharisäer die Mission betrieben haben: „Ihr durchzieht Meer und Land, um einen Proselyten zu gewinnen," heißt es da. Die Propaganda war bei dem Verfall der heidnischen Religionen sicher nicht ohne Erfolg, und so erklärt sich leicht das immer mehr anschwellende Einströmen heidnischer Elemente in die jüdische Gemeinschaft. Anders sind die großen Zahlen, die für die jüdischen Gemeinden in Syrien, Ägypten und in der Kyrene genannt werden, nicht zu erklären, denn das Mutterland konnte keine so großen Menschenmengen aussenden und auch die natürliche Vermehrung der Kolonisten würde kaum diese Menge von Juden bewirkt haben. Nur eine ausgedehnte und erfolgreiche Propaganda unter den Heiden konnte ein solches Ergebnis zur Folge haben[2]. Besonders stark war der Zustrom fremden Blutes in dem letzten halben Jahrhundert vor dem Untergang des jüdischen Staates. Berichte darüber liegen bei Josephus und Philo vor. Zumal die Frauen fühlten sich vom Judentum angezogen. So sollen nach einer Mitteilung des Josephus[3] die meisten heidnischen Frauen in Damaskus dem jüdischen Gottesdienst ergeben gewesen sein. In Kleinasien gab es jüdische Proselytinnen, wie uns an zwei Stellen der Apostelgeschichte berichtet wird. Auch unter den Römerinnen machte die jüdische Lehre Proselyten, wie schon erwähnt; unter anderen trat Fulvia, die Gemahlin des bei Kaiser Tiberius angesehenen Senators Saturninus, zum Judentum über[4]. Sie entfaltete ihrerseits wieder eine so eifrige Propaganda für das Judentum, daß Tiberius, wie oben erwähnt, sämtliche Juden und Proselyten aus Rom verwies. Freilich ohne nachhaltigen Erfolg. Selbst Fürstlichkeiten scheuten sich nicht, zum Judentum überzutreten und damit ihren Untertanen den Übertritt nahezulegen. Josephus berichtet das aus der Zeit des Tiberius und Claudius von dem Königshause von Adiabene, einem Vasallenstaat von Parthien am Ufer des Tigris, wo König Izates, seine Mutter Helena und der Thronfolger in aller Form Juden wurden.

---

1 Apostelgeschichte, Kap. 2, 8 ff.

2 Th. Mommsen, Römische Geschichte, 5. Band, 4. Aufl. S. 492. E. Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi, 4. Aufl. Band 3, S. 3.

3 Jüdischer Krieg, Buch II, 560, wo erzählt wird, daß die Behörden von Damaskus einen Beschluß, die gefangenen Juden zu töten (66 v. Ch.), geheimhalten mußten, damit die Frauen ihn nicht den Juden verrieten.

4 Josephus, Jüdische Altertümer, Buch 18, 81 ff. nach einer römischen Quelle (Cluvius Rufus?).

So hatte das Judentum schon vor dem Untergang des selbständigen jüdischen Staates weite Verbreitung erlangt und hatte sich Angehörige so ziemlich aller Völker und Rassen des östlichen Mittelmeerbeckens, darunter auch viele Gebildete, angegliedert[1]. Wir sind natürlich nicht über alle Einzelheiten bei der Verbreitung des jüdischen Glaubens über die damals bewohnte Welt unterrichtet. Nur an den Brennpunkten des politischen Lebens sind uns genauere Nachrichten erhalten. Von Rom haben wir schon gehört; nicht minder gut sind wir über die Hauptstadt der östlichen Hälfte des Römerreichs, Alexandria, unterrichtet. Das verdanken wir vornehmlich den Schriften des hier im ersten nachchristlichen Jahrhundert wirkenden jüdischen Philosophen Philo und des jüdischen Historikers Josephus Flavius, der nach der Eroberung Jerusalems (70 n. Chr.) sein Leben in Rom beschloß.

Die Juden bewohnten in Alexandria besonders das als „Delta" bekannte Viertel, waren aber auch in anderen Stadtteilen verbreitet. Wie überall, so waren auch hier die Juden der Feindschaft ihres Wirtsvolkes ausgesetzt. Wirtschaftliche, politische und religiöse Gründe wirkten in gleicher Weise in dieser Richtung. Doch kamen unter den Ptolemäern keine antisemitischen Ausschreitungen vor, denn die im 3. Makkabäerbuch dem Philopator zugeschriebene Verfolgung ist wohl eine Sage und die besser bezeugten Unruhen unter Euergetes II entstanden aus Gründen der ägyptischen Politik. Erst zur Römerzeit, unter Kaiser Gaius (Caligula), brach im Jahre 38 n. Chr. bei einem kurzen Aufenthalt des neuernannten Königs von Juda, Agrippa I, in Alexandria der erste geschichtlich bezeugte Aufstand gegen die Juden aus, der vielen von ihnen das Leben kostete. Nach der Thronbesteigung des Nachfolgers Caligulas, des Kaisers Claudius, rächten sich die Juden, indem sie ihrerseits zum Angriff auf die Griechen vorgingen (41 n. Ch.). Beide Parteien brachten ihren Streit vor den Kaiser, der vermittelnd eingriff; er verbot den Alexandrinern, die Juden zu behelligen, und diesen untersagte er die Teilnahme an den Wettspielen der Griechen — auch in Palästina waren jüdische Jünglinge Gäste in den griechischen Gymnasien — und jeden Übergriff gegen die alexandrinischen Griechen. Für den versöhnlichen Standpunkt des Kaisers haben wir zunächst das Zeugnis des Josephus, der uns zwei kaiserliche Erlasse wegen der alexandrinischen Juden und der Juden überhaupt im Wortlaut mitteilt[2]; ferner tritt er in einer in den letzten Jahren aufgefundenen

---

1 Ein Beweis dafür ist die unter dem Namen des Longinus gehende griechische Schrift „Über das Erhabene" aus der ersten Kaiserzeit, in der Moses neben Homer gleichmäßig verehrt wird.

2 Jüdische Altertümer, Buch 19, 286—291.

Abschrift eines kaiserlichen Briefes an die Alexandriner hervor [1], aus dem die eben mitgeteilten Einzelheiten stammen.

Was das numerische Verhältnis der Ägypter und Hellenen zu zu den Juden betrifft, so rechnete man in der ersten Kaiserzeit auf 8 Millionen Heiden etwa eine Million Juden [2], davon mindestens 200000 in Alexandria.

Auch in Kleinasien gab es wohl in allen neuhellenischen Städten organisierte Judenschaften, daneben auch in den althellenischen Gründungen [3], selbst im eigentlichen Hellas, z. B. in Korinth, wie aus dem Korintherbrief hervorgeht. Diese Juden sprachen zwar Griechisch — die Kenntnis des Hebräischen war oft nicht größer als heutzutage —, bewahrten aber ihre eigene Nationalität und Religion, im Gegensatz zu den anderen nichtgriechischen Elementen, denen jede Autonomie fehlte.

Die außerordentliche Ausdehnung und Verbreitung der jüdischen Diaspora gegenüber der engen Heimat ist ein Problem, das nur zu lösen ist, wenn man annimmt, daß die jüdischen Ansiedlungen außerhalb Palästinas viel fremdes Blut in sich aufgenommen haben, wie wir schon betont haben (oben S. 19). Vielleicht waren auch die Privilegien, die von den ägyptischen und syrischen Herrschern den Juden zugestanden wurden, ein Anziehungspunkt für die weniger bevorzugten Orientalen und Halbhellenen. Natürlich spielte gegenüber dem verfallenden und verspotteten heidnischen Glauben die reine jüdische Religion eine wesentliche Rolle bei dem Übertritt, zumal der Gebildeteren, ins Judentum.

Die Vernichtung des jüdischen Staatswesens durch die Römer im Jahre 70 n. Chr. sowie die späteren Aufstände unter Trajan und Hadrian hatten zur Folge, daß eine Unmenge Juden als Kriegsgefangene nach Rom, nach Italien und in die anderen römischen Provinzen geschleppt wurden. Die jüdischen Kolonien bildeten ihrerseits wieder Kristallisationspunkte für den Übertritt heidnischer Elemente. Die Kriegsgefangenen waren ja ohnehin oft darauf angewiesen, einheimische Frauen zu ehelichen, wenn sie eine Familie gründen wollten. Freilich gingen von diesen fremden Elementen, die doch immerhin nur in einem lockeren Verband mit dem Judentum standen, viele durch das Aufblühen des Christentums wieder

1 H. Idris Bell, Jews and Christians in Egypt. Illustrated by Texts from Greek Papyri in the British Museum. London 1924.

2 Th. Mommsen, Römische Geschichte, Band 5, 4. Aufl., S. 489 nach Philo, In Flaccum VI, 43 (M. 523).

3 Für Smyrna z. B. ist eine griechische Inschrift beweisend, in der eine dort ansässige Jüdin Roupheina genannt wird (Th. Reinach, Revue des Études Juives, Bd. 7 (1883), S. 161 ff.). Die als „Archisynagogos" (Synagogenvorsteher) — ein reiner Ehrentitel — gekennzeichnete Frau hat sich ein Erbbegräbnis herrichten lassen. Der Titel beweist das Vorhandensein einer jüdischen Gemeinde.

verloren. Aber selbst als dieses bereits eine Macht geworden war, bildete der Übertritt vom Christentum zum Judentum eine ganz gewöhnliche Erscheinung, zumal viele römische Kaiser den Juden völlige Religionsfreiheit, wenn auch nicht mehr die politische Selbständigkeit wie früher gewährten. Erst nachdem Konstantin das Christentum zur Staatsreligion erklärt hatte (312 n. Chr.), wurde der Übertritt eines Christen zum Judentum auf dem Konzil von Nicaea (325) als strafbar erklärt. Sein Sohn Konstantius setzte sogar die Todesstrafe auf Ehen zwischen Juden und Christen; offenbar nur mit vorübergehendem Erfolg.

Als das weströmische Reich untergegangen war und germanische Völker wie die Ostgoten in Italien und die Westgoten in Spanien das Erbe der Römer angetreten hatten, war die Stellung der Juden nicht ungünstiger und die Anziehungskraft des Judentums auf die Andersgläubigen (Heiden und Neuchristen) blieb bestehen. Ehen zwischen Juden und Nichtjuden waren in Spanien und Gallien sehr häufig. Jüdische Grundbesitzer nahmen ihre Sklaven vielfach ins Judentum auf. Selbst unter den Franken waren die Juden nicht rechtlos. Die Juden, die sich wohl schon zur Zeit der römischen Herrschaft in Gallien niedergelassen hatten [1], hatten allerdings Zeiten der Unterdrückung, aber auch Zeiten großen Aufschwungs zu verzeichnen. Schon Pipin II, der Vater Karls des Großen, hatte den Juden in Septimanien (Südfrankreich) bedeutende Freiheiten zugestanden. Sie durften Grundeigentum auf dem Lande und in den Städten erwerben. So blühten die jüdischen Gemeinden in Südfrankreich rasch auf. Vermutlich hat die jüdische Religion auch im Frankenreich eine gewisse Anziehungskraft besessen; wenigstens wird uns überliefert, daß unter Ludwig dem Frommen, der ihnen besonders wohlwollte [2], sein Hauskaplan Bodo, ein alemannischer Edelmann, zum Judentum übertrat. Dieser Fall kann nicht etwa vereinzelt bei den Franken dastehen, sondern muß offenbar recht häufig gewesen sein, sonst wäre es nicht zu erklären, daß Konzilienbeschlüsse wiederholt (schon auf dem 3. und 4. Konzil zu Orléans 538 und 545) das Verbot des Übertritts zum Judentum erließen.

Wie in Vorderasien, Südeuropa [3] und Westeuropa, so waren auch in anderen Gegenden, wo Juden sich angesiedelt hatten, die Fälle nicht selten, daß Andersgläubige zu Bekennern des Judentums wurden.

1 Ein genaues Datum läßt sich hier so wenig feststellen wie für die erste Niederlassung von Juden am Rhein.

2 Über die Stellung der Juden im fränkischen Reich und die Privilegien, die einzelne von ihnen als „Hofjuden" genossen, s. O. Stobbe, Die Juden in Deutschland während des Mittelalters, S. 5 ff.

3 Hans Dernschwamm weiß noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts von vielen Übertritten zum Judentum aus Konstantinopel zu berichten (s. Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums, Bd. 68, S. 244).

Auch in Deutschland geschah dies häufig. In den mittelalterlichen Martyrologien jüdischer Gemeinden werden öfter Proselyten und Proselytinnen genannt, die bei den Verfolgungen den Märtyrertod erlitten[1]. Zumal in der Reformationszeit waren die Übertritte zum Judentum ziemlich häufig, da das Studium des Hebräischen wieder zu dessen Quellen hinführte.

Neben den vereinzelten Fällen des Übertritts zum Judentum wird aus dem frühen Mittelalter vom Glaubenswechsel eines Teiles des Volks der Chazaren in Südrußland berichtet.

Die Chazaren, die seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts n. Chr. — vorher sind sie historisch nicht nachweisbar — zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meer wohnten, dehnten sich auf der Höhe ihrer Macht vom Ural bis zum Dnjestr aus und reichten im Süden bis über den Kaukasus. Auch die Halbinsel Krim mit den Resten der Goten war ihnen untertan. Im Norden erstreckten sie sich bis zum Don und Bug. Zur Zeit der höchsten Blüte des Chazarenreichs hatte die jüdische Religion bereits eine weite Verbreitung in Vorderasien und um das Mittelmeerbecken und spielte eine weit größere Rolle neben dem Christentum als in späterer Zeit. Wie der Islam, so übte auch das Judentum auf die heidnischen Völker große Anziehungskraft aus und gerade bei den Chazaren hatte es größere Erfolge zu verzeichnen als die beiden Schwesterreligionen. Die ersten Bekehrungen der Chazaren zum Judentum fallen ins 7. Jahrhundert und werden von arabischen Geschichtsschreibern als die Folge der Judenaustreibung des Kaisers Heraklius von Byzanz aus Palästina und Syrien hingestellt. Wir besitzen noch ein authentisches Dokument, in dem die Bekehrung der Chazaren oder vielmehr ihrer herrschenden Schicht zum Judentum dargestellt wird. Das ist ein Brief, den der Chazarenkönig Joseph um das Jahr 960 an den jüdischen Arzt Chasdai Ibn Schaprut schrieb, der am Hofe des Omajjadenemirs Abdurrahman III zu Cordova in Spanien lebte und Kunde von diesem Judenstaat im Osten weit hinter Konstantinopel erlangt hatte[2]. Auf seine Anfrage teilte ihm König Joseph mit, daß die Chazaren vor 340 Jahren zum Judentum bekehrt wurden, und gibt ihm ferner Aufklärung über die Abstammung der Chazaren, die Ausdehnung ihres Gebiets und einzelne

1 Siehe S. Saalfeld, Das Martyrologium des Nürnberger Memorbuchs. Quellen zur Geschichte der Juden, Bd. III, 1898 an verschiedenen Stellen.

2 Brief und Antwort sind erhalten geblieben, in Ägypten wieder aufgetaucht und zuerst 1577 in Konstantinopel, seitdem öfter gedruckt worden. Vgl. über die Übersetzungen und Kommentare A. Harkavy, Russische Revue, Bd. 11 (1877), S. 143 ff, nach Jevreiskaja Biblioteka, Bd. 8, S. 135 ff. Der Briefwechsel muß in jüdischen Kreisen ziemlich bekannt geworden sein. Um 974 n. Chr. wird auf die Tatsache der Bekehrung der Chazaren in einem Midrasch aus Italien angespielt. (W. Bacher, Revue des Études juives, Bd. 20, S. 144 ff.)

Ereignisse ihrer Geschichte. König Joseph erzählt, daß sein Vorgänger König Bulan eine Prüfung der damals bekannten Religionen, des Judentums, des Christentums und des Islam, veranstaltet habe, aus der das Judentum siegreich hervorgegangen sei. Daraufhin sei König Bulan mit seinem ganzen Hofstaat zum Judentum übergetreten.

Wieviel an dieser Erzählung Wahres ist und wieviel Fabel, läßt sich schwer feststellen. Vielleicht liegt die Sache nur einfach so, daß Flüchtlinge aus dem byzantinischen Reich die Chazaren zum Judentum bekehrten[1]. Als Missionar des Judentums unten den Chazaren wird Rabbi Isaak Sangari genannt, der seine Tätigkeit im Jahre 767 begonnen haben soll. Übrigens war die Kriegerkaste der Chazaren nebst einem großen Bruchteil der Bürger und Bauernschaft Anhänger des Islam und auch die christliche Lehre hatte Bekehrungen unter den Chazaren zu verzeichnen. So berichtet der arabische Geograph Jākūt ibn Abdallah (Anfang des 13. Jahrhunderts) nach Ahmed ibn Fadlan (Anfang des 10. Jahrhunderts), daß der König der Chazaren jüdischen Glaubens sei, daß aber von dem Volke die meisten Mohammedaner oder Christen, nur wenige Juden seien. Offenbar war nur die herrschende Schicht (ähnlich wie das Königshaus von Adiabene, s. oben S. 19), zum jüdischen Glauben übergetreten. Doch bis zur Vernichtung des Chazarenreichs durch die Russen (zu Beginn des 11. Jahrhunderts) gehörte ihr König dem Judentum an. Benjamin von Tudela hat noch um 1160 von einem Juden in Bagdad Gerüchte von der Existenz eines selbständigen jüdischen Reichs in der Gegend des alten Chazarenreichs vernommen. Wenn die Nachrichten darüber bei ihm auch höchst unbestimmt sind, so beweisen sie doch jedenfalls, daß die Erinnerung an dieses jüdische Reich noch immer lebendig war.

Wir können die zahlreichen Hinweise nicht verfolgen, die uns zeigen, daß überall und zu aller Zeit Vermischungen der Juden mit ihren Wirtsvölkern stattfanden. In Ungarn z. B. muß dies besonders viel vorgekommen sein; König Ladislaus verbietet die Mischehen durch Gesetz vom Jahre 1092; aber nach einem Bericht des Erzbischofs von Gran an den Papst (1229) lebten noch damals Juden mit christlichen Frauen und letztere traten häufig zum Judentum über[2].

Wir wollen die Aufzählung des dem Judentum im Laufe der Jahrhunderte zugeflossenen fremden Bluts nicht noch weiter ausdehnen. Das bisher Gesagte dürfte wohl als Beweis dafür genügen, daß von den Juden der späteren Zeit nicht mehr behauptet werden

---

1 Das bezeugt nur für eine etwas spätere Zeit (etwa 800 n. Chr.) der Araber Ibn el Assyr.

2 R. Andree, Zur Volkskunde der Juden, S. 53 f. nach v. Czoernig, Ethnographie der österreichischen Monarchie, Bd. II, 113 f.

kann, sie seien rassereine Nachkommen ihrer Vorväter in Palästina. Die Bächlein fremden Blutes, die im Laufe der Jahrhunderte der jüdischen Rasse zuflossen, haben sich nach und nach zu einem Fluß erweitert, der den Quellstrom an vielen Orten aus seinem Bette verdrängt hat und nunmehr seine Stelle einnimmt. Es wird in den folgenden Abschnitten unsere Aufgabe sein, die Kanäle zu verfolgen, durch die die Juden sich im ausgehenden Altertum und im Mittelalter über die ganze bewohnte Welt verbreiteten, und die Umwandlung ins Auge zu fassen, die die jüdische Rasse durch Vermischung mit den Bewohnern der verschiedenen Gegenden erlitt. Diese Vermischungen sind die Erklärung dafür, daß uns die Bekenner das Judentums, wenn auch in verhältnismäßig einheitlicher geistiger Kultur und mit viel gemeinsamen äußeren Zügen, doch im allgemeinen körperlich so vielfach differenziert entgegentreten, daß der Anthropologe nahezu alle Rassetypen der abendländischen und vereinzelt selbst der asiatischen und nordafrikanischen Rasse bei ihnen aufzufinden vermag.

Die Frage erhebt sich, ob sich der Jude schon in früherer Zeit den verschiedenen Wirtsvölkern, unter denen er wohnte und noch heute wohnt und mit denen er sich mehr oder minder vermischt hat, auch körperlich bis zu einem gewissen Grade angeglichen hat. Die Beantwortung dieser Frage ist aus dem Grunde nicht leicht, weil uns, speziell für die ältere Zeit, wo die Juden noch nicht in Ghettos eingepfercht waren und sich daher körperlich frei entwickeln konnten, nur sehr wenig zuverlässiges Bildmaterial vorhanden ist. Nicht als ob sich dem Mittelalter keine Gelegenheit geboten hätte, jüdische Typen darzustellen; die zahlreichen, oft kostbar ausgestatteten, illuminierten Evangelienhandschriften und Chroniken, die Teppiche mit geschichtlichen Darstellungen forderten geradezu zu solchen Porträts heraus. Doch finden sich nirgends naturgetreue jüdische Typen[1]. Auch wo ausdrücklich Juden dargestellt werden, z. B. in dem Bildnis des Minnesängers Süßkind von Trimberg in der manessischen Handschrift oder in Herrad von Landsperg's Hortus Deliciarum (Lustgarten) sind nur die Trachten, nicht die Gesichter naturgetreu. Ebenso behandelt sind die jüdischen Persönlichkeiten in Handschriften jüdischer Herkunft, z. B. den illuminierten mittelalterlichen Haggadas, von denen Exemplare in der Landesbibliothek von Serajewo, der Bibliothèque nationale in Paris, der Staatsbibliothek in Leningrad (Petersburg), im Privat-

---

1 Eine reichhaltige Zusammenstellung von Darstellungen der Juden in mittelalterlichen Handschriften und älteren Drucken bietet G. Liebe, Das Judentum in der deutschen Vergangenheit, 2. Aufl. 1924. Es fällt auf, wie wenig natnrgetreue Judentypen dabei vertreten sind. Das Hauptgewicht wird bei Männern auf den Bart und den spitzen Hut gelegt.

besitz des Barons von Rothschild in Paris und an anderen Stellen sind. Ebensowenig wie diese bieten illuminierte Machsorhandschriften gute jüdische Typen. Wir wählen ein etwas brauchbareres Beispiel aus dem Machsor der Leipziger Universitätsbibliothek zur Veranschaulichung des Gesagten aus (s. u.). Da es wegen der religiösen Abneigung der Juden gegen bildliche Darstellungen keine originale jüdische Porträtkunst gab, so entlehnten die Künstler — falls die Illuminatoren überhaupt jüdisch waren — ihre Vorlagen profanen oder christlich-religiösen Werken und ahmten mit der Technik auch die Vorlagen nach. Auch Gemälde aus spätmittelalterlicher Zeit, die jüdische Typen enthalten sollen, zeigen nur wenig die charakteristi-



Abb. 2. Juden des 13. Jahrhunderts: Szene beim sabbatlichen Morgengebet.

schen Züge des Juden. Ein Beispiel hierfür ist das Bild: Passahopfer des Dierk Bouts (etwa 1400 bis 1475), auf dem jüdische Männer und Frauen mit gegürteten Lenden, wie es die biblische Vorschrift will, das Passahlamm verzehren (Tafel V).

Geringe Ausbeute ergaben auch die zahllosen spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Reiseberichte der Palästina-Wallfahrer, die nicht selten reich illustriert sind. Eine Durchsicht vieler Handschriften und Drucke förderte kaum jüdische Typen zutage. Die Berichte sind überhaupt derart schematisch und nur im Hinblick für die rein christlichen Belange im heiligen Lande abgefaßt, daß man den Eindruck gewinnt, als ob die verschiedenen Verfasser nur ein feststehendes Schema aufgefüllt und gelegentlich mit einigen persönlichen Erfahrungen verbrämt hätten.

Auch frühe Drucke von Büchern, deren Inhalt sich auf Juden bezieht und denen Illustrationen beigegeben sind, wie die im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts wiederholt aufgelegte deutsche Übersetzung der Jüdischen Altertümer und des Jüdischen Krieges des Josephus Flavius durch Konrad Lautenbach[1] helfen uns nicht weiter. Die zahlreichen ihr beigegebenen Holzschnitte zeigen Bürger und Kriegsleute in der Tracht der Zeit, aber ohne typisch jüdischen Gesichtsausdruck.

Selbst die großen Maler der Renaissance und der beginnenden Neuzeit legten noch wenig Wert auf die naturgetreue Darstellung des jüdischen Typus. Kaum finden wir ihn z. B. in den Apostelköpfen des Abendmahls (1480) von Leonardo da Vinci. Erst in den Porträts und biblischen Darstellungen der Niederländer des 17. Jahrhunderts (Rembrandt, Rubens, van Dijk) treten uns jüdische Gestalten entgegen, deren Vorbild sie in der sephardisch-jüdischen Gemeinde von Amsterdam vorfanden.

Wir haben also die eigenartige Tatsache festzustellen, daß wir aus der Urzeit der jüdisch-israelitischen Geschichte dank dem realistischen Sinne der ägyptischen und assyrischen Künstler naturgetreue Typen von Juden besitzen. Dann aber klafft eine Lücke von über zwei Jahrtausenden, in denen es an genügendem und authentischen Material zur Charakteristik der äußeren Erscheinung der Juden fehlt.

In ihrem Aussehen mögen sie sich freilich oft nicht allzusehr von ihren christlichen und mohammedanischen Nachbarn unterschieden haben, sonst wäre es nicht erklärlich, weshalb im 13. Jahrhundert fast überall nach dem Vorbild der Araber, bei denen schon Omar I eine besondere Judentracht eingeführt hatte, in Deutschland wie im übrigen Europa Judenabzeichen vorgeschrieben wurden[2]. In Deutschland z. B. ein spitzer Hut und eine gelbe Armbinde, in Polen ein rotes Rad auf der linken Brust und dergleichen mehr[3]. Der „Judenfleck“ hatte doch nur Sinn, wenn die Notwendigkeit bestand, die Juden durch ihn kenntlich zu machen.

Das äußere Bild des Juden änderte sich freilich, als die Vertreibung der Juden aus den Städten sie zu unstätem Leben zwang, als im späteren Mittelalter ihre Einschließung in Ghettos erfolgte und als sie in kleinen Bezirken zusammengedrängt (wie in Polen) leben mußten. Da verkümmerte die Rasse und bildeten sich die

---

1 Zuerst 1574 bei Theodosius Rihel in Straßburg gedruckt und dann wiederholt daselbst aufgelegt.

2 Ausgehend von einem Beschluß des lateranischen Konzils unter Papst Innocenz III (1215).

3 Vgl. Ulysse Robert, Sur la Roue des Juifs. Revue des Études juives, Bd. VI, S. 81 ff., Bd. VII, S. 94 ff.

Gestalten aus, die man heute zumeist als charakteristisch für die Juden ansieht. Wo der Druck nicht bestand oder aufgehoben wurde, treffen wir diese häßlichen und dürftigen Gestalten überhaupt nicht oder nur noch in verschwindenden Resten an.

Damit ist nun nicht gesagt, daß der Jude völlig seinen Typus aufgebe, wenn er frei inmitten der umgebenden Bevölkerung lebt. Trotz aller Angleichung an sie in Sprache, Tracht, Lebensgewohnheiten usw. bildet er doch mit seinen Glaubensgenossen eine besondere Kultureinheit, die durch das Band gleicher Religion, gleicher Sitten und bestimmter Gewohnheiten zusammengehalten wird. Wie jede Kultureinheit, jeder Beruf, jede Tätigkeit einen besonderen Typus ausbildet, den selbst das ungeschulte Auge meist leicht erkennt — man denke an den Ausländer, den Gelehrten, einen Handwerker —, so hat auch der Jude zumeist seine charakteristischen Züge, die sich freilich anthropologisch schwer erfassen lassen. Denn sie treten weniger im Bau des Körpers als in der Haltung, im Gang und im Ausdruck der Weichteile des Gesichts zutage, Dinge, die sich wohl intuitiv oder künstlerisch, nicht aber wissenschaftlich fixieren lassen. Man kann sie also objektiv nur schwer und höchst ungenau schildern.

Wenn der Jude innerhalb der ihm umgebenden Volksgemeinschaft seine Besonderheiten besitzt, so ist diese Erscheinung doch nicht so aufzufassen, als ob nun die Juden aller Länder das gleiche Bild aufwiesen. Im Gegenteil, die Juden sind in dieser Hinsicht außerordentlich differenziert. Die Angleichung an das jeweilige Wirtsvolk hat auch den speziellen jüdischen Typus eines Landes beeinflußt. So unterscheidet sich der deutsche Jude erheblich vom englischen, französischen, russischen oder amerikanischen Juden. Gehen wir über das Gebiet der europäischen Menschheit hinaus nach Afrika und Asien, so bringt die rassenhaft verschiedene Umgebung und die andersartigen Lebensbedingungen neue Variationen in das Bild des Juden. Es tritt also in einer Mannigfaltigkeit in die Erscheinung, die einer einheitlichen Zusammenfassung durchaus widerstrebt, ja sie geradezu unmöglich macht. Der Jude eines jeden Landes, eines jeden Erdteils zeigt sein eigenes, von den übrigen Juden verschiedenes Antlitz. Den Ursachen dieser Verschiedenheit bei einem ursprünglich doch einheitlichen Grundstock nachzuspüren, ist eine Aufgabe der wissenschaftlichen Anthropologie und der historischen Betrachtung. Wie weit die Forschung in dieser Hinsicht gelangt ist, soll in den weiteren Abschnitten dieser Schrift dargelegt werden.

III.

Die Juden in Palästina.

Nach der Eroberung Jerusalems durch Titus (70 n. Chr.) blieb der größere Teil der jüdischen Bevölkerung unter römischer Herrschaft unbehelligt im Lande. Erst die späteren Aufstände unter den Kaisern Trajan und Hadrian (Bar Kochba 132—135 n. Chr.) führten zur Verödung Palästinas. Zahllose Juden wurden als Sklaven verkauft, Jerusalem wurde unter dem Namen Aelia Capitolina eine römische Kolonie, deren Betreten den Juden verboten war. Wenn sich die Lage der Juden, deren Zahl sich außerdem durch die Vernichtung der Kolonien in Kypern, Kyrene und Alexandria infolge eines 115 n. Chr. ausgebrochenen Aufstandes bedeutend vermindert hatte, auch im Laufe der Zeit wieder besserte, so war doch die alte Blüte dahin und die Bevölkerungszahl erreichte die frühere Höhe nicht mehr. Unter der Herrschaft der Byzantiner, die die Erbschaft der Römer antraten, dezimierten wiederholte Verfolgungen die jüdischen Bewohner Palästinas; so unter Kaiser Heraklius, als die Juden bei dessen Krieg mit dem Perserkönig Chosroes Partei für diesen ergriffen (Anfang des siebenten Jahrhunderts n. Chr.). Überall in den asiatischen Provinzen des oströmischen Reiches erhoben sich damals die Juden, erschlugen die oströmischen Besatzungen und öffneten den heranziehenden Persern die Tore. Jerusalem, das damals ganz christlich war, mußte sich den vereinigten Juden und Persern ergeben (610); alle Christen wurden getötet. Schließlich aber gelang es Kaiser Heraklius, die Mannszucht im oströmischen Heer wieder herzustellen und die Perser zurückzuschlagen (620—628). Er hielt ein furchtbares Strafgericht über die Juden und sein Beispiel fand in allen Provinzen des oströmischen Reiches Nachahmung. Überall wurden die Juden massenweise hingeschlachtet, ihre Häuser geplündert und ihre Schätze geraubt. Die Verfolgten stoben nach allen Richtungen auseinander und suchten Schutz in Italien, in Nordafrika, an der Nordküste des schwarzen Meeres, wo schon seit 81 n. Chr. Juden in Kertsch und Feodosia wohnten.

Wenige Jahre später erfolgte unter dem Kalifen Abu Bekr der Vorstoß der Araber gegen Syrien. Nachdem schon 634 Gaza

erobert worden war, wurde im folgenden Jahr Damaskus eingenommen. Im Jahre 637 fiel dann Jerusalem in die Hand des Kalifen Omar. Das ist der Anfang der Arabisierung von ganz Syrien.

Die arabische Herrschaft in Palästina dauerte bis in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts n. Chr., wo ihr die Eroberung des Landes durch die türkischen Seldschuken, die sich zu Herren von fast ganz Vorderasien gemacht hatten, ein Ende machte. Die Belästigungen der christlichen Pilger nach Jerusalem durch die neuen Herrscher löste die Bewegung der Kreuzzüge aus, deren erster mit der Eroberung Jerusalems (1099) und einem furchtbaren Blutbad, das Saracenen (= Araber) wie Juden gleichmäßig betraf[1], sein Ziel erreichte. Das ritterlich-kirchliche Königreich Jerusalem erhielt sich bis zum Jahre 1187, wo Sultan Saladin von Ägypten als Sieger in die damit wieder islamisch gewordene heilige Stadt einzog. Von ihm wurde den Juden erlaubt, sich wieder in ihr anzusiedeln.

Ein halbes Jahrhundert später verheeren die im Dienst des Sultans Ejub stehenden Scharen von Charazmiern (aus der Oase Charezm am Oxus) Palästina, das wieder für kurze Zeit unter Kaiser Friedrich II christlich geworden war. Im Jahre 1244 wurden die fränkischen Ritter in der Ebene zwischen Gaza und Askalon vernichtend geschlagen. 1291 endlich wurde die letzte Feste der Christen, Akko (Ptolemais), durch den Mamelukensultan Alaschraf eingenommen. Dabei wurden viele Juden hingerichtet, andere als Sklaven verkauft.

Mit den Ägyptern wetteifern alsdann die aus Innerasien hervorgebrochenen und durch Dschingis-Chan auch in Vorderasien zu großer Macht gelangten Mongolen um den Besitz Palästinas. Schon 1260 erreichen die Mongolen Jerusalem, erobern und zerstören es, so daß es von allen Bewohnern verlassen wurde. Jahrhunderte lang dauerten die Kämpfe um Syrien, bis der große Eroberer Timur Lenk (1401) auch diese Gegenden unterwarf. Die Verwüstungen, die von den wiederholten Mongolenzügen in Palästina angerichtet wurden, reihen sich in ihren Auswirkungen an diejenigen in Vorderasien überhaupt an; nie wieder haben sich die davon betroffenen Länder so ganz erholen können. Als die seit dem Ende des 13. Jahrhunderts emporgekommenen osmanischen Türken (Sultan Osman's Thronbesteigung 1288) unter Sultan Mohammed II (1450) durch die Erstürmung Konstantinopels dem oströmischen Reich ein Ende gemacht hatten und die vorherrschende Macht in Vorderasien geworden waren, fiel auch Palästina in ihre

---

1 Am 15. Juli 1099 wurden alle Juden, auch die Karäer, in eine Synagoge getrieben und dort verbrannt.

Hände (1517) und ist bis zum Ende des Weltkriegs in ihrem Besitz geblieben. Seit 1919 wird Palästina von England als Mandatar des Völkerbunds verwaltet.

Wir haben in flüchtigem Überblick die wechselvollen Schicksale des heiligen Landes betrachtet, um daraus Schlüsse auf die Geschicke der dortigen Juden ziehen zu können. Es ist klar, daß nach all den Verwüstungen nicht viel von der alten Bevölkerung übrig geblieben sein kann. Als Benjamin von Tudela im Jahre 1167 in das heilige Land kam, fand er nur wenig Juden dort vor. In Akko und Caesarea lebten je 200; in Jerusalem selbst ungefähr ebensoviel, die in einer Ecke der Stadt, genannt der Davidsturm, wohnten [1]. In Bethlehem fand er zwei jüdische Färber, ebensoviel in Seneh. In Ramleh freilich traf er etwa 300 Juden an; dafür aber nur einen jüdischen Färber in Jaffa. Sehr häufig liest man in seiner Reisebeschreibung die Bemerkung „kein Jude wohnt hier“, wenn eine Stadt erwähnt wird. In Bene-Berak zählt er 200 Juden, in Tiberias 50 Juden und diese geringen Zahlen kehren in seinem Bericht oft wieder. Wie entvölkert von Juden Palästina zur Zeit und nach dem Ende der christlichen Herrschaft war, ergibt sich daraus, daß im ganzen Lande kaum 1000 jüdische Familien wohnten, die in zahlreiche kleinere Gemeinden zerstreut lebten. Ihr Bildungsstand war zudem ein sehr tiefer und nur durch Zuzug aus Spanien und Südfrankreich wurde er zeitweilig etwas gehoben. Die bedeutendste Auswanderung gelehrter Juden nach Palästina fand im Jahre 1211 statt. Damals sollen 300 Rabbiner nach Jerusalem gezogen sein und dort Lehrhäuser errichtet haben. Dennoch gedieh die geistige Regsamkeit auf talmudischem Gebiet dort nicht. Die andauernden Kriegswirren, der immer wieder aufflammende Religionshaß (auch zwischen Christen und Mohammedanern), der meist mit der Vernichtung der unterliegenden Partei endigte, dazu die nie aufhörenden inneren Streitigkeiten der jüdischen Bevölkerung Palästinas ließen keinen dauernden Kolonistenstamm aufkommen.

Trotzdem war Palästina den in alle Welt zerstreuten Juden immer noch das ersehnte Heimatland geblieben. Zu allen Zeiten strömten Juden wieder dahin zurück, wodurch die jüdische Bevölkerung sich immer aufs neue ergänzte. So wanderten im Frühjahr 1286 viele Familien aus den rheinischen Städten Mainz, Worms, Speier, Oppenheim und aus verschiedenen Orten der oberhessischen Wetterau unter Führung des Rabbi Meïr von Rothenburg — der allerdings von König Rudolf zurückgehalten und in Ensisheim im

---

1 Selbst diese Zahl scheint zu hoch gegriffen oder auf einer falschen Lesung zu beruhen. Rabbi Petachja, der kurz nach Benjamin Jerusalem besuchte, fand nur einen Juden dort. Vielleicht ist hebr. ר 200 verschrieben für ד 4.

Elsaß interniert wurde — nach Palästina aus[1]. Unter den Mameluken-Sultanen wurden die Verhältnisse in Palästina nicht wesentlich besser. Christen wie Juden hatten gleichmäßig unter der Willkürherrschaft und dem Fanatismus der Saracenen zu leiden. Darüber geben uns die teils gedruckten, teils handschriftlichen lateinischen, deutschen und englischen Reiseberichte der zahlreichen Palästinapilger aus dem 13. bis 16. Jahrhundert genug Belege. Zwar entnehmen wir diesen ganz schematischen, eintönigen Schriften fast nichts Wissenswertes über die jüdischen Gemeinden Palästinas, da das Interesse der Pilger auf anderem Gebiet lag; doch finden sich gelegentlich einzelne brauchbare Angaben. So berichtet der Pilger Graf Johann zu Solms, der Palästina im Jahre 1483 besuchte[2], daß in Jerusalem etwa 500 Juden beiderlei Geschlechts wohnten, die zwar arabisch sprächen, aber sich untereinander meist des Hebräischen bedienten.

Als Palästina (1517) in die Hände der Türken gefallen war, wurden die meist aus Italien und Deutschland stammenden Juden, die im Laufe des 15. Jahrhunderts zugewandert waren, durch den Zuzug der aus Spanien und Portugal vertriebenen Juden (s. darüber Abschnitt X) in den Hintergrund gedrängt. Den „Sephardim" assimilierten sich wie überall im türkischen Reich die früher vorhandenen Juden sehr schnell. Die Zahl der jüdischen Familien in Jerusalem hob sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf die stattliche Höhe von 1500. Nicht minder zahlreich waren die Juden in Safed in Galiläa, das zeitweilig sogar die jerusalemitische Gemeinde überflügelte.

Neben der Zuwanderung in ganzen Gruppen wurde Palästina zu allen Zeiten von einzelnen hervorragenden Juden aufgesucht, die dort ihr Leben beschließen und in heiliger Erde bestattet sein wollten. So wanderte im Jahre 1266 Nachmanides nach Palästina aus, wo er im Jahre 1270 starb, und in Haifa neben Rabbi Jechiel aus Paris, der ihm vorangegangen war, bestattet wurde. In Tiberias fand auch der größte Lehrer der Juden im Mittelalter, Maimonides, allerdings erst lange nach seinem Tode seine letzte Ruhestätte.

---

1 Deutschsprechende Juden werden auch späterhin in Jerusalem erwähnt. In Ritter Grünemberg's Wallfahrt ins heilige Land (1486) nehmen sich die deutschen Adeligen einen solchen Juden als Dolmetscher ins Bad mit. Auf Blatt 86r der in Gotha auf der Landesbibliothek befindlichen Handschrift heißt es: Item darnach sagt zu mir unser gnadiger Her Graaff Sigmund von Lupffen, ob ich mit ihm wolt ze Jerusallem inn das Bad gon. Ich sagt ja, und giengen also mit ain andren, nomen mit uns einen Jungen Juden, der baide tutsch und haidnische Sprach wol kunt..

2 Beschreibung der Reyse und Wallfahrt, abgedruckt bei Sigmund Feyrabend, Reyssbuch des heiligen Landes, Frankfurt am Main, 1583, S. 88 f.

Seit der Aufrichtung der türkischen Herrschaft war in Palästina eine Zeit relativer Ruhe für die jüdische Bevölkerung gekommen. Waren ihnen die Türken auch im allgemeinen wohlgesinnt, so erstreckten sich ihre staatsmännischen Fähigkeiten doch nicht so weit, daß sie dem vielfach verwüsteten und seiner Wälder und des Kulturbodens entblößten Lande zu neuer wirtschaftlichen Blüte hätte verhelfen können. Sie waren viel zu viel in kriegerische Unternehmungen verstrickt, um für friedliche Errungenschaften Sinn und Befähigung zu erlangen. Daher konnte das Land neben der bedürfnislosen arabischen Fellachenbevölkerung nur einer geringen Zahl Juden die Möglichkeit zum Leben gewähren.

Dazu kam die Bedrückung der Juden durch die arabischen Scheiks und die türkischen Paschas. Mit unerhörter Gier wurden Steuern über Steuern von den ohnehin armen Juden eingetrieben; ja selbst ihr Eigentum durfte man ihnen wegnehmen, ohne daß sie sich beklagen konnten. Ihr Leben sogar war der Willkür eines jeden preisgegeben; der geringste Vorwand, eine ganz harmlose Diskussion, ein gesprächsweise entschlüpftes Wort genügten, um blutige Repressalien hervorzurufen[1]. Aus allen diesen Umständen ist es erklärlich, daß von der autochthonen jüdischen Bevölkerung der alten Zeit nicht mehr viel Reste in Palästina anzutreffen sind. Von den Neuankömmlingen wurden schon im 16. Jahrhundert die alten Siedler, Moriscos genannt, unterschieden. Von diesen haben sich bis zur heutigen Zeit nur wenige, mit späterer Zuwanderung übrigens vermischte Reste in schwer zugänglichen Teilen des Libanon[2] sowie im gebirgigen Obergaliläa z. B. in El-Buke'a (von den Juden selbst Peki'in genannt) zwischen Akka und Nazareth, in Safed und Schefa'am erhalten. Aber selbst in diesen uralten jüdischen Ackerbaueransiedlungen überwiegt heute das arabische Element; daneben sind die Drusen, ein ebenfalls arabisch sprechender, aber in religiöser Hinsicht von den Mohammedanern verschiedener Volksstamm stark vertreten. Daß alle jüdischen Fellachen in diesen Orten Abkömmlinge von autochthonen Juden sind, ist nicht anzunehmen, da selbst in diesem abgelegenen Teil Palästinas die jüdische Zuwanderung nie ausgesetzt hat.

Peki'in, das in einer äußerst fruchtbaren und wasserreichen Ebene gelegen ist, war sicher geeignet, in den Zeiten der Unruhe als Zufluchtsort aufgesucht zu werden, da es ziemlich einsam liegt und schwer zugänglich ist. Daher dürfte in manchem der dortigen Juden noch ein Urbewohner des Landes zu sehen sein. In der

1 J. J. Benjamin, Acht Jahre in Asien und Afrika (1846—1855), Hannover 1858, S. 34 ff.

2 J. J. Benjamin a. a. O. S. 45 erzählt von einem Judenmädchen, das mit seiner Herde im Gebirge umherzog und mit Mut seine Ehre gegen einen Drusen schützte.

Tracht, der Sprache und den Lebensgewohnheiten sind die Juden von Peki'in von den übrigen Bewohnern aber nicht zu unterscheiden. Ihre äußere Erscheinung steht nach Dr. Weißenberg[1] mit den geschichtlichen und anthropologischen Tatsachen nicht im Einklang. Seine Messungen haben ergeben, daß diese kleine jüdische Kolonie stark gemischt ist. Sie selbst weiß infolge ihrer niedrigen Kultur und ihrer Armut nichts vor ihrer Herkunft zu erzählen. Erwähnt wird sie erstmalig vor etwa 165 Jahren in dem Buche „Ahabath Zion" des Simkah ben Josua, der Galiläa damals besucht hat. Zu seiner Zeit waren die Juden von Peki'in Ackerbauer, besaßen eigene Häuser, Felder und Weinberge und führten als Fellachen ein ganz zufriedenes Leben. Vor etwa 90 Jahren zählte man in Peki'in noch rund 300 jüdische Seelen oder beinah 50 Familien, darunter freilich auch zugezogene aschkenasische Juden[2]. Nach dem Erdbeben von 1837 und besonders nach dem Drusenaufstand von 1860 verringerte sich ihre Zahl bedeutend, zumal die aschkenasischen Juden ganz wegzogen. Durch die hohen Steuern wurde die wirtschaftliche Lage der zurückgebliebenen Juden so sehr erschüttert, daß viele ihre Felder und Häuser verkaufen mußten und der Wohltätigkeit auswärtiger Glaubensgenossen anheim fielen.

Die jetzige jüdische Bevölkerung von Peki'in ist also nicht rein, denn, von älteren Zeiten zu schweigen, hat sie im Laufe des 19. Jahrhunderts Gelegenheit gehabt, sich mit europäischen und persischen Glaubensgenossen zu vermischen. Zur Zeit (im Jahre 1908) leben noch 15 Familien mit etwa 80 Personen dort, von denen die meisten Ackerbau treiben (s. Tafel VI). Doch sollen nur noch drei oder vier Familien eignes Land besitzen. Außer ihnen wohnen noch 400 Drusen und 250 christliche Araber im Ort.

Auffällig ist, daß sich die Juden in Peki'in von den übrigen Einwohnern in anthropologischer Hinsicht insofern zu unterscheiden, als sie von geringerer Körpergröße als diese und eher kurzköpfig sind, während die arabischen Fellachen überwiegend langköpfig sind[3]. Die Nase ist oft gebogen, aber nicht wie bei vielen europäischen Juden dick und plump, sondern fein und schmal, also die echte semitische Nase. Die Haarfarbe ist schwarz bis dunkelbraun, die Augen sind braun, selten grau. Blonde Typen sind unter den Juden von Peki'in nicht vertreten.

Diese seit alten Zeiten ansässigen jüdischen Ackerbauer treten an Zahl und Bedeutung weit zurück gegen die seit dem letzten

---

1 Globus, Bd. 96, S. 44.

2 Vgl. Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, Bd. I (1853), S. 143.

3 Siehe S. Weißenberg, Die autochthone Bevölkerung Palästinas in anthropologischer Beziehung (Fellachen, Juden, Samaritaner). Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden, Bd. 5, S. 129 ff.

Viertel des vorigen Jahrhunderts einsetzende Kolonisation Palästinas durch neue jüdische Einwanderer, die sich zumeist aus Ostjuden, aber auch aus Jemeniten, asiatischen Juden (z. B. aus Buchara) und nordafrikanischen Juden zusammensetzt. Diese neue Besiedlung (alter Jischuw) ging teils aus privater Initiative hervor, die später durch die von Baron von Rothschild aus Paris bereitgestellten Mittel gestützt wurde, teils wurde sie von der Jewish Colonization Association des Barons Hirsch und neuestens durch die zionistischen Organisationen in die Wege geleitet[1].

Die erste Kolonie Petach Tikwah wurde 1878 in Judäa von ungarischen und Jerusalemer Juden gegründet; bald darauf folgte Rischon le-Zion, das seit 1883 unter den Schutz des Barons von Rothschild, ebenso wie die von rumänischen Kolonisten gegründeten Kolonien Sichron Jakob und Rosch Pinah, genommen wurde. Baron Rothschild rief in demselben Jahr die Kolonie Maskeret Bathia ins Leben. Ein Jahr darauf unternahm die Gesellschaft „Howewe Zion" die Gründung neuer Kolonien: Katra und Jessod Hamalah in der Nähe von Safed in Galiläa. Von letzterem Ort geht die Schaffung der Kolonie Mischmar ha-Jarden in Obergaliläa an der Jordanbrücke aus. Im Jahre 1890 wurden die Kolonien Rehobot und Hedera ins Leben gerufen.

Seit 1900 nimmt neben Baron von Rothschild auch die Jewish Colonization Association Teil an der Subventionierung der jüdischen Kolonien Palästinas. Sie erwarb das Terrain von Sedschera und übernahm die Kolonie Attlit. Ein Jahr später wurden in der Umgegend von Tiberias vier neue Mittelpunkte jüdischer Kolonisation geschaffen: Mescha, Jamma, Bedschen und Melhamieh. Unter der Verwaltung der „Ica" stehen etwa 40% der von Juden besiedelten Bodenfläche in Palästina.

Seit dem Beginn dieses Jahrhunderts tritt die von der zionistischen Organisation ins Leben gerufene Kolonisation (neuer Jischuw) in Wirksamkeit, die sich neuerdings besonders in der Ebene Emek Jesreel und in Obergaliläa auswirkt.

Die Gesamtzahl der jüdischen Kolonien in Palästina beträgt zurzeit etwa 74, wovon 22 in Judäa (davon 17 bei Jaffa), 16 in Samaria, 15 in Untergaliläa, 10 in Obergaliläa, 11 im Emek Jesreel. Ihre Zahl hat seit Beginn dieses Jahrhunderts um 50 zugenommen, die Einwohnerzahl beträgt zurzeit etwa 18000 Personen[2].

Über die Erfolge mit der Kolonisation Palästinas durch jüdische Ansiedler liegt eine neuere Beurteilung von neutraler Seite vor[3]. Wir geben sie auszugsweise wieder:

---

1 Ausführlicher in D. Trietsch, Palästina Handbuch, 5. Aufl. 1922, S. 230 ff.

2 Nach H. Schachtel, Erez-Jisrael Handbuch 1924, S. 37 ff.

3 Besuch in den palästinensischen Kolonien von Prof. Franz M. Th. Böhl, Rektor der Universität Groningen. Vossische Zeitung v. 7. Mai 1925, Unterhaltungsblatt.

„Ich war in Dilb, einer der kleinsten jüdischen Kolonien, nahe bei Jerusalem, auf dem Wege nach Jaffa. Wer sich in diesem steinigen Bergland umsieht, merkt noch nicht viel von „Milch und Honig“, versteht vielmehr, daß die Steinigung den alten Israeliten die angewiesene Todesstrafe war. Seit vier Jahren haben hier Ansiedler aus der Ukraine — 18 Familien — ein kleines Gemeinwesen auf kooperativer Grundlage begründet, um durch Weinbau, Milchwirtschaft, Bienenzucht dem Lande den alten Ruhm und sich eine Existenz zurückzuerobern. Auf meine Frage, ob es hier besser sei als in der Ukraine, erwiderte einer der Leute stolz und schlicht: „Danach fragen wir nicht, uns ist Palästina die Heimat!“

Das schlichte Wort machte mir mehr Eindruck als so manche schwungvolle Rede, die ich in jenen Tagen der Universitätseröffnung hörte. „Altneuland“: eine Heimat den Juden im Land ihrer Väter — reift das Ideal Theodor Herzls der Erfüllung entgegen? Wer heute durch Palästina reist, möchte die Frage bejahen, trotz Schwierigkeit, trotz Zweifel, einfach auf Grund des bereits Geleisteten, das auch dem Nichtjuden Respekt einflößt.

Nirgends vielleicht ist dies deutlicher als im „Emek“: der alten Ebene Jesreel oder Megiddo im Norden des Landes. Ich wußte von der Kolonisation, war aber der Meinung gewesen, diese Ebene sei trotzdem noch größtenteils unbebaut. Mit eigenen Augen konnte ich mich jetzt eines Besseren überzeugen. Was hier in den allerletzten Jahren (zum Teil mit Hilfe des jüdischen Nationalfonds Keren Kajemeth, der das Land erwirbt und in Erbpacht gibt) geleistet wurde, ist bewundernswert. Vom Gebirge Gilboa bis zum Karmel und Haifa hin läuft heute ein breiter Streifen fruchtbaren jüdischen Landes. Ein Kranz jüdischer Kolonien — En Harod, Merhawia, Balfouria, Nahalal — durchzieht den nördlichen Teil der weiten Fläche, und so weit das Auge reicht, weidet sich der Blick an fruchtbaren Kornfeldern. Durch ein Schöpfwerk modernster Einrichtung wurde die alte Quelle — bei welcher einst nach der biblischen Erzählung im Richterbuche (Kap. 7) Gideon seine Mannen musterte — der Bewässerung der ganzen Umgegend dienstbar gemacht. Überall in diesen Kolonien trifft man arbeitsfrohe Jugend, frische Begeisterung, Leben und Bewegung. Etwa in der Mitte der Ebene liegt Nahalal: die große „kooperative“ Kolonie,die erst vor $3^1/_2$ Jahren gegründet wurde und heute schon 75 Familien Ertrag und Nahrung bietet. Hier war vor $3^1/_2$ Jahren tatsächlich alles noch Sumpf und Wüste. Nur die (in der Nähe, doch höher gelegenen) deutschen Kolonien „Waldheim“ und „Bethlehem“ bewiesen schon damals, was bei geeigneter Bebauung und Bepflanzung aus dem Boden zu machen sei. Die jüdischen Kolonisten in der Ebene folgten dem Vorbild. Aber im ersten Sommer erkrankten nicht weniger

als 60 v. H. der Ansiedler an Malaria und Fieber. Auch hier war eine zweckmäßige Verteilung des Wassers die erste und wichtigste Aufgabe. Durch ein unterirdisches Drainagesystem, wozu nicht weniger als 14 Kilometer Röhren nötig waren, und durch ein großes Pumpwerk aus Beton wurde dieses erste Ziel erreicht. Im zweiten Sommer war die Zahl der Erkrankten auf 11 v. H. gesunken, im dritten Sommer bereits auf 3 v. H., und heute kommt dort Malaria kaum mehr vor. Eigentümlich ist, daß in diesen Kolonien die alten Leute noch ganz fehlen. Alles macht den Eindruck der Frische, der Jugend. In Nahalal allein gibt es nicht weniger als 140 Kinder, drei Lehrer, zwei Kindergärten. Ein arbeitsfrohes Geschlecht wächst in Freiheit heran. Möge es ihm nicht an Zähigkeit und Widerstandskraft fehlen, wenn schwere Jahre, Streit und Enttäuschung nicht ausbleiben! Das Prinzip in solchen Kolonien ist Selbstarbeit und gegenseitige Aushilfe bei Krankheit oder sonstiger Verhinderung. Bezahlte Hilfskräfte (mit Ausnahme der Bauarbeiter) sind verpönt. Jede Familie hat 100 „Dunam“ (ein D. enthält 920 m^2) gepachtet, einstweilen auf 49 Jahre, und besitzt zwei oder drei Kühe. Die tägliche Milchausfuhr (meist nach Haifa) betrug im ersten Jahr 95 Liter, heute 460 Liter. Bedeutend ist auch die Geflügelzucht; im ersten Jahr hatte man in Nahalal 1338 Hühner, heute 9863. An der Spitze der Kolonie steht ein „Rat“ von 15 und eine „Exekutive“ von 3 Mitgliedern, die jährlich gewählt werden; Wiederwahl ist möglich; auch Frauen, falls 25 Jahre alt, haben das aktive und passive Wahlrecht. 25 v. H. der Einnahmen müssen in diesem Jahr zur Bestreitung der gemeinsamen Bedürfnisse (es gibt einen „kooperativen“ Laden) abgetragen werden. Wie wird sich das alles weiter entwickeln? Auch volkswirtschaftlich sind diese Kolonien ein kleines Musterbeispiel.

Überall sieht man heute in dem alten Land die Spuren frischen, neuen Lebens. Gefördert wurde der beinahe unheimlich rasche Aufschwung durch den politischen Schutz Englands einerseits und andererseits durch die unsicheren Zustände in Ländern wie Rußland und Rumänien, die viele Juden zur Auswanderung ins alte Land der Väter veranlaßt haben. Unaufhaltsam geht die Entwicklung weiter. In noch höherem Maße als Tel-Awiw ist Haifa die Stadt der Zukunft. Wenn hier erst der Hafen ausgebaut ist — wozu die Pläne schon vorliegen — kann großstädtische Entwicklung nicht ausbleiben. Auf dem Karmel kaufte man, wie man mir erzählte, noch vor zwei Jahren ein „Dunam“ für etwa 10 Pfd., heute für 225 Pfd. Dem Touristenverkehr mögen Haifa, der Karmel, Tiberias auf die Dauer Namen werden wie Zürich, der Rigi, Luzern. Man mag es begrüßen oder — im Interesse der Eigenart des Landes — bedauern: aufhalten läßt sich diese Entwicklung wohl

nicht mehr, solange dem Lande der innere und äußere Frieden erhalten bleibt."

Gegenüber der homogenen Zusammensetzung der meisten Kolonien und ihren in Eintracht lebenden Siedlern bietet die jüdische Bevölkerung der Städte ein weit bunteres Bild. Hier liegt die künftige Entwicklung noch im Dunkel und erst die Zeit wird lehren, ob eine Verschmelzung der heterogenen Elemente möglich ist. Da die einzelnen jüdischen Gruppen sich bis jetzt streng gesondert halten und z. B. die Sephardim keine Ehen mit den Aschkenasim eingehen, so ist es unsicher, ob sich aus dem Mischmasch aller jüdischen Stämme der Welt, das in den größeren Städten zusammengeströmt ist — in Jerusalem z. B. finden wir europäische, asiatische und afrikanische Juden getrennt, zum Teil in verschiedenen Stadtvierteln lebend — mit der Zeit ein einheitliches Volk entwickeln wird[1]. Dazu kommen religiöse Unterschiede. Die Sekte der Karäer, die heute sonst nur noch in größerer Zahl in Ägypten und auf der Halbinsel Krim vertreten ist[2], hat ebenfalls aus alter Zeit Anhänger in Jerusalem. Man findet infolgedessen fast alle in den folgenden Abschnitten zu schildernden jüdischen Typen hier wieder (s. Abb. 18, 74 u. a.).

Soweit die Umgangssprache nicht Arabisch oder Hebräisch ist, sprechen die Jerusalemer Juden noch vereinzelt Spaniolisch, sehr viel Jiddisch, auch Persisch je nach ihrer Herkunft. Mehr als die Hälfte aller Juden in Jerusalem ist polnischen oder russischen Ursprungs und sie prägen der Gesamtheit ihre Individualität sehr stark auf. Nicht unbedeutend ist auch die Einwanderung aus Nordafrika; in den Jahren 1921—23 kamen z. B. 329 Juden aus Marokko nach Palästina, während aus Buchara 169, aus dem Jemen (Süd-Arabien) 89, aus Afghanistan 16, aus der Krim 12 und sogar noch aus Abessinien (s. Abschnitt VIII) 4 Juden eintrafen.

Die einzelnen jüdischen Stämme halten sich zwar abgeschlossen gegeneinander und heiraten nur unter sich, doch ist das Verhältnis der aschkenasischen zu den sephardischen Juden ein erträgliches und es besteht keine Feindschaft zwischen den beiden Gruppen, wie es in manchen Städten Bulgariens z. B. der Fall ist. Auch in anderen Orten Palästinas, die heute wieder eine ansehnliche jüdische Bevölkerung haben, vertragen sich die Juden verschiedener Herkunft — die alteingesessenen und mit der einheimischen Bevölkerung vielfach vermischten „Moriscos", der alte und der neue Jischuw — ganz gut miteinander.

---

1 A. Musil, Österreichische Monatsschrift für den Orient, Bd. 44 (1918). Bericht über das heutige Jerusalem und über seine jüd. Bevölkerung, die er — offenbar zu hoch — auf 50000 Seelen, darunter 6000 Sephardim, schätzt.

2 Siehe darüber Genaueres in Abschnitt XI.

Die Gesamtzahl der Juden in Palästina wird zurzeit auf etwa 90000—100000 zu schätzen sein. Die Zahlenangaben im einzelnen sind sehr wenig zuverlässig. Für Jerusalem werden zwischen 70000[1] bis 50000 und 30000 Juden angegeben. Letztgenannte Zahl dürfte den Tatsachen am meisten entsprechen. Größere jüdische Bevölkerung haben noch Tel Awiw[2], die ganz jüdische Vorstadt von Jaffa (etwa 30000 Seelen), Haifa (etwa 6000), Tiberias (etwa 5000), Safed (etwa 3000). In den übrigen Städten Palästinas wohnen nur wenig Juden; in Hebron 70 Familien (430 Seelen)[3], in Akko 78, in Gaza 54 Juden.

Einen bedeutenden Teil der neueren jüdischen Einwanderung in Palästina stellen die aus ihrer alten Heimat seit 1852 dorthin abwandernden jemenitischen Juden (s. über sie Näheres im Abschnitt VII). Die Alliance Israélite Universelle hat bald darauf durch Erbauung eines eigenen Viertels für die Jemeniten in Jerusalem für das Nötigste gesorgt. So entstanden hier und in Jaffa größere jemenitische Gemeinden. Aber auch in den ländlichen Kolonien ließen sie sich bald nieder. Seit 1910 etwa bevorzugen sie sogar die Ansiedlung auf dem Lande; man findet Jemeniten in den jüdischen Kolonien Ben Schemen bei Lydda (an der Eisenbahn von Jaffa nach Jerusalem), in Rischon-le-Zion, Rehoboth und anderen. Der Versuch, die jemenitischen Juden zu landwirtschaftlichen Arbeiten zu verwenden, an die sie in ihrer alten Heimat kaum gewöhnt waren, scheint gelungen zu sein. Die ganze Familie arbeitet, der Mann im Garten und Feld, die Frau wäscht und bäckt bei anderen Kolonisten. Aber auch Handwerke werden von Jemeniten, die früher diesen Beruf hatten, ausgeübt. Für den Handel haben sie nicht das große Interesse wie die Ostjuden. Allerdings hinderte und hindert die Wohnungsnot einen sonst für die kulturelle Entwicklung Palästinas sehr wünschenswerten größeren Zustrom von Jemeniten.

---

1 H. Schachtel, Erez Jisrael-Handbuch (herausgeg. vom Keren Hajessod), S. 29; Nationerndas Bibliothek: Judarna (schwedisch) 1920, S. 64 (wo für Safed 10000, für Haifa nur 3500 Juden genannt werden).

2 d. h. „Frühlingshügel". Die rasch aufgebaute Stadt ist in schnellem Wachstum begriffen, so daß die oben angegebene Einwohnerzahl schon überholt sein wird.

3 G. N. Adler: Von Ghetto zu Ghetto 1909 will dort 1000 (!) angetroffen haben.

IV.

Die Juden in Vorderasien.

Nach der Unterwerfung des jüdischen Staates durch die Römer im Jahre 70 n. Chr. war die nationale Selbständigkeit der Juden gebrochen, und neben dem palästinensischen Judentum gewannen die Juden der Diaspora die größere Bedeutung. Außer der Gemeinde in Alexandria, die ihre frühere Stellung noch eine lange Zeit beibehielt, wenn auch sie, gleich wie die Juden in Kyrene, unter Verfolgungen zu leiden hatte, traten nunmehr die schon 600 Jahre alten jüdischen Niederlassungen in Babylonien in den Vordergrund. Die dortigen Juden lebten unter eigenen Fürsten, dem „Oberhaupt des Exils“ (Rēš gālūthā), dessen Sitz sich in Nehardea im Norden des Zweistromlandes befand, in ziemlichem Wohlstand. Der Mittelpunkt des jüdischen Geisteslebens rückte von dem immer mehr und mehr verödenden Palästina nach Babylonien mit seinen Hochschulen zu Nehardea, Sura, später Mata Machseja am unteren Euphrat (gegründet 21 n. Chr.), schließlich in Pumbedita und Mahuza. Hier blühte ein reiches religiöses Leben und auch die äußeren Lebensumstände waren keine allzu ungünstigen. Wenn wir auch über die babylonischen Juden verhältnismäßig gut unterrichtet sind [1] und durch neuere Ausgrabungen (s. S. 16) auch Dokumente für ihre Beteiligung an dem Großhandel des Landes besitzen, so fehlen uns doch ins Einzelne gehende Nachrichten über ihr Schicksal während des langsamen, aber unaufhaltsamen Verfalles des einst so mächtigen Babylon und seiner Umgebung.

Mit dem Aufkommen der Sassaniden in Persien (226 n. Chr.), zu dem das Zweistromland jetzt politisch gehörte, verschlechterte sich die Lage der Juden von Babylonien immer mehr. Vereinzelte Bevorzugungen können das allgemeine Bild nicht wesentlich ändern. So wird berichtet, daß König Jezdegerd I. (399—420), der friedliebend und gerecht gegen Andersgläubige war und sich dadurch den Haß der Priester zuzog, eine Jüdin Schichin (Schoschanducht), die Tochter eines „Königs der Juden“ (wohl des Exilarchen

---

1 S. Funk, Die Juden in Babylonien (200—500). Berlin, I. Bd. 1902, II. Bd. 1908.

Huna bar Nathan) heiratete[1]. Doch schon unter seinem Sohn und Nachfolger Varanes V. trat eine große Verfolgung der Andersgläubigen ein, unter der Christen wie Juden zu leiden hatten. Im Laufe des 5. Jahrhunderts n. Chr. waren die Religionsverfolgungen so heftig, daß der Betrieb der Lehrhäuser verboten wurde. Zwar erlebten die Juden zu Anfang des 6. Jahrhunderts eine kurze Periode nationaler Wiedergeburt, als es in den kommunistischen Wirren der Zeit dem jungen Exilsfürsten Mar Sutra gelang, die Selbständigkeit der meist jüdischen Provinz im nördlichen Teil Mesopotamiens zu erkämpfen (511). Doch schon 520 erlag er seinen Bedrängern und wurde gekreuzigt. Damit war der kurze Traum verflogen. Erst gegen Ende des Jahrhunderts wurde die alte Ordnung wiederhergestellt und die Lehranstalten in Sura und Pumbedita konnten ihren Betrieb wieder aufnehmen. Um die Mitte des 7. Jahrhunderts fällt dann die Eroberung Persiens durch die Araber und die Auflösung des persischen Reichs.

Noch zur Zeit Benjamins von Tudela (1165) wohnten in Pumbedita (damals En-Anbar genannt) 3000 Juden, darunter viele gelehrte Männer; aus Sura freilich (damals Mata Mahasja genannt) weiß er nur von Gräbern berühmter Gelehrter zu berichten.

Denn der Schwerpunkt der jüdischen Besiedlung im Zweistromland hatte sich inzwischen verschoben. Wenn Benjamin von Tudela in Städten wie Hillah noch 10000, in Okbara ebensoviel, in Hadara gar 15000 Israeliten nennt, so reicht schon Mossul mit 7000 Juden nahe heran und weit überholt werden alle diese Städte von dem 754 gegründeten, von El-Mansur, dem zweiten abbasidischen Kalifen, zur Residenz erhobenen Bagdad, das zur Zeit Benjamins von Tudela 40000 Juden in seinen Mauern zählte. Er kann nicht genug von dem Reichtum und der Pracht dieser Stadt erzählen, woran auch die Juden teilnehmen. Sie haben zehn Lehrhäuser daselbst und an ihrer Spitze steht ein Exilarch, damals Daniel ben Hisdai, der mit fürstlichem Gepränge auftritt und seine Macht auch über die Juden Persiens ausdehnt. Obwohl Bagdads Glanz durch die Mongoleneinfälle (1258 und 1401) und die wiederholten Eroberungen durch die osmanischen Türken (1534 und 1638) sehr vermindert wurde, so hat es sich doch dank seiner günstigen Lage immer wieder erholt und bildet noch heutzutage einen Mittelpunkt des jüdischen Lebens. Zwar zählte es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nur 3000 jüdische Familien, aber J. J. Benjamin kann damals, ganz wie sein Vorgänger, nicht genug von ihrem Reichtum, ihrer Gelehrsamkeit und ihrer vorzüglichen Organisation

1 Liste géographique les villes de l'Iran, traduit par E. Blochet. Recueil de travaux relatifs à la philologie égyptienne et assyrienne, Bd. 17 (1895), S. 165 bis 176.

berichten [1]. Die Juden bewohnten ein besonderes Stadtviertel, durften sich aber nach Gutdünken auch in anderen Stadtteilen ansiedeln. Auch heute beherbergt Bagdad eine große und zum Teil wohlhabende Gemeinde. Man zählt dort gegenwärtig 40000 Juden. Die nächstgrößere Gemeinde mit 3000 Seelen ist Mossul (beim alten Ninive), das die Juden übrigens in ihrer aramäischen Sprache noch mit dem alten Namen „Aschur“ nennen, gleichwie sie Babylon als „Bawli“ bezeichnen. Ihre Heimat nennen sie noch ganz nach biblischer Weise „Aram Naharaim“. Juden leben auch noch in einigen anderen Städten wie Diarbekr, Tscharmük, Urfa und vielen kleineren Orten. Überall führen sie ein einfaches und bescheidenes Leben und ernähren sich wie andere Landesbewohner von Ackerbau, Wein- und Ölkultur usw. Seit der Mongolenzeit hat sich die Zahl der Juden in den meisten Orten von Mesopotamien nur in sehr niedrigen Grenzen halten können. Die Mehrzahl lebt in dürftigen materiellen wie geistigen Verhältnissen. Die Umgangssprache ist bei ihnen der arabische Dialekt der betreffenden Gegend. Einige Juden aus Diarbekr sprechen kurdisch.

Der jüdische Typus ist bei ihnen nicht auffallend ausgeprägt. Die Männer sind mittelgroß und kräftig und zumeist Mesokephalen. Langköpfe gibt es nach Dr. Weißenbergs Messungen [2] nur $13^1/_2$ %. Der Kopf ist schmal, das Gesicht lang, Haar- und Augenfarbe überwiegend dunkel. Blondes Haar findet sich sehr selten. Die Frauen tragen in kleineren Orten neben Ohrringen auch Nasenringe (Abb. 34), neben Armbändern auch Fußbänder. Nördlich von Mossul in der persischen Provinz Atarbaigān (Aserbeidschan) leben in den gebirgigen Gegenden überall zerstreut Juden, die sich neben dem Kurdischen auch eines uralten aramäischen Dialekts als Umgangssprache bedienen. Solche Gemeinden gibt es auch in dem angrenzenden türkischen Kurdistan. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebten diese Gemeinden in dürftigen Verhältnissen, waren unwissend und abergläubisch. Die Juden führten wie die anderen Landesbewohner Waffen und zogen wie diese oft zu Beutezügen in die Ebene hinab. Andere kriegerische Juden wohnten im Gebiet von Chorasān weiter östlich auf dem Hochgebirge, besonders in der Gegend der persischen Stadt Nischapur (Abb. 26).

Die Juden Kurdistans könnten am ehesten mit den verschollenen zehn Stämmen zusammenhängen, da ihre Wohnsitze denen der Exilierten benachbart sind oder mit ihnen zusammenfallen. Die Sprache der kurdischen Juden ist zum Teil noch aramäisch (*lischanet imrani* „Sprache der Eingeborenen“), so z. B. in Dschazirat-al-Humar am oberen Tigris. Die meisten Juden sind Kleinhändler und bringen

1 Acht Jahre in Asien und Afrika, S. 136 ff.

2 S. Weissenberg, Archiv f. Anthropologie, N. F. Bd. 10, S. 233 ff., vgl. auch Ost und West, 1906, S. 758 ff.

ihre Landesprodukte auf die Märkte oder beteiligen sich an der Schafzucht der Kurden. Die häuslichen Sitten und Bräuche sind äußerst primitiver Art. Ein Reisender[1] aus dem vorigen Jahrhundert hat jüdische Schäfer in der Umgebung von Baschkala getroffen, wie sie ihre Herden von den Hochwiesen herabtrieben und vor ihren Zelten melkten. Die Weiber saßen rund um die Schafe; ihr langes Haar war in Zöpfe geflochten, die in Quasten, verziert mit Goldmünzen, endigten. Von einem hohen hellfarbigen, auch mit Münzen gezierten Turban fiel ein dünner weißer Schleier über die Schultern; ihre wallenden Kleider waren von glänzender Seide. Die Gesichtszüge der Weiber und Männer, die aus ihren Zelten herauskamen, als die Fremden hinritten, zeigten sofort, daß sie keine Kurden waren. Auch ihre Sprache war nicht kurdisch. Von ihrer Vergangenheit wußten sie nichts. Sie hüteten ihre Schafe wie ihre Väter es vor ihnen getan hatten.

Über die persischen Juden im Mittelalter haben wir einen ziemlich eingehenden Bericht von Benjamin von Tudela. Die meisten von ihnen lebten damals in dürftigen Verhältnissen, wenn auch ihre Zahl in vielen Städten nicht unbeträchtlich war. Er will z. B. in dem halb in Trümmern liegenden Susa 7000 Juden, in Rudbar 20 000, in Nihawand 4000, in Amadia 25 000, in Hamadan 30 000, in Ispahan 15 000, in Schiras 10 000 Juden gefunden haben.

Im Laufe der Jahrhunderte hat sich an der gedrückten Lage der Juden in Persien nicht viel geändert. Als J. J. Benjamin um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sie besuchte, fand er sie in tiefer seelischer Depression wegen der vielen einengenden Beschränkungen und der traurigen Lage, in der sie sich dauernd befanden. Sie mußten in einem besonderen Stadtviertel wohnen, durften selbst hier nur einen beschränkten Handel (mit Juwelen und Droguen) betreiben und wurden unter jedem erdenklichen Vorwand schikaniert und mißhandelt. Rechtlich waren die Juden so gut wie schutzlos; ein Perser konnte selbst in ihre Häuser eindringen und nehmen, was ihm gefiel. Leistete der Jude Widerstand, so lief er Gefahr, sein Leben zu verlieren.

Andererseits hatte man großes geschäftliches Vertrauen zu ihnen und besonders geschätzt waren die jüdischen Ärzte, die oft bedeutenden Einfluß besaßen. Einige waren auch wohlhabend geworden, doch die große Masse war arm und unwissend[2].

Heute liegen die Verhältnisse der Juden auch nicht wesentlich günstiger, wenn auch die Gewalttätigkeiten weniger oft vorfallen[3]. In der heutigen Hauptstadt Persiens, Teheran, gibt es zurzeit etwa

1 A. H. Layard, Niniveh and Babylon. London 1867, S. 200.
2 J. J. Benjamin, Acht Jahre in Asien und Afrika, 1858, S. 276 ff.
3 Israelitisches Familienblatt, 1925, Nr. 23, S. 11.

4000 Juden, die über 14 Synagogen besitzen, und jeder männliche Jude ist ihr regelmäßiger Besucher. Die jetzige Teheraner Gemeinde ist nicht viel über 150 Jahre alt. Die Bildungsstufe der Teheraner Juden ist vorläufig noch sehr niedrig, wenn auch zu hoffen steht, daß die von der Alliance israélite universelle dort wie in Hamadan, Ispahan und Schiras eröffneten Schulen das Bildungsniveau der kommenden Generation heben werden.

Älter als in Teheran sind die Gemeinden in andern persischen Städten wie Ispahan[1], Jezd, Kaschan, Mesched, Rescht und Kasvin. Die Gesamtzahl der persischen Juden beträgt zurzeit etwa 55000 Seelen[2].

Was die Körperkonstitution der persischen Juden betrifft, so hat sie Dr. S. Weißenberg festzustellen versucht und die Ergebnisse seiner Messungen dahin zusammengefaßt[3], daß die persischen Juden unter mittelgroß sind und zumeist geringe Kopfbreite haben. Die meisten von ihnen sind mesokephal oder brachykephal; nur $^1/_{10}$ von ihnen ist langköpfig. Sie scheinen fast durchgehend brünett zu sein; das Haar ist schwarz, das Auge meist dunkelbraun. In der Kopfform unterscheiden sie sich scharf von den eingeborenen Persern, die einen länglichen Kopf haben. Es scheint, als ob die persischen Juden stark mit zentralasiatischen Elementen durchsetzt sind, die von der mongolischen Rasse beeinflußt und ausgesprochen kurzköpfig sind. In ihrem Gesichtsausdruck haben sehr viele nichts spezifisch Jüdisches. Die persischen Juden können auch nicht zum physischen Typus ihrer europäischen Glaubensgenossen gezählt werden (s. Tafeln VIII, IX).

An die persischen Juden schließen sich räumlich und der Sprache nach zunächst die zentralasiatischen Juden an. Auch ihnen hat Dr. Weißenberg eine eingehende anthropologische Untersuchung gewidmet[4]. Er glaubt den Ursprung der zentralasiatischen Juden bis auf die Verpflanzung von Teilen der 10 Stämme und spätere Nachschübe aus Judäa zurückführen zu können. Ihre Zahl war im Mittelalter recht beträchtlich. Benjamin von Tudela will sogar

---

1 Ispahan war ein alter Sitz der Juden nach Moses Xorenači, Geschichte Armeniens (Venedig 1862, Band 3, 35, S. 223); das eine der beiden Quartiere, aus denen die Stadt bestand, hieß die „Judenstadt“ Nach einer Sage sollen diese Juden von den aus Jerusalem zur Zeit Nebukadnezars geflüchteten Juden abstammen.

2 E. N. Adler, The Persian Jews. Jewish Quarterly Review, Bd. 10, p. 584 ff. gibt 50000 Seelen an.

3 Zur Anthropologie der persischen Juden. Zeitschr. f. Ethnologie, Bd. 45, S. 108 ff. und Zeitschr. f. Demographie und Statistik der Juden, Bd. 7, S. 1 ff. Zu ähnlichen Ergebnissen gelangt M. Fishberg, der seine Messungen an persischen Emigranten in New-York vorgenommen hat (Die Rassenmerkmale der Juden, S. 203 f).

4 Die zentralasiatischen Juden in anthropologischer Beziehung. Mitt. der anthrop. Gesellschaft in Wien, Bd. 43 (III, F. 13), S. 257 ff. Vgl. auch Zeitschr. f. Demographie und Statistik der Juden, Bd. 5 (1909), S. 103.

50000 Juden in Samarkand gefunden haben. Vielleicht aber sind in dieser Zahl nicht nur die Juden von Samarkand selbst, sondern auch die seiner Umgebung enthalten. Denn heute erreicht die jüdische Bevölkerungsziffer von ganz Turkestan, Chiwa, Buchara und Afghanistan diese Höhe nicht einmal. Vermutlich ist sie auch durch Übertritt zum Islam vermindert worden. Andererseits läßt sich eine gewisse Verschmelzung mit der umgebenden Bevölkerung kaum von der Hand weisen. Daher existiert unter den zentralasiatischen Juden kein einheitlicher Typus. Dr. Weißenberg untersuchte drei Gruppen von Juden in Samarkand, Buchara und Herat, die in ihren physischen Hauptmerkmalen kaum nennenswerte Abweichungen von einander zeigten. Nach ihm sind die zentralasiatischen Juden von etwas über mittlerer Größe, haben mittleren Kopfumfang und ausgesprochene Kurzköpfigkeit, die aber zum Teil auf künstliche Deformation in der Wiege zurückgehen kann. Vorstehende Backenknochen sind keine Seltenheit und beweisen die Mischung mit mongolischem Blut. Dem Farbentypus nach sind sie fast ausnahmslos brünett; der blonde Typus ist nicht vertreten. Langköpfe sind selten unter ihnen; Mesokephalen zählen sie etwa 25%. Die Juden aus Buchara haben eine besondere Tracht und einen eigenen Typus. Es sind gedrungene kräftige Gestalten, meist sehr beleibt; die Männer sehen infolge des Patriarchenbartes, den sie durchweg tragen, sehr würdig aus. Von dem Forschungsreisenden Prof. von Le Coq wurde dem Verfasser bestätigt, daß sie einen ausgezeichneten Eindruck machen und auf hoher Bildungsstufe stehen (Abb. 29, 31).

Sie wohnen in einem besonderen Stadtteil und befassen sich hauptsächlich mit dem auswärtigen Handel und der Seidenweberei. Einige haben große Reichtümer erworben. Sie besitzen zumeist ein stattliches, imponierendes Äußere. Nach einem Bericht aus dem Anfang dieses Jahrhunderts[1] wohnte der Vorsteher der Gemeinde Aron Penhassoff in einem schönen Hause, das sich durch große Sauberkeit auszeichnete. Er sowohl wie sein Bruder Sion empfingen den Reisenden mit vieler Zuvorkommenheit in einem großen Saale, dessen Boden mit einem riesigen Perserteppich bedeckt war; Möbel waren nach orientalischer Sitte nicht vorhanden. In einer Art Studierstube dagegen war die Einrichtung europäisch: Tische, Stühle, ein Schreibsekretär usw. Das Frauengemach lag über dem Hof; dort wurde der Gast den weiblichen Familienangehörigen vorgestellt. Sie hockten auf dem Fußboden und waren offenbar damit beschäftigt, die Zeit mit Geschichtenerzählen und Nichtstun auszufüllen. Die Tochter des Hauses, ein bildhübsches Mädchen von 16 Jahren, fiel dem Reisenden durch den wundervollen Gesichts-

---

1 E. Kauder, Reisebilder aus Persien, Turkestan und der Türkei, 1900, S. 263 f.

schnitt, das schlanke Ebenmaß der Glieder und die edle Rundung der Formen auf.

Ein anderer Beobachter, Franz v. Schwarz[1], betont gleichfalls die Reinlichkeit der bucharischen Juden, die ausnehmend bescheiden und höflich seien und einen sympathischen Eindruck machen. Sie bringen sich durch ehrliche Arbeit fort, trotzdem sie von jeher unter der Unterdrückung zu leiden hatten, zuerst unter persischer, dann unter arabischer und schließlich unter usbekischer Herrschaft. Der Jude gilt noch heute jedem Zentralasiaten ebenso für unrein wie der Hund und das Schwein. Eine Wohnung, die ein Jude betreten hat, wird gleichfalls für unrein angesehen und für ungeeignet zum Aufenthalt für einen anständigen Menschen und strengen Mohammedaner. Die Juden müssen deshalb auch in eignen Stadtvierteln wohnen. In Buchara darf kein Jude einen Turban oder Gürtel tragen; sie müssen sich statt eines Gürtels mit einem Strick umgürten und Pelzmützen tragen, deren Form ihnen genau vorgeschrieben ist. Die Verwendung von Seide zu ihren Kleidern ist ihnen verboten, das Reiten auf Pferden untersagt und nur der Gebrauch von Eseln gestattet; sie müssen aber vor jedem ihnen begegnenden Mohammedaner absteigen und sich vor ihm verbeugen. Merkwürdig ist, daß den Juden trotz aller sonstigen Unterdrückung vollständige Religionsfreiheit gewährt ist.

Mit den erwähnten Einschränkungen kleiden sich die bucharischen Juden wie die Einheimischen; auch gehen ihre Frauen stets nur verschleiert aus. Zu Hause bewegen sie sich ohne Absonderung von der Männerwelt.

In dem benachbarten Afghanistan gibt es gleichfalls Juden, doch ist über ihre Zahl und ihre Lebensweise wenig Zuverlässiges bekannt. Sie haben sich zum Teil auch in den bucharischen Grenzstädten Merw, Kuschta und Tachtabasra niedergelassen, um den Handel zwischen Afghanistan und Rußland zu betreiben. Die Europäer hatten und haben noch große Schwierigkeiten, in das Innere von Afghanistan zu gelangen, so daß die Juden die einzigen sind, die Verbindungen zwischen den Grenzgebieten herstellen. Daher siedelten vor etwa 20 Jahren 40 Familien von Harat nach Merw über, die die sich aber von den bucharischen Juden getrennt halten. Ihre Sprache ist derselbe persische Dialekt, wie ihn die Juden in Persien gebrauchen.

Die Sprache der meisten zentralasiatischen Juden ist ein persischer Dialekt und dadurch sowie durch ihre Körperkonstitution hängen sie mit den kaukasischen Juden zusammen, die ebenfalls keinen einheitlichen Typus darstellen, sondern die Resultante ver-

---

1 Turkestan, Die Wiege der indogermanischen Völker, 1900, S. 441 ff.

schiedener Komponenten zeigen, die auf das in jenen Gegenden seit alters her herrschende Völkergemisch zurückzuführen sind.

Die kaukasischen Juden[1] zerfallen in die beiden Gruppen der grusinischen Juden und der Bergjuden. Erstere wohnen am Südabhang des Kaukasus in den beiden Gouvernements Kutais und Tiflis. Ihre Umgangssprache ist die gleiche wie bei ihren christlichen Landsleuten, das Grusische. Letztere dagegen wohnen in den gebirgigeren Gegenden am Westufer des Kaspischen Meers, in den Bezirken von Terek und Kuba, besonders aber im nördlichen und südlichen Teil des Bezirkes Dagesthan und dem Gouvernement Baku. Ihre Sprache ist das Tat oder Tatsche, ein mit hebräischen Wörtern gemischter iranischer Dialekt. In ihren Lebensgewohnheiten, ihren Gebräuchen und in ihrer Kleidung unterscheiden sie sich kaum von den sie umgebenden mohammedanischen Tataren; selbst den bei letzteren beliebten kriegerischen Schmuck pflegen sie zu tragen. Sie sind vielfach Händler, aber auch Bauern und Weingutsbesitzer. Ihr Äußeres hat verglichen mit ihren Nachbarn im Kaukasus wenig spezifisch Jüdisches. Nur einzelne fromme Leute tragen noch die Seitenlocken (Abb. 30, 32, 33).

Die Geschichte der kaukasischen Juden ist fast völlig dunkel. Zwar wird ihrer in mittelalterlichen Reiseberichten Erwähnung getan, z. B. bei Eldad had-Dāni (9. Jhdt.), Benjamin von Tudela (1165), Guillaume de Rubriquis (1254). Aber es sind immer nur vereinzelte und dürftige Nachrichten; eine zusammenhängende Geschichte existiert nicht.

Die Messungen, die Dr. Weißenberg an den kaukasischen Juden angestellt hat[2], haben ergeben, daß sie zu den mittelgroßen Menschen zu rechnen sind. Die Körpergröße der Juden in Baku ist im Mittel 162 cm; die Juden von Kutais erreichen 163 cm, diejenigen von Tiflis und Daghestan 164 cm im Mittel. Der Kopfform nach haben sie durchweg kurze Schädel, teilweise mit übergroßer Neigung zur Kurzköpfigkeit. Das Gesicht ist ziemlich breit mit etwas vorstehenden Jochbeinen, die Haarfarbe ist überwiegend schwarz, die Haare selbst schlicht. Ausnahmen (helleres oder krauses Haar) sind nur vereinzelt nachzuweisen. Die Hautfarbe ist durchweg dunkel, ebenso ist die Farbe der Augen in der Regel dunkelbraun. Blaue Augen und blondes Haar fehlen vollständig. Mit den Grusiern besteht keine Rassenverwandtschaft, eher mit den Armeniern und mit kaukasischen Stämmen.

---

1 Bericht in deutscher Sprache über das russisch geschriebene Buch von Juda Tscherny im Globus, Bd. 38, S. 187 ff., 199 ff. R. Weinberg, Die transkaukasischen Juden. Zeitschr. f. Demographie und Statistik der Juden. Bd. 1, Heft 5, S. 1 ff.

2 Archiv für Anthropologie, N. F. Bd. 8, S. 237 ff.

E. N. Adler[1] gibt uns eine Schilderung einer ihrer Synagogen in Petrowsk. Es war ein kleiner, viereckiger, freistehender Backsteinbau, dessen Inneres recht freundlich aussah: die Wände hellblau getüncht, in der Mitte ein kreisförmiger Almemor. Drei Seiten hatten Fenster, an der vierten stand der Thoraschrein. Im übrigen bestand die Einrichtung aus niedrigen Bänken mit verschiebbaren aufrechten Lesepulten für die Beter. Diese waren entschieden malerisch. Alle trugen den hohen schwarzen oder auch weißen Astrachanfez und die Hälfte von ihnen, besonders die jungen Burschen, das imposante kaukasische Nationalkostüm mit Patronen, Dolch usw. Sie sahen sehr hübsch und kriegerisch aus in ihrem langen grauen Mantel, der über der Hüfte durch einen Gürtel eng zusammengehalten war, und an dem über der Brust eine ganze Reihe Patronenhalter angebracht war, die sich neben den Silberschnallen und Patronentaschen sehr gut ausnahmen. Sie waren alle über Mittelgröße und hatten sehr ansprechende Gesichtszüge.

Der Gottesdienst wurde vom Rabbiner geleitet; das Ritual war sephardisch. Kohanim waren in der Gemeinde nicht vorhanden, anscheinend auch keine Leviten. Dieser Mangel erklärt sich wohl aus der Abgeschlossenheit der Juden im Kaukasus.

Endlich haben wir noch der syrischen und der kleinasiatischen Gruppe der vorderasiatischen Juden zu gedenken. Syrien war schon zur Zeit des zweiten Tempels von Juden stark besiedelt. Besonders die Städte Damaskus und Aleppo mit zahlreichen Juden bildeten Mittelpunkte jüdischen Lebens. Von diesen alten Gemeinden indes sind wohl wenige Familien dem Judentum erhalten geblieben[2]. Das Christentum hat zur Zeit der Apostel — Paulus aus Tarsus ist in Damaskus bekehrt worden — viele an sich gezogen. Die Kreuzzüge haben die jüdischen Gemeinden Syriens — mit Ausnahme von Damaskus — wie diejenigen Palästinas größtenteils vernichtet; später kamen die Türken- und Mongoleneinfälle und zerstörten, was noch übrig geblieben war. Dazwischen hatte sich die Zahl der Juden in Syrien zeitweilig gehoben. Benjamin von Tudela besuchte Aleppo im Jahr 1173 und berichtet, daß 5000 Juden dort und 3000 in Damaskus gelebt hätten. Al-Charisi besucht sie etwa 50 Jahre später und nennt eine große Anzahl von jüdischen Gelehrten und Dichtern, die in Aleppo ansässig waren. Das war Mitte des vorigen Jahrhunderts noch ebenso der Fall, wo hier gegen 1500 jüdische Familien wohnten und das Gesetzestudium mit der größten Aufopferung gepflegt

---

1 Von Ghetto zu Ghetto, S. 122. — Die Zahl der kaukasischen Juden wird in einer amtlichen Zählung von 1873 mit 28 666 angegeben. Zuverlässig ist diese Angabe kaum; neuere Schätzungen geben für den Kaukasus eine Zahl von 58 000 Juden an.

2 Dieser Ansicht ist auch F. v. Luschan, Völker, Rassen, Sprachen, 1922, S. 74 ff.

wurde. Es gab wohl keinen Juden in Aleppo, der nicht täglich zur bestimmten Zeit zum Studium der Lehre im Gebethaus erschien. Selbst die Nacht opferten viele dem Studium. Die Wohlhabenden unter den Juden sorgten für die Armen und übten eine großzügige Gastfreundschaft. Dem europäischen Juden stand jedes Haus offen. Die Häuser zeichneten sich durch ganz besondere Reinlichkeit aus. Die Juden kleideten sich wie die palästinensischen und sprachen arabisch, andere hebräisch in der sog. portugiesischen Aussprache und spaniolisch[1] (s. Abb. 36).

In Damaskus lebten 1853 etwa 4000 Juden (gegen 500 jüdische Familien), die mehrere Synagogen mit sehr alten Thorarollen besaßen. Heute wird ihre Zahl auf mindestens 12 000 geschätzt, die aber zumeist recht arm sind und ihr Leben als Handwerker (Graveure, Weber, Tischler, Schmiede usw.) fristen. In Aleppo wird heute die Zahl der Juden auf 10 000—12 000 geschätzt. Sie sind, in größerer Zahl als nach Damaskus, nach dem anthroprometrischen Verhältnis zwischen beiden Städten zu schließen, aus Europa dorthin gewandert, als die Juden nach ihrer Vertreibung aus Spanien 1492 im türkischen Reich wohlwollende Aufnahme fanden. Die eingewanderten Juden haben sich aber im Laufe der Zeit mit den aus alter Zeit dort verbliebenen (Moriscos) verschmolzen und haben auch die arabische Sprache angenommen. Osteuropäische Elemente sind nur in geringer Zahl vertreten. Dem physischen Typus nach unterscheiden sich die syrischen Juden von ihren europäischen Glaubensgenossen beträchtlich und nähern sich dem Typus der einheimischen Bevölkerung. Ihre Größe ist über Mittel, die Hautfarbe dunkel, ebenso Haar und Augen. Die Schädelform scheint verschieden zu sein. Dr. Fishberg's Messungen ergaben, daß die syrischen Juden kurzköpfig sind, während Dr. Weißenberg bei den Juden aus Damaskus feststellte[2], daß sie größer als die Juden von Aleppo und ihre Schädel länger als die der Juden von Aleppo sind (s. Abbildung 35). Die Haarfarbe war meist schwarz, hellbraun ließ sich nur bei zwei Damaszenern und blond nur bei zwei Schülern feststellen. Eine Jüdin war ebenfalls blond und hatte blaue Augen. Auch in Beirut ist eine jüdische Bevölkerung von 5000 Seelen.

In Kleinasien sind heute als bedeutend die jüdischen Gemeinden von Smyrna mit 20 000 Seelen — wenigstens vor dem großen Feuer von 1922 —, Brussa mit 3000 Juden und Magnesia mit 2000 Seelen zu nennen. Die Juden besitzen überall große Synagogen; in Magnesia auch einen 1289 in Barcelona geschriebenen Pentateuch in prachtvoller

---

1 J. J. Benjamin a. a. O., S. 53 ff.

2 Die syrischen Juden anthropologisch betrachtet. Zeitschr. f. Ethnologie, Bd. 43 (1911), S. 80 ff.

Ausführung. Auch auf den Inseln leben Juden, besonders viel in Rhodos, 3500 Seelen, die eine 400 Jahre alte Synagoge besitzen. Sie sind zumeist spaniolischen Ursprungs und haben zum Teil das jüdisch-spanische (Ladino) bis heute als Muttersprache erhalten. Sie sind hier zum großen Teil Lastträger, ein Beruf, den sie seit Jahrhunderten geradezu monopolisiert haben. Dadurch ist ihre Körperhöhe ganz bedeutend gewachsen, Männer von 180 cm Größe sind nicht selten, der Durchschnitt ist 175 cm hoch[1].

---

1 F. von Luschan, Völker, Rassen, Sprachen, 1922, S. 76f.

V.

Die chinesischen Juden.

Es steht nicht genau fest, wann die Juden zuerst nach China gekommen sind. Der jüdische Reisende Soliman aus Andalusien, der im letzten Viertel des 9. Jahrhunderts eine Reise nach China unternahm, erwähnt, daß er in allen großen Städten Juden fand, die auch hebräisch verstanden. In Kai-fêng-fu, der Hauptstadt der Provinz Honan am Gelben Fluß (Ho-hang-ho) besaßen die Juden eine Synagoge und nahmen ihren Glaubensgenossen gut auf [1]. Desgleichen trifft Marco Polo auf seiner Weltreise (1271—1295) Juden in China an und weiß von ihrem großen Einfluß im Handel zu berichten. Aus Nachrichten des arabischen Schriftstellers Ibn Batuta (etwa 1346) erfahren wir ebenfalls von Juden in China. Sie scheinen noch an verschiedenen andern Plätzen sich niedergelassen zu haben, wie in Hang-tschau, der Hauptstadt der Provinz Tschi-kiang, Ning-po (an der Jang-tse-Mündung), ja selbst in Nan-king und Pe-king, wo sie sehr wohlhabend gewesen sein sollen. Ihre Blütezeit scheint in den drei Jahrhunderten 1368—1640 n. Chr. gewesen zu sein.

Auch chinesische Quellen erwähnen an verschiedenen Stellen Andersgläubige, die aller Wahrscheinlichkeit nach als Juden anzusehen sind. Unter der Sung-Dynastie (961—1280) wird in Kai-fêng-fu von der Chronik Tung King Ke des Sung Tseau ein Kloster des „Himmelsgeistes" genannt und diese Notiz dürfte die älteste Erwähnung des später zu nennenden jüdischen Tempels in Kai-fêng-fu sein. Eine fremde „Himmelskapelle" in Tschang-nan in der Provinz Schansi, die im Jahre 621 n. Chr. errichtet sein soll, wird in einem Werke des Chronisten Wei Schu erwähnt. Ein späterer Erklärer seines Werkes, Min Ku aus der Sung-Dynastie, bemerkt dazu, daß der an dem Tempel amtierende Kultusbeamte „Sapan" hieße. Vielleicht entspricht dieser nichtchinesische Name dem

1 M. Schwab, Itinéraire juif d'Espagne en Chine au 9ième siècle. Revue de Géographie, Bd. 28, S. 443 ff., Bd. 29, S. 33 ff., 135 ff., 230 ff. u. 291 ff. — Über das Alter der chinesischen Juden s. den Artikel von P. G. von Moellendorf in der Monatsschr. f. Gesch. u. Wissensch. des Judentums, Bd. 39 (1895), S. 327 ff.

hebräischen „Sopher“ (Schreiber), dessen Amt auch später große Bedeutung bei den Juden in China hatte. In den Jahren 956 und 958 verleihen die Bezirksbehörden von Kai-fêng-fu den dortigen Juden Ehrenbezeugungen. Hier wurde auch im Jahre 1163 der Bau einer Synagoge begonnen, die 1279 in größerem Maßstab neu aufgebaut wurde, wie die später zu erwähnenden Inschriften in chinesischer Sprache, die im 18. Jahrhundert von französischen Missionaren bekannt gemacht wurden, uns mitteilen.

Die Kunde von den chinesischen Juden hatte sich im Abendland vollkommen verloren, so daß die katholischen Missionare sie im 17. Jahrhundert ganz neu entdecken mußten. Zuerst sah der Jesuitenpater Ricci in Pe-king einen studierten Mann Namens Ngai, einen fremden Reisenden, der sich an ihn als Bekenner des wahren Gottes wandte und sich bei weiterer Nachforschung des Missionars als Jude herausstellte, obwohl ihm dieser Name unbekannt war[1]. Drei Jahre darauf ließ Ricci durch chinesische Missionare Bekehrungsversuche in Ngai's Heimat Kai-fêng-fu anstellen und empfing später noch den Besuch von drei weiteren Juden aus dieser Stadt, die Christen werden wollten[2]. Im Jahre 1613 besuchte P. Julius Aleni die Juden von Kai-fêng-fu und in der Folge wurden sie noch verschiedene Male von Jesuitenpatres aufgesucht: 1704 von P. Gozani und 1723 von P. Domenge und P. Gaubil[3]. Die beiden letztgenannten verstanden auch genug Hebräisch, um einige Inschriften auf den Wänden des jüdischen Tempels in Kai-fêng-fu zu kopieren. Außerdem brachten sie einen Plan der Synagoge mit, die in ihrem Äußeren ganz einem chinesischen Tempel glich. Die Missionare teilten mit, daß die Chinesen die Juden mit den Mohammedanern verwechseln, weil beide an einen Gott glauben; doch wußten sie, daß die Juden von den Moslim abweichende Gebräuche haben. Die Juden nannte man *Tau-kin-kiau*, d. h. die Religion, die die Sehnen auszieht, oder auch *I-se-lo-jel-kiau*, d. h. die israelitische Religion (*I-se-lo-jel* nach chinesischer Aussprache = *Israel*).

Seitdem sind die Beziehungen der Europäer zu der jüdischen Kolonie in Kai-fêng-fu immer wieder aufgenommen worden, und von Zeit zu Zeit erschienen in englischen Zeitschriften Berichte über sie. Denn als die Nachricht von der Existenz der chinesischen

1 Doch findet sich in älteren chinesischen Quellen der Name „Tschu-hu“ für die Juden (in der Chronik Jüen-schi nach dem Journal of the North China Branch of the Royal Asiatic Society, N. S. Bd. 10, S. 38).

2 Nic. Trigautius, De christiana expeditione apud Sinas suscepta aq Societate Jesu. Aug. Vind. 1615, Lib. I, Cap. 11, S. 118 ff.

3 Traité de la Chronologie Sinoise, composé par le Père Gaubil et publié par M. Silvestre de Sacy. Paris et Strasbourg 1814, p. 264 ff.

Juden aufs neue zu ihren europäischen Glaubensgenossen gelangt war, erwachte bald das Interesse für sie bei ihnen. Im Jahre 1760 schrieb Isaac Nieto, Rabbiner in London, einen Brief in hebräischer Sprache an sie, in dem er sie bat, ihren Ursprung, ihre Lage und ihre Wünsche ihm mitzuteilen. Die Juden von Kai-fêng-fu antworteten in hebräischer und chinesischer Sprache; doch ist ihr Schreiben seitdem abhanden gekommen.

Selbst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika war das Interesse für die Juden in China wach geworden. Im Jahre 1794 sandte die portugiesische Gemeinde in New York einen Brief in hebräischer Sprache an die jüdische Gemeinde in Kai-fêng-fu, den sie einem Kapitän Howell zur Beförderung übergab. Doch der Brief kam als unbestellbar zurück mit dem Vermerk: Kapitän Howell konnte sie nicht entdecken [1].

Zum dritten Mal wurden von jüdischer Seite im Jahre 1815 ebenfalls von London aus Versuche gemacht, mit den Glaubensgenossen in China in direkte Verbindung zu treten. Man sandte durch einen Händler einen hebräischen Brief an den Rabbiner in Kai-fêng-fu, der auch in dessen Hände kam und von ihm verstanden wurde. Doch reiste der Überbringer, bevor er die Antwort erhalten hatte, aus Furcht vor drohenden Unruhen oder weil er krank wurde, wieder ab, und so blieb auch dieser Schritt erfolglos.

Auch nach Deutschland war die Kunde von Juden in China gedrungen, da zu Anfang des 18. Jahrhunderts ein deutscher Jesuit P. Ignatius Koegler einen hohen Posten in China bekleidete — er war neben seinen Amt als Vorsteher der Missionen auch Präsident des chinesischen mathematischen Amtes und Mandarin 2. Kl. — und sich für die heiligen Bücher der Juden im chinesischen Reich interessierte. Er berichtete über sie in einem erst viel später (1799) auszugsweise und 1805 in einer zweiten vermehrten Ausgabe veröffentlichten Bericht [2]. Auf diesen und die schon genannten Werke der Jesuitenpatres gestützt verfaßte C. G. von Murr im Jahre 1806 einen „Versuch einer Geschichte der Juden in China". Er gibt darin den Brief des Paters Gozani an den Pater Joseph Suarez vom Jahre 1704 ins Französische übersetzt [3] wieder und fügt einige Bemerkungen in derselben Sprache bei. Daran schließen sich die

1 G. A. Kohut in Semitic Studies in memory of Alexander Kohut, 1897, S. 462 f. Der Text des hebräischen Briefes wird auf S. 429, eine Übersetzung ins Englische auf S. 433 f. mitgeteilt.

2 Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Literatur, Nürnberg 1799, S. 240—252 und 1805 bei Hendel in Halle a. S. in lat. Sprache herausgeg. von C. G. von Murr.

3 Nach Lettres édifiantes et curieuses, écrites des Missions étrangères par quelques Missionaires de la Compagnie de Jésus. Band 7, S. 4—40 (Paris 1707).

Nachrichten Koeglers von den heiligen Büchern der Synagoge zu Kai-fêng-fu, vom Verfasser ins Deutsche übersetzt und mit Zusätzen von Sylvestre de Sacy und andern zeitgenössischen Gelehrten versehen, an.

Doch scheint dies Büchlein ohne besonderen Widerhall in Deutschland geblieben zu sein. Wenigstens zeigte sich hier kein besonderes Interesse für die Juden in China. Freilich war es noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts für einen Ausländer nicht ratsam, ins Innere Chinas zu reisen, obwohl nach Beendigung des chinesisch-englischen Krieges im Jahre 1842 fünf Häfen dem fremden Handel geöffnet worden waren.

Im Jahre darauf schon erschien eine kleine, von James Finn, dem britischen Konsul in Jerusalem, verfaßte Schrift: The Jews in China. In den Jahren 1850 und 1851 wurden auf Veranlassung der Londoner Gesellschaft für die Verbreitung des Christentums unter den Juden von dem Bischof Smith von Hong-kong und dem Dr. Medhurst aus Schanghai zwei vertrauenswürdige Chinesen, die zum Christentum bekehrt worden waren, nach Kai-fêng-fu geschickt, um Kunde von den chinesischen Juden, die seit längerer Zeit niemand mehr gesehen hatte, zu bringen. Sie berichteten [1], daß es in Kai-fêng-fu nur noch sieben jüdische Sippen (d. h. Großfamilien) gebe, die ungefähr 200 Seelen umfaßten [2]. Die Leute lebten größtenteils in sehr dürftigen Verhältnissen und seien nur noch dem Namen nach Juden. Da sie seit 50 Jahren keinen Rabbiner mehr gehabt hätten, sei die Kenntnis der hebräischen Sprache ihnen abhanden gekommen. Sie hielten noch den Sabbat und die Festtage, übten auch die Beschneidung noch, wenigstens waren die älteren Leute beschnitten. Ihre Synagoge sei sehr baufällig und es fehle ihnen an Mitteln, um sie wieder herzustellen. Ja, sie hätten das Material zum Teil verkauft, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Ihre Gebete verrichteten sie in chinesischer Sprache. Viele seien zum mohammedanischen Glauben oder gar zu einer einheimischen Religion übergetreten und hätten auch chinesische Frauen geheiratet. Die ausgesandten Chinesen brachten acht Manuskripte mit Teilen des Alten Testaments nach Schanghai; außerdem zwei Juden im Alter von 45 und 30 Jahren, Tschau-Wan-Kuei und Tschau-Kin-

---

1 A Narrative of a Mission of Inquiry to the Jewish Synagogue of Kái-fung-fú on behalf of the London Society for promoting Christianity among the Jews. Shanghai 1851, 94 p. Auszug daraus im Chinese Repository, Bd. 20, S. 436 ff. Vgl. ferner North China Herald vom 16. Aug. 1851.

2 Dieser Angabe widerspricht freilich die Mitteilung eines chinesischen-mohamedanischen Soldaten aus Kai-fêng-fu aus dem Jahre 1850, der von acht jüdischen Großfamilien (chines. Tung) und etwa 1000 Personen weiß, die in seiner Jugend in seinem Geburtsort wohnten (J. Finn, The Orphan Colony of Jews in China, London 1872, p. 22).

Tsching, von denen der ältere etwas jüdisch aussah. Hebräische Namen hatten sie nicht mehr und waren im übrigen von Chinesen nicht zu unterscheiden (s. Abbildung 40 auf Tafel XV).

Als im Jahre 1857 die aufständischen Tai-ping, die vom Kiang herkamen, die Stadt Kai-fêng-fu überfielen, wurde auch die jüdische Kolonie zerstreut. Die meisten Juden flüchteten nach anderen Städten bis zur Küste hin. Als wieder Ruhe eingekehrt war, kehrten viele wieder zurück. H. Cordier[1] lernte einen Schneider kennen, der zwar wie ein Chinese gekleidet war und auch einen Zopf trug, aber alle charakteristischen Züge seiner jüdischen Rasse aufwies.

Ein Wiener Kaufmann, J. L. Liebermann, der sich in Peking aufhielt, besuchte im Jahre 1857 als erster und einziger Jude seine Glaubensgenossen in Kai-fêng-fu[2]. Er berichtete über seine Wahrnehmungen in einem längeren Brief an seinen Vater in Bielitz. Er sah den in Trümmern liegenden Tempel und wurde in einen Keller geführt, wo unter Granitplatten verwahrt drei schwere Holzkisten mit Thorarollen und Dokumenten standen. Er schätzte die Zahl der Juden in Kai-fêng-fu auf 400—500 Seelen, die alle arm waren. Einige beobachteten noch den Sabbat; auch war noch ein Gebetsraum da mit Sprüchen auf Tafeln und Stäben, die 10 Gebote und und sonstige Glaubenslehren der jüdischen Religion enthaltend.

Im Februar 1865 war Dr. Martin als erster Protestant auf einer Reise von Peking nach Schanghai über Kai-fêng-fu gekommen[3]. Er fand ungefähr noch dieselben Zustände wie die im Jahre 1850 dahin gesandten chinesischen Boten, nur daß die Synagoge vollkommen zerstört war und an ihrer Stelle nur noch ein Gedenkstein stand. Bei den wenigen Juden war mit der Kenntnis des Hebräischen auch die Beobachtung der religiösen Gebräuche nunmehr gänzlich geschwunden. Doch fand er unter ihnen noch die alte Tradition lebendig, daß ihre Väter zur Zeit der Han-Dynastie (202 v. Chr. bis 220 n. Chr.) aus Si-ju (d. h. Persien) nach China gekommen seien, wie bereits P. Gozani im Jahre 1704 erfahren hatte.

Noch in dem Jahre 1891 kam Herr Dennis J. Mills nach Kai-fêng-fu und erfuhr, daß 200 jüdische Familien über die Stadt zerstreut seien. Vom Tempel war nur noch ein Haufen Trümmer vorhanden. An seine Stelle war ein Wassertümpel getreten und nur ein Gedenkstein erinnerte noch an das Gebäude.

Damit war das Schicksal der Juden in Kai-fêng-fu besiegelt, das nun seinem schnellen Ende entgegenging. Doch darüber wollen wir erst später reden und uns zunächst der Erörterung der Frage

---

1 Les Juifs en Chine. L'Anthropologie, Bd. 1, S. 547 ff.

2 The Jewish Chronicle, 1879, 11. Juli, S. 12.

3 W. A. Martin, Journal of the North China Branch of the Royal Asiatic Society, N. S. Bd. 3 (Dez. 1866), S. 30 ff.

zuwenden, woher die chinesischen Juden gekommen sind. Als Ursprungsland kommt sowohl Persien als auch Indien in Frage.

Die Ansicht, daß die chinesischen Juden aus Persien gekommen seien, scheint am besten begründet. Der Handel hat wohl die ersten Juden auf den Karawanenwegen über Zentralasien nach China geführt. Für die Richtigkeit dieser Annahme spricht der Bericht des Paters Domenge aus dem Jahre 1723, die Juden in Kai-fêng-fu hätten noch etwas Persisch verstanden und bis 200 Jahre vorher noch in Beziehungen zu ihren Glaubensgenossen in Persien gestanden [1].

Diese Angabe wird durch verschiedene Tatsachen gestützt. Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß schon in alter Zeit (wie auch heute noch) Juden in Ostturkestan, dem Durchgangsland von Vorderasien nach China, wenigstens vorübergehend ansässig waren [2]. So fand der englische Forschungsreisende Sir Aurel Stein in Dundan Uiliq einen persischen Geschäftsbrief, der mit hebräischer Quadratschrift geschrieben ist. Prof. Margoliouth setzt ihn um 708 n. Chr. an. Das Dokument ist ein Beweis dafür, daß sich Juden auf dem nördlichen Karawanenweg nach China begaben. Ebenso ist ihre Anwesenheit auf dem südlichen Karawanenweg bezeugt. Ein Zufall hat vor etwa 15 Jahren ein Dokument an das Tageslicht gebracht, das uns den Beweis dafür aus dem frühen Mittelalter liefert. Aus heute verlassenen Ansiedlungen Ostturkestans brachte der französische Gelehrte Paul Pelliot, dem es glückte, bei der Stadt Tun-hwang eine vor 1000 Jahren vermauerte Klosterbibliothek zu entdecken, unter vielen anderen Manuskripten auch ein Papierblatt mit hebräischen Schriftzügen

---

1 Vgl. A. Neubauer, The Jewish Quarterly Review Bd. 8, 123 ff. und Ost und West 1903, S. 626, Anm. 1. Ein genaueres Datum gibt H. Cordier, Les Juifs en Chine in L'Anthropologie, Bd. 1, S. 549, wo die ältere Angabe sich wiederfindet, daß sie unter der Herrschaft von Ming-ti (58—75 n. Chr.) nach China gekommen seien.

2 Jüdische Kaufleute, die sog. Radaniten — ein unerklärtes Wort — besorgten auch den Handel mit China. So berichtet der Araber Ibn Khordadbeh (ca. 817 n. Chr.); vgl. de Goeze, Bibl. Geogr. Arabica, Bd. VI, S. 114: „Diese Kaufleute sprechen Persisch, Romanisch, Arabisch, Fränkisch, Spanisch und Slavisch. Sie reisen vom Okzident nach dem Orient und vom Orient nach dem Okzident, bald zu Lande, bald zu Wasser. Sie bringen aus dem Orient Seide, Pelzwerk und Schwerter. Sie begeben sich bei dem Lande der Franken auf das Meer und fahren nach Farama (bei den Trümmern von Pelusium); dort laden sie ihre Waren auf Lasttiere und begeben sich zu Lande nach Kolzum (Suez). Sie schiffen sich dann auf dem roten Meere ein und fahren nach dem Sind (Indien und China). Bei der Rückreise nehmen sie Moschus, Aloë, Kampfer, Zimmet und andere Erzeugnisse des Ostens mit und kommen wieder nach Kolzum und dann nach Farama, wo sie sich wieder auf das Meer begeben. Einige segeln nach Konstantinopel, um dort ihre Waren zu verkaufen, andere begeben sich nach dem Lande der Franken."

altertümlicher Form nach Europa, das eines der ältesten noch erhaltenen Dokumente in hebräischer Sprache darstellt. Es stammt aus dem 8. Jahrhundert n. Chr., wie der Herausgeber, M. Schwab, annimmt[1] und enthält Bruchstücke einer Selicha, die aus Psalmen- und Prophetenstellen zusammengesetzt ist Es lag zusammengefaltet auf einem Schutthaufen mit anderen Bücherresten. Die Stadt Tun-hwang liegt nun auf dem uralten südlichen Karawanenweg durch Zentralasien nach China. Offenbar hat ein Jude, ein Teilnehmer einer Handelskarawane, das Blatt — auf der Rückkehr aus China (wegen des Schreibmaterials) — am Fundort gelassen. Das Schriftstück erweckt außer durch die Fundumstände und die höchst altertümliche Schrift noch dadurch unser Interesse, daß es auf Papier geschrieben ist, das zu jener Zeit allein in China hergestellt wurde. Somit ist durch diesen Fund der Beweis geliefert, daß schon im letzten Drittel des ersten christlichen Jahrtausends Juden nach China gelangten.

Auch namhafte Sinologen sind der Ansicht, daß die ersten Juden zur Zeit der Han-Dynastie im 1. Jahrhundert n. Chr. über Persien und Zentralasien nach China gekommen seien. Das würde mit der oben erwähnten jüdischen Tradition und mit dem Nachweis des Verkehrs von Juden auf den alten Karawanenstraßen übereinstimmen.

Der persischen Herkunft stehen aber ausdrückliche Angaben der ersten wie der dritten Inschrift von Kai-fêng-fu entgegen[2]. Hier wird gesagt, daß die Juden aus dem Lande Tien-schu (= Indien) mit 70 Familien nach China gekommen seien. Da der Bau der Synagoge von Kai-fêng-fu 1163 begonnen wurde, so könnte diese Einwanderung etwa in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts gewesen sein[3]. Für die indische Herkunft wenigstens eines Teiles der chinesischen Juden spricht auch die Tatsache, daß ihre Pentateuchausgabe mit einem in Kotschin gefundenen Kodex übereinstimmt. Auch nannten die nach Schanghai übergesiedelten chinesischen Juden (s. weiter unten) ihre Religion die „indische“. (Die indischen Juden ihrerseits stammen allerdings, wie wir im nächsten Abschnitt hören

---

1 Le plus ancien manuscrit hébren. Journal asiatique 1913, S. 139 ff. Siehe auch Verf., Jüdische Spuren im mittelalterlichen Asien. Ost und West, Bd. 14 (1914), Sp. 131 ff.

2 B. Laufer, Zur Geschichte der chinesischen Juden. Globus, Band 87, S. 245 ff. Die Inschriften sind öfter übersetzt und abgedruckt, z. B. bei M. N. Adler, Jews in China. The Jewish Quarterly Review, Bd. 13 (1900), S. 18 ff., oder bei Edward Isaac Ezra, Chinese Jews, East of Asia Magazine, Bd. I (1902), No. 4, S. 278 ff.

3 Nach Prof. Chavannes (mitgeteilt in Jewish Encyclopedia IV, 33 s. v. China) sollen nach chinesischen Chroniken in den Jahren 960 und 1126 n. Chr. Tributablieferungen von Juden aus Indien an den Hof von China stattgefunden haben in Form von Stoffen aus westlichen Ländern.

werden, aus Persien). Die Annahme scheint daher nicht unberechtigt, daß eine Auswanderung indischer Juden nach China im Gefolge der arabischen Expansion erfolgt ist, wie überhaupt an vielen Stellen die Araber den Juden den Weg gebahnt haben. Diese neu zugezogenen Juden mögen schon früher dort ansässige Juden vorgefunden nnd sie sich assimiliert haben, was wir häufig beobachten können.

In ihrer Erscheinung zeigten die chinesischen Juden neben geringen Resten des jüdischen Typus eine auffällige Übereinstimmung mit ihrer mongolischen Umgebung. Sie hatten sich in der Sprache und der Lebensweise, auch in der Kleidung vollkommen an ihre chinesischen Landsleute angeglichen. Sie hatten alle, besonders die Frauen, scharfe Züge wie die Leute in Mittelchina[1] (s. die Zeichnung 40 auf Tafel XV).

Nachdem durch den Vertrag von 1842 die fünf Häfen dem Verkehr geöffnet waren und die Insel Hong-kong den Engländern abgetreten worden war, beteiligten sich bald auch Juden an dem neu eröffneten Handelsverkehr. Sie kamen zunächst aus Bombay, wohin einige zu Anfang des 19. Jahrhunderts aus Bagdad übergesiedelt waren. Auch von diesen in Schanghai und Hong-kong neu angesiedelten Juden wurden Versuche angestellt mit den Juden in Kai-fêng-fu in Beziehungen zu treten, doch wurden praktische Ergebnisse nicht erzielt (s. weiter unten). Endlich wurde von New-York aus im Jahre 1900 durch Vermittlung jüdischer Firmen in Schanghai versucht, mit den Glaubensgenossen in Kai-fêng-fu in Berührung zu kommen (Rescue Society for the Jews of Kai-Fum-Foo). Man erfuhr, daß sie wohl den Sabbat und die Festtage beobachteten, ihre Gebete aber in chinesischer Sprache verrichteten und nur noch dem Namen nach Juden seien[2]. Auch die Londoner Juden interessierten sich infolge eines Berichts des Herrn M. N. Adler, der auf einer Reise nach China ebenfalls Auskünfte über die im Innern des Landes wohnenden Glaubensgenossen eingezogen und darüber in einem Vortrag in London im Jahre 1900 berichtet hatte, gleichfalls für die versprengten chinesischen Juden[3]; aber praktische Ergebnisse scheinen auch diese Anregungen nicht gehabt zu haben. Es ist nicht genau bekannt, was in den letzten Jahren aus der schon an Zahl verringerten und durch Mischheiraten dem jüdischen Glauben und seinen Gebräuchen sehr entfremdeten Gemeinde in Kai-fêng-fu geworden ist. Die letzten zuverlässigen Nachrichten stammen aus dem Anfang

---

1 J. Finn, The orphan Colony of Jews in China, S. 23.

2 G. A. Kohut, Semitic Studies in Memory of Dr. A. Kohut, 1897, S. 426. American Hebrew vom 12. I. 1900.

3 Jewish Chronicle vom 22. VI. 1900.

unseres Jahrhunderts, wo Schanghaier Juden in Verbindung mit ihr getreten sind. Einen Bericht über diese Bemühungen hat Edward Isaac Ezra gegeben[1]. Im Jahre 1901 kam ein Jude aus Kai-fêng-fu Namens Li King-schen mit seinem Sohn Li-Tsung-Mai im Alter von 12 Jahren (s. das Bild auf Taf. XIV) für drei Wochen nach Schanghai. Nach seiner Rückkehr veranlaßte er, daß eine Deputation von 8 Juden aus Kai-fêng-fu im März 1902 nach Schanghai kam (Abb. 42). Sie berichteten, daß die dortigen Juden keine jüdischen Religionsgesetze mehr beobachten, allerdings auch die religiösen Gebräuche ihrer Umgebung nicht angenommen hätten. Der Tempel sei durch eine gewaltige Überschwemmung einige Jahre vor dem Taiping-Aufstand (s. o.) vollkommen zerstört worden. Zwar sei ihnen der Grund und Boden vom Stadtrat zugesprochen worden, doch bestünde er zurzeit nur noch aus einem Tümpel, in dessen Mitte ein einsamer Stein zum Gedächtnis des verschwundenen Baues erhalten sei. Sie selbst seien nicht in der Lage, die Synagoge wieder aufzubauen und seien nach Schanghai gekommen, um Hilfe zu diesem Zweck zu erbitten. Dabei blieb es im Jahre 1902 und ist es bis heute geblieben.

Wir besitzen eine Beschreibung der Synagoge[2] in Kai-fêng-fu von den Jesuitenpatres Domenge und Gaubil. Nach ihrer Schilderung war der ganze Komplex der dazugehörigen Gebäude 300 bis 400 Fuß lang und 150 Fuß breit und bestand aus 4 hintereinander liegenden Höfen, die ost-westlich gerichtet waren. Im vierten und westlichsten Hof stand die eigentliche Synagoge. Im zweiten Hof waren links und rechts Wohngebäude für die Wächter. Im dritten Hof befanden sich Gedächtniskapellen für die Donatoren des Tempels und Gasträume für Fremde. Der vierte Hof endlich, der in zwei durch Bäume getrennte Teile zerfiel, enthielt zunächst ein großes Weihrauchgefäß und den Raum, in dem den zum Genuß geschächteten Tieren die Sehnen ausgezogen wurden. Im zweiten Teil befanden sich nach chinesischer Sitte angelegte Ahnenhallen für die Heroen des Alten Testaments. Bilder von ihnen wurden nicht aufgestellt; doch war der Name der zu verehrenden Person auf eine Tafel geschrieben, vor der ein Weihrauchfaß stand. Neben den Erzvätern wurden Mose, Aron, Josua, die Propheten usw. verehrt. In diesem vierten Hof wurden zurzeit des Laubhüttenfestes die Sukkoth aufgerichtet. Nun folgte die eigentliche Synagoge im Stil eines chinesischen Tempels. Im Innern befand sich ein Vorlesungspult in der Mitte, dann ein von

1 East of Asia Magazine, Bd. I, No. 4 (1902), S. 278 ff.

2 Auf Chinesisch von den Juden in Kai-fêng-fu *Li-pai-tse*, d. h. Haus der wöchentlichen Versammlungen genannt. Offenbar war die Synagoge nur am Sabbat reichlicher besucht. Ein anderer Name dafür war *Tsing-tschin-tse*, d. h. reines und wahres Haus.

einer Kuppel überwölbter Raum, in dem der Name des Kaisers in chinesischer Sprache angebracht war. Darüber stand in hebräischen Lettern das Glaubensbekenntnis: Schma Jisrael und Baruch schēm [1]. Hinter der Synagoge endlich befand sich ein für den Ritus dieser chinesischen Juden charakteristisches kleines Gebäude, das Beth-el, das nur der Rabbiner betreten durfte. Hier standen 13 Thorarollen



Abbildung 3. Der „Stuhl des Moses" im jüdischen Tempel von Kai-fêng-fu. Nach einer Zeichnung aus dem Jahre 1723.

(12 für die 12 Stammväter und eine für Mose) auf kleinen Tischen hinter seidenen Vorhängen. Auf der Westwand des Gebäudes standen in goldenen hebräischen Lettern die 10 Gebote. Beim Betreten des Tempels legten die chinesischen Juden ihre Schuhbekleidung ab, zogen Sandalen mit Filzsohlen an und bedeckten das Haupt mit einer blauseidenen Mütze. Dagegen kannten sie die Sitte des Gebet-

---

1 Über die sonstigen dort befindlichen hebräischen Inschriften s. David S. D. Sassoon, Inscriptions in the Synagogue of Kai-Fum-Foo in Jewish Quarterly Review, N. S. Bd. 11, S. 127 ff.

mantels (Talith) nicht. Ihre Gebete verrichten sie mit dem Antlitz nach Westen, also in der Richtung nach Jerusalem.

Von der heute in der Auflösung begriffenen oder schon ganz aufgelösten jüdischen Gemeinde von Kai-fêng-fu waren einige Mitglieder nach Schanghai und Hong-kong verzogen und lebten dort unter Beobachtung der jüdischen Speisegesetze und im Besitze eines eignen Friedhofs, abgesondert von der übrigen chinesischen Bevölkerung, der sie im übrigen bis auf die Namen vollkommen glichen. Von diesen chinesischen Juden, die nach Schanghai übergesiedelt waren, sind nach den letzten Berichten nur noch zwei übrig und diese werden jetzt vielleicht schon unter den Chinesen verschwunden sein[1]. Eine neue jüdische Kolonie soll in Tang-tschuang südwestlich von Kai-fêng-fu entstanden sein. Die dortigen Juden sollen sich mit der Seidenweberei beschäftigen und gelten als wohlhabend[2].

Nicht bestätigt hat sich die vor einigen Jahren durch die jüdische Presse gegangene Nachricht, daß sich auch in Korea ein alter Stamm von Juden fände, die sich bis auf die Namen den übrigen Landesbewohnern vollkommen angeglichen hätten. Meine dahin gehenden Erkundigungen bei Koreanern hatten ein negatives Ergebnis.

Dagegen wohnen in Japan nicht wenige Juden, deren Einwanderung aber erst neueren Datums ist. Die jüdischen Kolonien in Japan entstanden zumeist aus russischen Soldaten, die während des russisch-japanischen Krieges als Kriegsgefangene nach Japan gebracht wurden, oder aus Juden, die während des letzten Krieges aus Rußland flüchteten. Andere Juden aus Bagdad, England und den Vereinigten Staaten siedelten sich aus geschäftlichen Gründen hier an. Die jüdische Gemeinde in Nagasaki zählt 200 Seelen und besitzt eine Synagoge und einen eignen jüdischen Friedhof. Die ärmeren Juden ernähren sich als Schneider und Schuhmacher. Manche von ihnen sprechen bereits japanisch, haben Japanerinnen geheiratet und bemühen sich als echte Japaner angesehen zu werden[3].

Größer ist die jüdische Gemeinde in Jokohama, die etwa 300 Personen umfaßt, von denen die ersten schon vor einem halben Jahrhundert eingewandert sind. Daneben sind zahlreiche Flüchtlinge aus Rußland da, die größtenteils nach den Vereinigten Staaten weiterwandern. In der Hauptstraße befindet sich ein jüdisches Speisehaus für diese Durchgangsgäste. Von den älteren Einwanderern leben

---

1 Israel Cohen, The Journal of a Jewish Traveller, 1925, S. 126 f.

2 Nach M. N. Adler, Chinese Jews. The Jewish Quarterly Review, Bd. 13 (1900), S. 18 ff.

3 Nach „The Chicago Israelite“ vom 31. Mai 1919.

auch hier manche in Mischehen mit Japanerinnen und wollen von ihrem Judentum wenig mehr wissen [1].

In der jüdischen Presse tauchen von Zeit zu Zeit die alten Märchen auf von den japanischen Juden, die Abkömmlinge der verlorenen zehn Stämme seien [2]. Da diese angeblichen Juden kein Hebräisch verstehen, keine Thorarollen haben und Gebetmantel sowie Gebetriemen zwar besitzen, aber nicht gebrauchen, sondern in einem elfenbeinernen Kästchen (!) verwahren, so scheinen die Verfasser solcher Nachrichten, die zudem das Japanische nicht verstehen, irgend einer beabsichtigten oder unabsichtlichen Mystifikation zum Opfer gefallen zu sein. Es handelt sich wohl um buddhistische Sekten, deren Sittenlehre vielfach an die biblische erinnert.

---

1 Israel Cohen, The Journal of a Jewish Traveller, 1925, S. 136 ff.
2 So wieder in der Central-Vereinszeitung von 1925, Nr. 19, S. 336 ff.

VI.

Die Juden in Indien.

Von Persien aus sollen nach einer gut beglaubigten Überlieferung im fünften Jahrhundert n. Chr. zur Zeit der Verfolgungen unter Jezdegerd III (440—457) und Firuz (458—485) viele Juden nach Indien ausgewandert sein. Ein Babylonier mit Namen Josef Rabbān kam mit andern jüdischen Familien an der Küste Malabar an und soll von dem brahmanischen Vizekönig (Perumāl) von Kranganor mit seinen Reisegefährten freundlich aufgenommen worden sein (490 n. Chr.) Die Juden konnten nach ihrem eigenen Gesetz unter eigenen Fürsten leben. Letztere durften wie die indischen Fürsten auf einem Elephanten reiten, unter Musikbegleitung einen Herold vor sich her gehen lassen und auf Teppichen sitzen. Der Wortlaut der noch heute erhaltenen Niederlassungsurkunde[1] ist in deutscher Übersetzung folgender:

Heil und Glück! Der König der Könige, seine Heiligkeit Srī Bhāskara Ravi Varma, der in vielen 100 000 Plätzen das Szepter führt, hat . . . diesen Gnadenakt erlassen.

Wir haben dem Josef Rabbān als Fürstentum Añjuvannam verliehen sowie die 72 Besitzrechte, die Abgaben auf weibliche Elephanten und Reittiere, die Einkünfte von Añjuvannam, Taglampe und breites Tuch und Sänfte und Sonnenschirm, nordische Trommel, Trompete, kleine Trommel und Portale und Guirlanden über den Straßen und Kränze und dergleichen mehr. Wir haben ihm die Grund und Wägesteuer erlassen. Überdies haben wir durch diese Kupferplatten bewilligt, daß, wenn die Häuser der Stadt dem Palaste Steuern zahlen, er nicht zu zahlen braucht und er die übrigen Privilegien wie sie genießt. Dem Joseph Rabbān, Fürsten von Añjuvannam, und seiner Nachkommenschaft, seinen Söhnen und Töchtern, Neffen und Schwiegersöhnen seiner Töchter in natürlicher Folge, so lange die Welt und der Mond besteht, sei Añjuvannam ein erbliches Besitztum.

(Folgen die Zeugenunterschriften von verschiedenen Fürsten.)

---

1 Facsimile-Wiedergabe der drei Kupferstreifen mit Inschriften im Indian Antiquary, Serie 5, Bd. III, S. 333/4.

Außer dieser Urkunde liegen noch zwei ähnliche Erlasse späterer Fürsten zu Gunsten syrischer Christen vor, die sich an der Malabar-Küste angesiedelt hatten. Es ist deshalb die Vermutung geäußert worden, daß auch die obige Urkunde nicht für die Juden, sondern ursprünglich für syrische Christen ausgestellt gewesen sei. Das ist aber sehr unwahrscheinlich, da eine alte hebräische Übersetzung davon vorhanden ist, die mitsamt dem Original bei dem jeweiligen Rabbiner von Kotschin aufbewahrt wird[1]. Tatsache aber ist, daß zwischen der jüdischen und christlichen Ansiedlung freundschaftliche Beziehungen bestanden.

Der im Wortlaut mitgeteilte Erlaß des Perumāls (Königs) der Malabarküste, Bhāskara Ravi Varma, wohl aus dem 8. Jahrhundert[2], der in altindischer Sprache (Tamil) und Schrift auf drei Kupferstreifen eingeritzt und noch heute erhalten ist, befindet sich im Besitz der Juden von Kotschin.

Die Auswanderer unter Josef Rabbān fanden angeblich schon Juden in Indien vor, die nach einer Überlieferung bereits im Jahre 231 dahin gekommen sein sollten. Benjamin von Tudela fand in Gingala, wie er den Ort nennt, 1000 Juden vor. Später entstanden Streitigkeiten unter den weißen und schwarzen Juden (s. darüber weiter unten) und auch mit ihren muhammedanischen Nachbarn. Zuletzt mußte, als Kranganor von den Portugiesen erobert und zerstört worden war (im Jahre 1523), und kurz darauf die Mohammedaner die Juden bei Kranganor angriffen, ihre Häuser und Synagogen zerstörten und viele von ihnen töteten, der Rest der Juden unter Joseph Azar zuerst nach Nabo, dann nach Mattatscheri, einer Vorstadt von Kotschin, und einigen Nachbarorten übersiedelten. Trotzdem hatten sie unter dem Fanatismus der portugiesischen Eroberer auch in ihren neuen Wohnsitzen zu leiden. Hier besuchte sie der Holländer Hugo von Lindschotten in den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts und schreibt Folgendes über sie[3]:

„Außerhalb Kotschin unter den Malabarn wohnen auch viele Mohren, so des Mohamets Glauben, und ihre Kirchen Moscheen genannt. Auch sind da große Mengen der Juden, welche sehr reich

1 Näheres darüber bei G. A. Kohut, The Jews of Malabar and New-York in Semitic Studies in Memory of Dr. A. Kohut, S. 423 ff.

2 G. Oppert, von dem obige Übersetzung herstammt, setzt das Datum der Urkunde allerdings viel höher an (Semitic Studies in Memory of. Dr. A. Kohut, Berlin 1897, S. 406), wenn er sie aus dem Jahre 379 n. Chr. stammen läßt. Dann wäre die jüdische Einwanderung in Indien noch weit älter, wie auch oben erwähnt wird.

3 In dem Werk: Ander Teil der orientalischen Juden . . erstlich im Jahre 1596 ausführlich in holländischer Sprache beschrieben durch Ivan Hugo von Lindschotten aus Holland . . . jetzo aber von neuem in Hochteutsch bracht. Frankfurt a. M. 1598.

sind, und in ihrem Judenglauben leben, wie andere. Man findet an allen Orten in India Juden und Mohren in großer Menge, als nämlich in Goa, Kotschin und auf dem fußfesten Lande, deren etliche sind rechte Juden, etliche aber haben ihr Herkommen von den Indianern, welche vor Zeiten durch die Gemeinschaft der Juden und Mohren zu denselben Secten gefallen sind. Sie halten sich in ihrer Haushaltung und Kleidung wie der Landbrauch des Orts, da sie sich niedergelassen haben, erheischt. . . . Daselbst (in Kotschin) haben die Juden sehr schöne steinerne Häuser gebaut, sind vortreffliche Kaufleute und des Königs von Kotschin nächste Räte. Sie haben ihre Synagoge daselbst, sammt der hebräischen Bibel und dem Gesetz, dergleichen ich selbst in meinen Händen gehabt habe. Von Farbe sind sie meistenteils weiß, wie die in Europa, sie haben sehr schöne Weiber. Man findet etliche unter ihnen, welche sie im Land Palästina und zu Jerusalem zur Ehe genommen. Sie reden alle durch die Bank gut spanisch, halten den Sabbat und andere jüdische Zeremonien und hoffen auf die Ankunft des Messias“.

Die Bemerkung, daß die Juden von Kotschin alle gut spanisch verstehen, deutet darauf hin, daß die im Jahre 1492 aus Spanien vertriebenen Juden sich zum Teil auch nach Indien gewandt haben. Das lag bei den Handelsbeziehungen ja auch recht nahe[1]. In der Tat waren im Jahre 1511 die ersten spanischen Juden nach Kotschin gekommen und hatten sich dort eine prächtige Synagoge erbaut. Natürlich zeigten sich die europäischen Herren des Landes, die Portugiesen, die im Jahre 1496 ebenfalls die Juden aus ihrem Land vertrieben hatten, stets sehr grausam und unduldsam gegen die Juden in Kotschin (übrigens auch gegen die Hindus und syrischen Christen), die sie, ganz wie in Europa, als Ketzer verfolgten.

Als daher die Holländer 1662 mit einer Flotte vor Kotschin erschienen und es belagerten, verhehlten die Juden ihre Sympathien für die Belagerer nicht. Die erzürnten Portugiesen ließen ihre Rache an den Juden aus und fielen über sie her. Eine Menge wurde getötet, andere flüchteten in die benachbarten Berge. Die Judenstadt wurde zerstört, die Synagoge geplündert und verbrannt. Bei dieser Gelegenheit soll die alte Chronik von Kotschin, das Sepher Hajaschar, welche seit der Ankunft der Juden in Kotschin geführt sein soll, verloren gegangen sein.

Lange sollte die Bedrängnis der Juden aber nicht dauern. Schon im Januar 1663 zogen die Holländer als Sieger in Kotschin ein.

Die Kunde von dem Bestehen der jüdischen Gemeinde in Kotschin erregte das lebhafteste Interesse bei den Glaubensgenossen

1 Auch syrische Juden waren schon vorher nach Kotschin gekommen, da die Juden von Aleppo stets in enger Fühlung mit den Juden von Kotschin standen (E. N. Adler, Von Ghetto zu Ghetto, S. 114).

in Amsterdam, die im Jahre 1685 eine aus vier Kaufleuten sephardischer Herkunft bestehende Abordnung nach Kotschin sandten. Ihr Bericht erschien im Jahre 1687 im Druck [1]. Ein Jahrhundert später gelangten die Mitteilungen des holländischen Gouverneurs von Kotschin, Adrian Moens (1771—1782), zur Veröffentlichung [2]. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts berichtet ein evangelischer deutscher Missionar, Joh. Anton Sartorius, an den bekannten Gotthilf August Franke über die Juden von Kotschin [3], und zu Anfang des 19. Jahrhunderts hat der Vizepropst am Collegium des Fort William in Bengalen (einer Gründung von Lord Wellesley), Rev. Claudius Buchanan, Untersuchungen über die Juden an der Malabarküste angestellt [4]. Er berichtet folgendes: Nicht in Kotschin selbst, sondern eine halbe Stunde entfernt in Mattatscheri wohnt die Judenkolonie, wo sie zwei ansehnliche Synagogen hat und im Besitz des Haupthandels ist. Unter den dort einheimischen Juden haben sich auch viele aus andern fernen Gegenden Asiens niedergelassen. Sie teilen sich in zwei Klassen, die sich selbst die Juden von Jerusalem oder die weißen Juden nennen, welche die Hauptbevölkerung von Mattatscheri ausmachen, und die alten oder schwarzen Juden, die zwar auch in Mattatscheri eine Synagoge haben, deren größte Zahl aber in den Städten des Binnenlandes von Malabar, in Tritur, Parur, Tschenotta, Malah usw. wohnt.

In Mattatscheri hörte Dr. Buchanan, daß unter den dortigen Juden auch einige aus dem Lande Aschkenas [5] und Ägypten seien. Die schwarzen Juden dagegen zeigen die Gesichtsbildung der Hindu und haben nur geringe Ähnlichkeit mit den weißen Juden von europäischem Typus. Sie haben sich mit den Völkern und Sitten ihrer neuen Heimat so sehr vermischt, daß sie von Reisenden oft nicht mehr als Juden anerkannt wurden, wenn sie auch immer noch viele gemeinsame Züge mit ihnen behalten. Auch in den Städten des Binnenlandes von Malabar ist es schwer, die Juden von den Hindus zu unterscheiden. Sie halten aber noch Fühlung mit ihren Glaubensgenossen im nördlichen Indien, in Turkestan und in China. Diese hätten nur wenige Schriften des alten Testaments;

---

1 Notisias dos Judeos de Cochim mandadas por Mosseh Pereyra de Paiva, acuya custa se imprimiraô. Amsterdam, Ury Levy 1687. Neudruck von L. Lamm, Berlin 1924.

2 In Anton Fr. Büschings Magazin für die neuere Historie und Geographie, Bd. 14, S. 132 ff.

3 Abgedruckt in den Dänischen Missionsberichten 46. Stück (Halle 1740), 10. Paragraph.

4 Travels through Mysore, Canara and Malabar in the year 1803, Calcutta 1806 und Christian Researches in Asia, 3d ed., Edinburg 1812, S. 205 ff.

5 Offenbar polnische oder russische Juden, die Vasco da Gama bei seiner Landung in Kalkutta auch antraf.

unter den schwarzen und noch mehr unter den weißen Juden fand Buchanan aber dieselbe Kenntnis der hebräischen Literatur verbreitet wie in Europa. Viele seltene hebräische Druckwerke des 15. und 16. Jahrhunderts waren in den Genizas (Abfallräumen) ihrer Synagogen zu finden, auch Pergamenthandschriften, die später nach Oxford überführt wurden.

Dr. Buchanan schätzte die Zahl der Juden in Kotschin auf 16000. Das wird aber weitaus zu hoch gegriffen sein. Denn bei einer offiziellen Volkszählung im Jahre 1857 wurden nur 1790 Juden im ganzen Bezirk festgestellt; davon 419 in der jüdischen Ansiedlung südlich Kotschin, 353 in Ernakolum auf dem Festland und 65 in Tchennamungalum etwas landeinwärts[1]. Wir besitzen aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts (an der in Anm. 1 genannten Stelle) eine Schilderung der Judenstraße, deren Häuser genau wie die portugiesischen von Kotschin erbaut waren und auf den Mauern verschiedene Hausmarken aufwiesen (Fasan, doppelköpfige Adler, Reh mit großem Geweih, Drache usw.); an den Türpfosten waren Mesusas (d. h. Röhrchen mit einem Pergamentstreifen, der Sprüche aus der Bibel enthält) angebracht. Bevor die Juden die Synagoge betraten, legten sie ihre Schuhe ab. Sie hatten die Köpfe schon in jugendlichem Alter rasiert und liessen nur eine Locke über der Stirn und je eine an den Schläfen stehen. Die Männer hatten noch eine eigenartige Tracht: hochgeknöpfte Westen, lange, flatternde, Röcke verschiedener Farbe und lange weiße Hosen. Die Frauen kleideten sich wie die Hinduweiber, hatten aber bei festlichen Gelegenheiten mit Goldstücken und Juwelen reich verzierte Gewänder. Da auch die vermögender gewordenen schwarzen Jüdinnen sich diese Prachtgewänder zulegten, so nahmen die weißen Jüdinnen um 1860 die kleidsamere Tracht von Bagdad an. Sie besteht aus einem langen, vom Hals bis zu den Knöcheln reichenden Hemd aus einem Stück, das auf der Brust offen ist und ein weißes Halstuch sehen läßt. Das Hemd ist aus wertvollem Stoff, hinten gerafft und vorn zugeknöpft[2]. Auf die Haare verwendeten die Kotschiner Jüdinnen wenig Sorgfalt. Mit dreißig Jahren waren sie in der Regel verblüht.

Um das Jahr 1850 zog ein Teil der zwischen den weißen und schwarzen Juden stehenden „half-caste" -Juden in die Stadt Kotschin selbst, um mehr Freiheit für ihre Frauen in bezug auf deren Kleidung zu haben, die ihnen in der jüdischen Niederlassung nicht gewährt wurde. Die schwarzen Juden besaßen zum Teil noch jüdische Züge; viele aber glichen den Eingeborenen so sehr, daß selbst

1 Francis Day, The Land of the Permauls. Madras 1863, S. 336.

2 Diese Art Schürze vergleicht J. J. Benjamin, Acht Jahre in Asien und Afrika, S. 147 dem Négligé der europäischen Frauen, wenn er von der Kleidung der Bagdader Jüdinnen spricht.

der skeptischste Beobachter zugeben mußte, daß sie nur von ihnen abstammen konnten. In der Tat waren einige davon Proselyten, andere stammten von indischen Sklaven ab, die in früheren Zeiten bekehrt worden waren. Die weißen Juden haben sich von diesen Mischjuden abgeschlossen und sind durch Zuwanderer aus Asien und Europa immer wieder aufgefrischt worden.

Für diese westliche Zuwanderung haben wir einen urkundlichen Beweis in der Liste der Familienhäupter (Rol dos Bahale batim) des schon erwähnten Berichts, den „Notisias dos Judeos de Cochin" von Mosseh Pereyra de Paiva, Amsterdam 1687 [1]. Darin werden die Familiennamen der Kotschiner Juden aufgezählt und die Herkunft der Familien angegeben. Nur drei Familien werden als Abkömmlinge der alten Einwanderer genannt; die Mehrzahl sind spaniolische Juden, die entweder direkt aus Spanien nach der Vertreibung der Juden (im Jahre 1492) oder in späterer Zeit dorthin kamen; zwei Familien sind deutscher Herkunft, drei kamen aus Persien usw. Aus dem ständigen Nachschub westlicher Juden erklären sich die Rasseeigentümlichkeiten der „weißen" Juden von Kotschin ohne weiteres.

Seit 1795 ist Kotschin im englischen Besitz. Einige Juden der ältesten Ansiedlung zogen auch nach Aden am Eingang des Roten Meeres, wo ihre Kolonie noch heute besteht. Ebenso siedelten sie nach Ceylon über, wo Juden schon im 9. Jahrhundert von dem arabischen Reisenden Ibn Wahāb in beträchtlicher Zahl angetroffen wurden [2].

Im Volkszählungsbericht von 1901 wird die Zahl der indischen Juden auf etwas über 18000 angegeben [3]; darin sind auch die später zugezogenen Juden enthalten. Die einheimischen Juden zerfallen auch heute noch in die Gruppen der weißen und schwarzen Juden bei Kotschin und an einigen landeinwärts gelegenen Plätzen, sowie die Beni-Israel in Bombay und anderen Plätzen der Präsidentschaft Bombay.

Letztere ähneln den arabischen Juden, kleiden sich aber wie Hindus, nur daß sie wie die mohammedanischen Inder Hosen tragen. Ihre Hautfarbe ist heller als die der Hindus; auch tragen sie zum Unterschied ihr volles Haar und bis vor kurzem die charakteristischen Seitenlocken. Weiteres über sie soll später berichtet werden; zunächst wenden wir uns zu den Juden an der Malabarküste.

---

1 Die obenstehenden Angaben sind dem Neudruck der „Notisias" (s. Anm. 1 S. 66), S. 6 entnommen.

2 Nach Carl Ritter, Die Erdkunde, 5. Teil, 2. Buch, Asien. Band IV, S. 595.

3 Siehe Zeitschr. f. Demographie und Statistik der Juden. Band 1, Heft 1, S. 16. Im Jahre 1921 wurden 21788 Juden gezählt.

Die weißen Juden behaupten trotz ihrer geringen Zahl, die gegenwärtig kaum 200 beträgt, die vornehmeren und die wahren Nachkommen der Juden von Kranganor zu sein. Sie schließen sich streng gegen die in dem unteren Teil der jüdischen Ansiedlung wohnenden, etwa 1000 Seelen zählenden schwarzen Juden ab, die aber zweifellos länger in Indien ansässig sind, als die, nach den Familiennamen zu schließen, viel später eingewanderten weißen Juden, die in sechs Gruppen teils deutschen, teils spanischen Ursprungs zerfallen [1]. Sie haben den oberen Teil der Judenstadt von Mattatscheri inne. Jede der beiden Teile hat seine besondere Synagoge, während die Schule weißen und schwarzen Judenkindern gemeinsam dient.

Der Teint der weißen Juden ist sehr hell, beinah krankhaft weiß, weißer als der Teint der meisten Europäer und fällt deshalb besonders auf. Viele sind blondhaarig und blauäugig [2]. Die Frauen verlieren bald ihre Schönheit und altern früh. In körperlicher Hinsicht unterscheiden sich die weißen Juden nicht sehr von ihren europäischen Glaubensgenossen [3] (Abb. 37, 41). Natürlich sind die Bezeichnungen „weiße“ und „schwarze“ Juden nicht allzu wörtlich zu nehmen. Die Gesichtsfarbe der schwarzen Juden z. B. kann man nicht durchweg dunkel nennen. Bei beiden Gruppen ist die jüdische Physiognomie deutlich erkennbar. Trotz der hellen Haut ist Haar und Bart bei manchen der weißen Juden tief schwarz, die Augen sehr dunkel. Übergangsstufen zwischen beiden Gruppen gibt es daneben auch. Die Sitten, religiöse und rituelle Gebräuche sind bei beiden Gruppen die gleichen.

Zu allen Zeiten hat ein Zuzug westasiatischer und später auch europäischer Juden nach Kotschin stattgefunden, der bei den weißen Juden die Mischung drawidischen Bluts durch Heiraten mit Töchtern der Eingeborenen einigermaßen ausgeglichen hat. Ihre Kopfform sowie ihre Körpergestalt nähert sich derjenigen der jemenitischen Juden. Sie haben längliche Schädel, schwarze Haare und mittelgroße Gestalt. Ihre Kleidung erinnert an die syrisch-palästinensische oder die Bagdader Tracht. Man sieht prächtige Typen unter ihnen, unter den älteren Männern Patriarchengestalten von ungemein ehrwürdigem Aussehen.

Die schwarzen Juden zerfallen nach indischer Sitte in verschiedene Kasten, die eigentlichen schwarzen Juden von dunkler Hautfarbe, plumper Figur und ohne Familiennamen, und die vornehmeren Juden von feinerem Wuchs, die Familiennamen und einen Stamm-

1 Also eine bedeutende Abnahme gegenüber der von Benjamin von Tudela angegebenen Zahl von tausend jüdischen Familien.

2 G. Oppert a. a. O., S. 417.

3 E. Schmidt, Archiv für Anthropologie 1910, S. 99 ff.

baum haben. Viele von ihnen unterscheiden sich nicht von den Eingeborenen der Malabarküste, deren Blut zum Teil in ihnen steckt. Sie selbst erheben ebenfalls den Anspruch die wahren Nachkommen der Juden von Kranganor zu sein[1]. Sie werden zuweilen auch als „braune“ Juden bezeichnet[2] (Abb. 38, 43).

Die scharfe Trennung zwischen den „weißen“ und „schwarzen“ Juden ist übrigens eine junge Erscheinung. Früher wurden Ehen zwischen den beiden Gruppen ganz unbedenklich geschlossen. Also auch in Indien hat die „Rassenlehre“ ihre Auswirkungen gezeitigt.

Der Gottesdienst der indischen Juden wird in hebräischer Sprache abgehalten. Ihre Umgangssprache aber ist das einheimische Malajālam.

Eine einheimische Mundart, das Mahrattische, ist die Sprache der in der Präsidentschaft Bombay wohnenden Juden, der Beni-Israel[3]. Es ist nicht zu entscheiden, ob diese Juden von der Malabarküste oder vom Jemen (s. Abschnitt VII) dahin übergesiedelt sind. Sie scheinen stark gemischt zu sein, da viele Drawidafrauen und Abkömmlinge von Sklaven in ihre Gemeinschaft aufgenommen wurden. Sie sind meist als Handwerker oder als Soldaten in englischen Diensten tätig und stellen auch ein ansehnliches Kontingent zu dem eingeborenen Offiziersstand, während die Juden von Kotschin vorwiegend Kaufleute sind. Äußerlich gleichen sie den jemenitischen Juden und trugen auch früher Paies (Seitenlocken) wie diese.

Die Zugehörigkeit der Beni-Israel zum Judentum ist verschiedentlich bestritten worden. Doch scheinen die Zweifel nicht berechtigt zu sein, da sie die Hauptgebote der jüdischen Religion, wie Sabbatheiligung, Beschneidung, Schächten der zum Genuß bestimmten Tiere und dergleichen mehr beachten. Sie besitzen auch sehr alte Thorarollen aus Pergament mit rötlicher Schrift[4]. Freilich haben sie weder Kohanim (Priester) noch Lewiten wie die deutschen oder spaniolischen Juden und kannten bis vor kurzem die hebräische Sprache nicht mehr. Selbst das Schema-Gebet war ihnen unbekannt. Trotzdem sind sie eifrige Anhänger des Judentums und verrichten ihre Gebete voller Andacht, wenn auch ohne jegliches Ritual.

Die neuerdings in Bombay eingewanderten Juden waren ihnen zwar wohlgesinnt, erkannten sie aber nicht als vollwertige Juden an und schlossen keine Heiraten mit ihnen. Die Beni-Israel suchten ihrerseits in engere Verbindung mit altgläubigen Juden zu treten und ließen sich Schächter und Rabbiner aus Kotschin kommen, um ihr religiöses Leben neu zu gestalten.

---

1 J. J. Benjamin, Un an de séjour aux Indes Orientales (1849—50), S. 15 ff.
2 E. N. Adler, Von Ghetto zu Ghetto, S. 191 f.
3 John Wilson, The Beni Israel of Bombay. Indian Antiquary, Bd, 3, S. 321 ff.
4 Eine ist im Jahre 1468 in Spanien geschrieben worden. Siehe E. N. Adler, Von Ghetto zu Ghetto, S. 208.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde ihre Zahl auf 2000 Familien geschätzt. Als Saphir im Jahre 1854 die englische Kolonie Aden besuchte, fand er dort allein 300 Angehörige dieses Stammes vor. E. N. Adler berichtet von ihnen[1], daß sie früher wohl kriegerischer gewesen zu sein scheinen als heutzutage, obwohl verschiedene von ihnen noch jetzt in der indischen Armee dienen, besonders in der Eingeborenen-Infanterie. Mit den schwarzen Juden der Malabarküste stehen die Beni Israel — also abweichend von der Exklusivität der weißen Juden — in freundschaftlichen Beziehungen. Ein neuerer Bericht[2] betont noch die weite Kluft zwischen den „Bagdader" (orthodoxen) Juden Bombays und den Beni Israel. Und doch sind sie der ältere Teil der jüdischen Bevölkerung in Indien. Die früheren Generationen kannten das Chanuka-Fest (zur Erinnerung an die Tempelerneuerung nach dem Sieg über die Seleukiden) nicht und wußten nichts von der Zerstörung des zweiten Tempels durch die Römer. Den Namen „Beni Israel" sollen sie angenommen haben, weil er bei den Mohammedanern einen guten Klang hat, während die Bezeichnung „Jude" als Schimpf gilt (also ganz ähnlich wie in Westeuropa). Die Eingeborenen bezeichneten sie als „Sabbat Öl-Presser" nach ihrem Feiertag und ihrem Haupterwerb.

Die Beni-Israel haben nach J. Cohen[3] ein lebhaftes jüdisches Gefühl und Liebe zum jüdischen Schrifttum. Sie wollen sogar am Wiederaufbau Palästinas teilnehmen. Sie besitzen zwei eigene Zeitungen für ihre beiden politischen Gruppen: „Israels Freund" für die „Liga", die nach höherer Bildung strebt, und den „Israelit" für die „Konferenz", die nur eine elementare Bildung wünscht. Die Zeitungen sind teils in englischer, teils in der Mahratti-Sprache gedruckt. Für ihre Kinder unterhält man jetzt eine Schule, in der auch Hebräisch von einem alten Juden aus Kotschin gelehrt wird. Als Leiterin der Schule fungiert eine junge Jüdin, die in Cambridge studiert hat. Auch ein Waisenhaus und eine Bibliothek besitzen die Beni Israel neuerdings. Über die Herkunft der Beni Israel läßt sich so wenig etwas Sicheres sagen wie über die der indischen Juden überhaupt. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie ursprünglich aus Kranganor kamen und die Verbindung mit dieser Gegend aufrecht erhielten, bis durch die kriegerischen Verwicklungen im 17. und 18. Jahrhundert die Fäden zerrissen wurden. Viele traten schon frühzeitig in das Heer der East India Company ein, und der Soldatenlaufbahn sind sie, wie schon erwähnt, treu geblieben. Sie leben jetzt zumeist in Bombay, in Puna, in Alibag und in verschiedenen

---

1 Von Ghetto zu Ghetto, S. 181 ff.
2 Israel Cohen, The Journal of a Jewish Traveller (1925). S. 253 ff.
3 A. a. O., S. 257 f.

Dörfern des Konkan (südlicher Küstenstrich der Präsidentschaft Bombay). Eine Kolonie von ihnen befindet sich in Aden. Sie führten, wie die schwarzen Juden, keine Familiennamen, sondern wurden mit den Namen der Väter unterschieden; doch beginnen sie sich jetzt solche nach Ortsnamen zuzulegen. Sie leugnen ihre Herkunft von Hindufrauen und Sklavinnen nicht; auch bekehrte Hinduklaven zählen sie zu ihren Vorfahren.

Die Beni Israel sind sehr lernbegierig und manche von ihnen studierten schon auf den indischen Universitäten. Ihre Zahl wird auf etwa 15000 geschätzt. In Bombay ist ihre älteste Synagoge im Jahre 1799 erbaut und im Jahre 1860 erneuert worden.

Für die nie abgebrochenen Beziehungen der indischen Juden zu ihren Glaubensgenossen im Westen ist vor einigen Jahren ein neues Beweisstück aus der Geniza von Kairo aufgetaucht. Es ist ein in veraltetem Jüdisch-Arabisch abgefaßter Brief, vielleicht aus dem 13. Jahrhundert, den ein indischer Jude an seinen jüdischen Geschäftsfreund in Kairo richtet[1]. Darin empfiehlt er einen Händler, der Reisen von Malabar nach Ceylon macht und ein ständiges Warenlager in Aden unterhält. Er will sein Lager auflösen und ist bereit, dem Kairener von den Waren abzulassen.

Man sieht, die Juden unterhielten im frühen Mittelalter, als die europäischen Völker noch wenig Kenntnis von fernen Ländern aus eigner Anschauung hatten, Handelsverbindungen über weite Strecken[2]. Ihre Sprachkunde und ihr Unternehmungsgeist sowie ihre Verbindungen mit Glaubensbrüdern in allen Erdteilen machten sie hierfür besonders geeignet ebenso wie für offizielle Missionen. Man denke nur an den Juden Isaac, der Karls des Großen Gesandtschaft zum Kalifen Harun al Raschid begleitete, an Weltreisende wie Eldad had-Dani, Benjamin von Tudela, seinen Zeitgenossen Petachja von Regensburg und viele andere.

---

1 Mitgeteilt von E. N. Adler, Von Ghetto zu Ghetto, S. 197 f.
2 Vergl. die Anm. 2 auf S. 56.

VII.

Die jemenitischen Juden.

Die Ansässigmachung von Juden auf der Halbinsel Arabien datiert sicher aus sehr alter Zeit, ohne daß sich der genaue Termin ihrer ersten Ansiedlung bestimmen ließe. Vermutlich flüchteten nach der Zerstörung des zweiten Tempels durch Titus und nach der Niederwerfung der späteren Aufstände unter den Kaisern Trajan und Hadrian viele Juden, die dem Blutbad entronnen waren, wie nach Ägypten und Kyrene auch nach Arabien. Späterer Zuzug wird die Flüchtlinge verstärkt haben, und die Propaganda für die jüdische Religion unter den ihnen rassenhaft und sprachlich nahestehenden Arabern führte den jüdischen Kolonien neues Blut zu. Drei Mittelpunkte jüdischer Ansiedlung sind auf der arabischen Halbinsel nachzuweisen: Im Norden (im Hedschas) in der Landschaft Chaibar, wo die Juden in der Art der kriegerischen arabischen Beduinen lebten. Dieselbe Lebensart führten sie in der Stadt Jathrib (= dem späteren Medina) und dessen Umgebung, wo sie ihre Unabhängigkeit durch (angeblich 59) Burgen an hochgelegenen Plätzen ganz wie die späteren Ritter zu schützen verstanden. Endlich wohnten zahlreiche Juden in Südarabien (Jemen), wo Abī Karib, König der Himjariten, um 500 n. Chr. zum Judentum übertrat und viele Vornehme seines Reiches auch dazu veranlaßte. Dieses jüdische Königtum war freilich nicht von langer Dauer. Um 530 n. Chr. wurde sein Nachfolger Dhu Nūwas von den verbündeten christlichen Byzantinern und Abessiniern geschlagen. Das hatte auch unheilvolle Folgen für die nordarabischen Juden bei Jathrib; sie gerieten in langandauernde Fehden mit den umwohnenden arabischen Stämmen, die erst 615 n. Chr. durch einen Friedensschluß einen vorläufigen Abschluß erhielten. Aber die frühere jüdische Vorherrschaft war jetzt durch einen Gleichgewichtszustand zwischen Juden und Arabern abgelöst worden.

Unmittelbar darauf fällt nun das Auftreten Mohammeds und die Stiftung des Islam. Anfangs stand er freundlich zu den Juden von Jathrib, und viele von ihnen wurden seine Anhänger, ganz wie es

einst mit Jesus in Galiläa geschehen war[1]. Seit 624 n. Chr. aber trat er in scharfen Gegensatz zu den Juden, rüstete ein Heer gegen sie und schlug sie in verschiedenen Treffen (627 n. Chr.). Ein Jahr darauf traf dasselbe Schicksal auch die Juden der Landschaft Chaibar (628 n. Chr.). Mohammeds Tod (632 n. Chr.) wurde daher von den Juden Arabiens als Erlösung betrachtet. Doch sein zweiter Nachfolger, der Kalif Omar, war nicht milder gegen die Juden als Mohammed; er vertrieb alle Juden aus der Umgegend von Medina und aus Nordarabien überhaupt und siedelte die Übriggebliebenen in der Nähe der Stadt Kufa am Euphrat an (640 n. Chr.).

Die Juden des weiter entfernten Jemen entgingen damals einem ähnlichen Schicksal. Doch hatten sie in den folgenden Jahrhunderten sehr unter dem Fanatismus der Araber zu leiden; viele von ihnen mußten unter Zwang den Islam annehmen (um 1172 n. Chr.). In ihrer Not wandten sich die jemenitischen Juden an den damals berühmtesten Lehrer unter den Juden, Maimonides, dem einer ihrer geistigen Führer, Jakob ben Nathanael ibn Al Fajjumi, in einem Brief die Leiden seiner Glaubensgenossen schilderte. Das Antwort- und Trostschreiben Maimunis (Iggeret Teman) ist noch erhalten. Es tröstet die Juden im Jemen und weist sie auf die ähnlichen Leiden hin, die ihre Brüder in Spanien zur gleichen Zeit zu erdulden hatten (unter den Almohaden). Er warnt sie vor einem jüdischen Schwärmer, der damals im Jemen das Kommen des Messias verkündete, und zeigt ihnen an vielen sonst unbekannten Beispielen, daß alle solche Prophezeiungen sich nicht erfüllt hätten.

Die Zeit der Verfolgungen überstanden die Juden im Jemen ebenso wie sie sich in Nordarabien nach ihrer Vertreibung in der ersten Zeit des Islam wieder angesiedelt hatten. Sie waren hier im 12. Jahrhundert sogar weit zahlreicher als in Südarabien, wo damals nur 3000 Juden gelebt haben sollen (nach Benjamin von Tudela). Sie lebten als unabhängige kriegerische Stämme, die teils Handel trieben, teils als Beduinen die Karawanen überfielen und ausplünderten. Die Zahlen, die Benjamin von Tudela für sie angibt (300 000, wovon 50 000 in der Landschaft Chaibar), sind vermutlich aber weit übertrieben.

Heute ist von den nordarabischen Juden wohl so gut wie nichts übrig geblieben[2], während die jemenitischen Juden, allerdings

---

1 In der Geniza von Kairo wurde die Kopie eines Briefes von Mohammed an die Bewohner von Chaibar gefunden, der ihnen gewisse Vorrechte gewährt, von denen auch die Juden Vorteil hatten (H. Hirschfeld, Jewish Quarterly Review, Band 15, S. 170).

2 Über ihre Geschichte vergl. H. Hirschfeld, Essai sur l'histoire des Juifs de Médine. Revue des Études juives, Band 7, S. 167 ff. und Band 10, S. 10 ff. Was Benjamin von Tudela gegen 1165 n. Chr. über die Juden im Charrah vom

durch dauernde Auswanderung immer mehr vermindert, noch eine ansehnliche und eigenartige Gemeinschaft bilden, die neuerdings auch wieder in Konnex mit ihren europäischen Glaubensgenossen getreten ist. Schon im 18. Jahrhundert wurden die Juden im Jemen von dem deutschen Weltreisenden Karsten Niebuhr aufgesucht (1763); aus seinen veröffentlichten Beobachtungen über die jüdischen Bewohner des Landes sei hier das Wesentliche mitgeteilt: „Gesondert von der Stadt Sana'a liegt das Judendorf Ka'a el Jehud genannt, wo 2000 Juden in großer Verachtung leben. Dennoch befinden sich unter diesen ihre besten Handwerker, wie Töpfer, Goldschmiede, Schriftstecher, Münzarbeiter und andere, die den Tag über in ihren Buden in Sana'a arbeiten, nachts aber in ihr abgesondertes Quartier sich zurückziehen mußten. Auch ansehnliche Kaufleute waren unter ihnen, von denen einer den Posten eines Inspektors der Gärten, Paläste und Zölle des Imam hatte. Kurz vor Niebuhrs Ankunft ließ man ihn in Ungnade fallen, um eine große Geldsumme von ihm erpressen zu können. Zu gleicher Zeit wurden von den 14 Synagogen der Juden 12 niedergerissen; auch alle ihren schönen Häuser wurden zerstört und alles Geschirr darin zerschlagen. Die Juden gaben die Zahl ihrer Familien auf 5000 an, die in Sana'a, in Tenaim, in Chaulân wohnten"[1].

Später befand sich das Judenquartier innerhalb der Mauern von Sana'a mit dem Judentor (Bab el Jehud) als Zugang wie noch heute (s. weiter unten).

Im Jahre 1836 besucht ein christlicher Missionar Jos. Wolff die Juden in Sana'a und weiß über sie verschiedenes Neue zu berichten[2]. Sie stehen mit ihren Glaubansgenossen in Bassora und Bagdad, in Bombay und Calcutta im Briefwechsel; aus letzterem Ort erhalten sie ihre hebräischen Bücher. Sie hofften damals wieder auf die Ankunft des Messias und die Bewegung war groß im Jemen wie in ganz Arabien. Einzelne Juden pilgerten nach Jerusalem, um um ihn dort zu erwarten. Wolff schätzte die Zahl der Juden in Sana'a auf 15000, im ganzen Land auf 200000, die unter den verschiedensten arabischen Stämmen, auch in Aden leben sollten. Mehrere Juden in Sana'a ließen sich taufen und nahmen das neue Testament dankend an. Die Juden waren sehr begierig, Nach-

---

Hörensagen berichtet, ist so phantastisch, daß es keinen Glauben verdient. Auch aus späteren und neuesten Reiseberichten läßt sich nichts Sicheres über dortige Juden entnehmen. Siehe M. N. Adler, The Itinerary of Benjamin of Tudela, London 1907, S. 46, Anm. 1. H. v. Maltzan, Südarabien, S. 173 ff. versichert, daß in Nord- wie Zentralarabien keine Juden mehr vorhanden seien; aus dem Dschedda seien sie gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts vertrieben worden.

1 K. Niebuhr, Reisebeschreibungen, Band 1, S. 422 ff.

2 Account of his Missionary Labours in Letters to S. Th. Baring, etc. London 1839, S. 369 ff., spez. S. 390.

richten von ihren Glaubensbrüdern in Europa zu hören, wobei der Missionar ihnen die Namen Rothschild und Goldschmidt nannte. Sie lebten in Sana'a in Polygamie und hatten 18 Synagogen; die Gesetzesrollen, die sich in der größten (Bet Alusta) fanden, waren mit ausgesuchter Schönheit geschrieben. Ihre Häuser waren sehr nett, sie selbst sehr gastfrei. Einer der Neugetauften begleitete den Missionar zur Küste zurück.

Von jüdischer Seite aus wird zum ersten Mal im Jahre 1859 der Versuch unternommen, in Berührung mit den Glaubensgenossen in Südarabien zu treten. Jakob Saphir, ein Rabbiner aus Jerusalem, reist nach dem Jemen, wo er sich 6 Jahre aufhält; er legt dann die Ergebnisse seiner Forschungen in einem zweibändigen, hebräisch geschriebenen Werk nieder. 10 Jahre später besucht sie der Franzose Joseph Halévy und berichtet über seine Studien in dem Bulletin de la Société de Géographie de Paris. Endlich beauftragte im Jahre 1910 das Zentralkomitee der Alliance israélite universelle den Schuldirektor Jomtob Semach aus Beirut, sich an Ort und Stelle über die Lage der jemenitischen Juden zu unterrichten. Über diese Reise hat Herr Semach der Alliance einen ausführlichen Bericht eingereicht, aus dem wir hier mancherlei Angaben entnehmen[1]. Kurz vor Kriegsausbruch wurde in Berlin ein seine Wirksamkeit über ganz Deutschland ausbreitendes Hilfskomitee für die jemenitischen Juden ins Leben gerufen, dessen Tätigkeit aber infolge des Weltkrieges bald eingestellt wurde.

Während die verschiedenen Gruppen der asiatischen Juden keinen einheitlichen Typhus darstellen, da sich jede von ihnen mehr oder minder mit fremden Bestandteilen, die in der Regel dem einheimischen Element entstammen, vermischt und sich dadurch der Umgebung mehr oder weniger angeglichen hat, so haben sich die jemenitischen Juden in ihrer Abgeschlossenheit reiner erhalten und auch ihre Eigenheit gegenüber den Araberstämmen Südwestarabiens zu bewahren verstanden.

Die Juden Jemens wohnen nicht, wie man es bei einem zumeist handeltreibenden Volk erwarten sollte, in den Hafenstädten — in Hodeida gibt es keine Juden — sondern auf der Hochfläche des Jemen, zu der man von der Küste aus in beschwerlichen Märschen heraufsteigen muß. Selbst in den schwer zugänglichen Gebirgen des Jemen und des nördlich daran grenzenden Asir findet man Juden in den Ortschaften Sa'ada, Maklaf, Negran, Beihan, und im Wüstengebiet gibt es große und kräftige Juden, die als Beduinen

---

1 Veröffentlicht in „Ost und West“, Band 10 (1910). Ferner im Auszug in einem vom Hilfskomitee für die jemenitischen Juden herausg. Heft: „Von den Juden des Jemen“. Orient-Verlag, Berlin-Wilmersdorf, 1913 mit Aufsätzen von H. Burchardt, W. Bacher und J. Feldmann.

leben, wie diese sehr kriegerisch sind und stets mit dem krummen Djambieh und der langen Flinte bewaffnet sind. Sie schneiden ihr Haar niemals und tragen weiße Gewänder, die allerdings meist so schmutzig sind, daß man sie für schwarz halten kann.

Hermann Burchardt (ermordet 1909 im Jemen) schreibt im Jahre 1901: Von Hodeida nach Sana'a reisend traf ich die ersten Juden in größerer Zahl in Menaha, einer kleinen Gebirgsstadt von ungefähr 6000 Einwohnern. Sana'a, die Hauptstadt des Jemen hat ein eignes Judenviertel, in dem 6000 bis 8000 Juden wohnen. Im Jahre 1905 sollten im Jemen noch 40000 Juden wohnen. Davon waren aber wegen der Verfolgungen durch die Araber schon 3000 nach Aden, das bekanntlich in englischem Besitz ist, gezogen. Seitdem hat sich ihre Zahl von Jahr zu Jahr vermindert[1].

In unmittelbarer Nähe von Sana'a befinden sich einige kleine Judendörfer mit sehr armer Bevölkerung, die sich durch Töpferarbeiten und Steinhauen ernährt. Burchardt traf auf seinem Ritt nach dem zwei Tagereisen in nördlicher Richtung entfernten Musvâr in fast allen Dörfern besondere Judenquartiere. Auch auf der Reise von Sana'a nach Aden traf er überall Juden, in den Orten Weilan, Dhammar, Jerim, Redda. Etwa 2 km von Redda entfernt liegt ein sehr romantisches Judendorf, El-Girahe. Hohe Felsen hängen über dem aus wenigen Häusern bestehenden Ort. Die Bewohner beschäftigen sich ausschließlich mit der Anfertigung von Töpferwaren, die wegen ihrer Güte weithin ein sehr begehrter Artikel sind.

Das Judenviertel in Sana'a beginnt am Judentor (Bab el Jehud) und besteht aus einer sehr breiten Straße, zu deren beiden Seiten Lehmhäuser mit einer großen Menge winziger Fenster stehen. Von dieser Straße biegen kleine, schmutzige und übelriechende Straßen ab. In den Häusern gelangt man durch niedrige Türen in einen dunklen Gang, dann über einige Stufen in einen gepflasterten Hof mit glänzend weiß gegipsten Mauern. Weiß getüncht sind auch die Zimmer, oft mit Teppichen belegt und mit Matratzen längs der Wände. Stühle gibt es nicht.

Ein großer Teil des Judenviertels liegt infolge einer Belagerung aufständiger Araber zu Anfang dieses Jahrhunderts noch in Trümmern. Da viele Juden infolge der Entbehrungen umgekommen, andere ausgewandert sind, so wird das Zerstörte nicht wieder aufgebaut.

Die jemenitischen Juden sind immer in Fühlung mit dem übrigen Judentum geblieben, so daß ihnen die ganze rabbinische Literatur bekannt ist und sie in religiöser Beziehung von dem allgemeinen

1 Nach der Statistik von Jomtob Samach (s. weiter unten) war im Jahre 1910 die Zahl der jemenitischen Juden von 60000 (im Jahre 1898) auf 15—16000 gesunken, von denen etwa 3000 in Sana'a wohnten.

Standpunkt des Judentums kaum abweichen. Auch die messianischen Hoffnungen des Judentums teilen sie und haben eine heiße Liebe zu Jerusalem, das das Ziel ihrer Sehnsucht bildet [1]. Vor etwa 30 Jahren begann die Auswanderung der Juden aus dem Jemen nach Palästina, dem englischen Aden und der italienischen Kolonie Erythräa in größerem Maßstabe; sie dehnte sich immer mehr aus, je härter die Bedrückungen durch die Araberscheichs wurden, was eine Folge der sinkenden Macht der Türken im Jemen war. Auch die Hungersnot des Jahres 1905, die zahllosen Juden den Tod brachte, verstärkte den Zug der Auswanderer.

Die jemenitischen Einwanderer in Palästina sind in den dortigen Kolonien [2] gern gesehen, da sie fleißig und anspruchslos sind. Sie betätigen sich bei aller Art Landarbeit, aber auch im Handwerk, als Wächter, als Schreiber usw. In den letzten Jahren vor dem Krieg trafen alljährlich etwa 1000 Seelen unter großen Mühen und Entbehrungen in Palästina ein, da mit dem Abzug der türkischen Streitkräfte infolge des Tripoliskrieges ihre Lage verzweifelt wurde. Dr. Weißenberg hat jemenitische Juden in Palästina in anthropologischer Hinsicht untersucht und teilt über die Ergebnisse seiner Untersuchungen folgendes mit: [3]

Der Körperhöhe nach sind die jemenitischen Juden klein zu nennen, da sie im Mittel nur 165 cm für den Mann und 147 cm für die Frau beträgt. Was die Kopfform anbetrifft, so waren bei den Männern mehr als die Hälfte und bei den Frauen genau die Hälfte richtige Langköpfe. Von den übrig Bleibenden sind die meisten Mesokephalen; äußerst gering ist der Prozentsatz an Kurzköpfen. Was die Gesichtsform anbelangt, so sind bei mehreren Männern und Frauen vorstehende Jochbeine, also mongoloïde Merkmale, zu beobachten gewesen, während zwei Männer ein etwas negerhaftes Aussehen hatten. Die Nase ist gerade bei weniger als der Hälfte der untersuchten Männer und bei fast allen untersuchten Frauen. Krumme oder leicht gekrümmte Nasen hatten 10 Männer und eine Frau. Die sogenannte Judennase war nur bei einem Mann zu finden. Die Hautfarbe ist überwiegend dunkel wie die des europäischen Südländers, die Haarfarbe fast ausschließlich tiefschwarz, der Bart meist ebenso. Zwei Männer mit negerhaftem Gesicht hatten krauses Haar. Die Augen sind tief dunkelbraun an der Grenze des wirklich Schwarzen stehend, wie man es in Europa nur selten beobachten kann. Alles zusammengefaßt, unterscheiden sich die jemenitischen Juden in fast allen Beziehungen von dem gewöhnlichen jüdischen Typus, wenn wir als dessen Vertreter die südrussischen Juden an-

1 Vgl. A. Neubauer, The Literature of the Jews in Yemen. Jewish Quarterly Review, Bd. 3, S. 604 ff. A. Z. Idelsohn, Aus dem geistigen Leben der jemenitischen Juden. Ost und West, Bd. 14, S. 214 ff. 2 Siehe S. 39 im Abschnitt III.

3 Zeitschr. f. Ethnologie, Band 41 (1909), S. 309 ff.

sehen. Sie sind bedeutend kleiner als diese, haben überwiegend lange Köpfe, während die russischen Juden zumeist kurzköpfig sind. Bei den Jemeniten fehlen helle Haare und blaue Augen vollständig, während unter den europäischen Juden etwa 10% Blonde gefunden werden. Das Gesicht des jemenitischen Juden ist etwas schmaler als das seiner europäischen Glaubensgenossen. Aus den angegebenen Tatsachen kann also der Schluß gezogen werden, daß zwischen den europäischen und jemenitischen Juden in physischer Beziehung kein Verwandtschaftsband besteht. Äußerlich erinnert der jemenitische Jude allerdings an den osteuropäischen Juden, was vielen Forschern aufgefallen ist. Aber der Körperbau zeigt ein ganz anderes Gepräge. Denn die scheinbare Übereinstimmung ist nur die Folge eines rein äußerlichen Merkmals, der Seitenlocken (Paies), die die jemenitischen Juden in außergewöhnlicher Länge tragen (s. Tafeln XVII—XXI). Diese Sitte scheint für den vorderasiatischen Völkerkreis uralt zu sein. Schon auf hethitischen Reliefdarstellungen sind Seitenlocken zu Zöpfchen geflochten an männlichen Figuren sichtbar. Ebensolche Seitenlöckchen tragen auch jetzt noch manche palästinensische Beduinen, und die Fellachen des Hauran teilen von ihrem prächtigen Kopfhaar, das sie lang tragen, Streifen vor den Ohren ab, die ganz an die jüdischen „Paies“ erinnern.

Von den umwohnenden Südarabern unterscheiden sich die jemenitischen Juden im Körperbau und in der Hautfarbe. Die Juden sind größer als die Araber; die Hautfarbe ist bei den Arabern tief dunkel, fast schwarz, bei den Juden weißer als bei den Südeuropäern. Bei den Arabern ist das Haar in der Regel kraus, während das der Juden oft schlicht oder gelockt ist, sodaß die „Paies“ nur leicht gewunden erscheinen. Ein Südaraber wäre garnicht imstande, solche „Paies“ zu tragen, da sie sich ihm als krause Büschel um die Schläfen ballen würden. Auch der Bartreichtum der jemenitischen Juden ist ein augenfälliges Unterscheidungsmerkmal vom südarabischen Typus, der fast bartlos ist. Nur eines haben die Juden mit den Südarabern gemein: das ist die Magerkeit. Die seßhafte jüdische Bevölkerung im Jemen weist also heutzutage keine Spuren europäischer Elemente auf. Diese Beobachtungen eines älteren Reisenden[1] decken sich nun nicht ganz mit andren Nachrichten. So teilt H. Burchardt eine Äußerung der Araber ihm gegenüber mit, „die Juden seien gar keine Beni-Israel, sie seien Araber, die das Judentum angenommen haben[2]“. Dr. Weißenberg selbst ist anderer Ansicht. Er meint mit Rücksicht auf das geschichtliche und anthropologische Material als nächstliegende Fragestellung annehmeu zu dürfen: Warum sollen

1 Fr. v. Maltzan, Südarabien, S. 175, abgedruckt bei R. Andree, Zur Volkskunde der Juden, S. 43 f.

2 Die Juden in Jemen. Ost und West, Band 2 (1902), S. 341.

nicht die jemenitischen Juden, die so viele echt semitische Züge zeigen, und die jahrtausendelang ein streng abgesondertes Leben geführt haben, für wahre Abkömmlinge der alten Hebräer betrachtet werden? Würde diese Frage bejaht, so ist selbstverständlich die von Luschan selbst übrigens später aufgegebene Theorie von der Mischung der alten Hebräer aus Semiten, Hethitern und arischen (?) Amoritern als hinfällig anzusehen und es muß eine andere an ihre Stelle gesetzt werden, um die Kurzköpfigkeit der europäischen Juden zu erklären.

Bei dieser verschiedenartigen Beurteilung der anthropologischen Stellung der jemenitischen Juden dürfte die Beobachtung des Schuldirektors Jomtob Semach aus Beirut aus dem Jahre 1910, also die neueste, die wir besitzen, von besonderem Wert sein. Über das Äußere der Juden im Jemen teilt er folgendes mit: Die jemenitischen Juden sind nicht sehr groß gewachsen und ziemlich mager. Ihre Haltung ist gerade, die Züge fein, die Gesichtsfarbe von warmem bräunlichen Kolorit; das Schönste aber sind die großen Augen und der lebhafte Ausdruck. Die langen Haarlocken, die gebogene Nase und die dunklen losen Gewänder erinnern an biblische Gestalten. Denn man erkennt die Juden sofort an ihrer besonderen Tracht: kurzes Hemd aus blauer Leinwand, Überwurf von dem gleichen Stoff, die Beine nackt und nur an den Füßen Sandalen, auf dem Kopf eine kleine Mütze mit darum gerolltem Tuch, um die Schultern ein Stück schwarzes Wollgewebe — der sogenannte Schemla, eine Art Mantel —, endlich zu beiden Seiten an den Ohren die langen Haarlocken, die bis zum Hals herniederhängen. Die Frauen tragen blaue Leinenhemden, die sackartig ohne Falten bis über die Kniee reichen. Das darunter liegende enge Beinkleid mit farbigen Gamaschen reicht bis zu den Fersen. Der strumpflose Fuß ist mit groben Pantoffeln bekleidet. Auf dem von einer schwarzen Kappe eingeschnürten Kopf tragen sie ein buntkarriertes Tuch, von dem ein Ende über der Nase festgehalten wird, so daß man von dem Gesicht nichts als die großen schwarzen Augen sieht. Am Sonnabend werden die schwarzen Gewänder durch weiße ersetzt, deren Nähte mit großen roten und blauen Punkten verziert sind. Anstelle des schwarzen Schemla haben manche Juden einen weißwollenen mit schwarzen Streifen durchwirkten Mantel. Außerhalb des Judenviertels darf kein Jude weiße oder farbige Gewänder tragen und keine langen weitärmligen Gewänder gleich den Arabern. Da ihre Kleider sie nicht ausreichend gegen die von den Bergen kommende Kälte schützen, so tragen viele über ihrem Kittel ein in Paletotform zugeschnittenes Fell ohne jeden Stoffüberzug. Morgens tragen sie das Fell mit den Haaren dem Körper zugewandt, mittags, wenn es wärmer wird, wird der Paletot mit den Haaren nach außen gedreht.

Was ihre Wohnungsverhältnisse betrifft, so besteht das Judenviertel in Sana'a, Ka'a-Jehud genannt, aus eng zusammengedrängten Lehmhäusern, die im Innern jeglichen Komforts entbehren. Nicht ein Möbelstück steht darin, keine Bettstelle und keine Betten. Arme wie reiche Leute legen sich des Abends auf eine dünne Matratze, eine Matte aus Palmblättern, zum Schlafen nieder und decken sich mit einem Hammelfell zu. Auf dem Lande legt man sich zum Schutze vor dem Ungeziefer, das auf der bloßen Erde herumwimmelt, zum Schlafen in einen Sack. Man zieht sich vollständig aus, kriecht in den großen Sack und schließt ihn von innen mit einem Schnürband. Stillende Mütter nehmen ihre Säuglinge mit in den Sack. Als Küchenutensilien genügen ein paar Krüge und Schüsseln aus Ton und einige Körbe; man besitzt nicht einen einzigen Gegenstand aus Metall oder Porzellan, keine Gabeln, keine Löffel; man rührt das Essen mit einem Stück Holz um und das Taschenmesser des Vaters dient zum Zerschneiden aller Speisen. Das aus Sorgho gebackene Brot ist der Hauptbestandteil der Nahrung; man tunkt es in eine scharfe Sauce, Helbe genannt. Das allgemeine Getränk ist der Aufguß der Kaffeerinde, Kischer genannt, den man Tag und Nacht trinkt. In den Städten wird in allen Familien viel Araki getrunken, ein aus getrockneten Trauben bereiteter Branntwein. Sehr gesucht ist geschmolzene Butter; manche essen sie mit Kischer gemischt, andere gießen sie lieber über Kopf und Körper, weil sie glauben dadurch große Kräfte zu bekommen. Häufig sind ihre Kittel und ihre Kappe so durchtränkt davon, daß sie wie Wachstuch aussehen.

Die Mehrzahl der jemenitischen Juden ist noch Handwerker. Es gibt kein Handwerk, das nicht von ihnen ausgeübt wird, und bis vor kurzem sind sie den Arabern unentbehrlich gewesen, da der Muselman eine Abneigung gegen das Handwerk besaß, die aber jetzt zu schwinden beginnt. So waren früher in Sana'a alle Schmiede Juden. Infolge der Epidemien, durch die Hungersnot von 1905, die Belagerung von Sana'a durch die aufständigen Araber und die Auswanderung sind alle Schmiedewerkstätten an Mohammedaner übergegangen. Die Juden sind geschickte Weber, Schneider und Schuhmacher; doch nur wenige betreiben Ackerbau und Gemüsezucht.

Den Mittelpunkt der Gemeinde bildet die Synagoge, „Kniss" genannt. Hier halten sich die jemenitischen Juden mehr auf als in ihrem eignen Haus. Sana'a besitzt 27 mehr oder minder große Synagogen, die aus einem weißgekalkten fensterlosen Raum bestehen. Ein paar schwarze Teppiche und kleine, an den Wänden entlanglaufende Matratzen bilden die ganze Einrichtung. Am Sabbat oder an Festtagen sind alle Mitglieder der Gemeinde in der Synagoge und trinken auf kleinen Matratzen ausgestreckt den duftenden

Kischer, während der Rabbiner mit monotoner Stimme ein talmudisches Gesetz auslegt. Man könnte sich in eines der orientalischen Kaffeehäuser versetzt glauben, wo die Besucher Kaffee trinken und die Nargileh rauchen, während ein Greis in singendem Ton die schönen Märchen aus 1001 Nacht vorliest.

In der Familie herrscht in der Regel große Eintracht, obwohl neben den Eltern und Kindern oft die verheirateten Söhne, die Großmütter, Schwiegermütter, verwitwete oder geschiedene Töchter zusammenwohnen. Der Hausvater befiehlt, aber mit Sanftmut, und man gehorcht ihm mit großer Höflichkeit. Als Kuriosum sei erwähnt, daß die Polygamie gestattet ist. Es gibt in der Tat im Jemen verschiedene Männer, die zwei Frauen haben, aber dann ist fast immer die erste Frau kinderlos gewesen oder sie hat nur Töchter geboren.

Seine Handfertigkeit ist es, die dem Juden den Aufenthalt im Lande Jemen ermöglicht. Der Araber ist mit Ackerbau, Viehzucht und besonders mit dem Waffenhandwerk beschäftigt und duldet trotz seines großen Fanatismus die Juden im Lande, weil sie ihm alle Gegenstände fabrizieren, die ihm unentbehrlich sind. Man fragt sich, wie das unglückliche Volk trotz Verfolgungen und Epidemien und bei allen Entbehrungen sich bis auf unsere Tage hat erhalten können. Es hat seinen Lebenszweck in seiner sittlichen Kraft gefunden und sein Unglück als eine notwendige Prüfung für das künftige Leben hingenommen.

VIII.

Die abessinischen Juden (Falāschā).

In den jemenitischen Juden lernten wir einen Zweig des jüdischen Stammes kennen, der trotz seiner abgelegenen Wohnsitze und einer jahrhundertelangen Isolierung doch schließlich mit der großen Menge der Bekenner des Judentums wieder in Berührung trat und an ihrer geistigen und religiösen Entwicklung den gleichen Anteil wie die übrigen jüdischen Gruppen nahm. Auch in körperlicher Beziehung nähert er sich dem semitischen Urtypus so sehr, daß manche Forscher die jemenitischen Juden für die reinsten noch vorhandenen Vertreter der jüdischen Rasse ansehen zu dürfen glauben. Ganz anders verhält es sich mit den auf dem abessinischen Hochland wohnenden Juden. Sie hatten bis auf die jüngste Zeit keine Gelegenheit, in irgendwelche Berührung mit andern jüdischen Stämmen der Erde zu kommen. Obwohl anthropologisch noch nicht genügend untersucht, weiß man doch soviel von ihrem körperlichen Habitus, daß man sie nicht als Nachkommen einer der beiden Grundtypen der jüdischen Rasse, des semitisch-mittelländischen oder des hethitischen Typus, ansprechen darf. Sie unterscheiden sich körperlich recht wenig von den christlichen Abessiniern. Sie haben wie diese eine dunkelbraune Haut, vorstehende Kinnbacken, schwarzes und krauses oder wolliges Haar; auch der Bart ist schwarz und kraus. Viele von ihnen, besonders die in der Ebene wohnenden haben geradezu schwarze Hautfarbe und dicke wulstige Lippen wie die Neger. Was die Statur betrifft, so sind sie von mittlerer Größe, schlank, mit verhältnismäßig langen Extremitäten (s. Tafeln XXII—XXIV).

Auch ihre Sprache, Lebensgewohnheiten und Sitten stimmen im großen Ganzen mit denen der übrigen Landesbewohner überein. Sie unterscheiden sich von ihnen nur durch ihren jüdischen Glauben, der auf rein biblischer Grundlage beruht und keine talmudische Überlieferung besitzt. Daraus ergibt sich, daß ihr Judentum jedenfalls aus sehr alter Zeit stammen muß. Wie es aber in jene Gegenden gekommen ist, bleibt bis jetzt ein ungelöstes Rätsel. An direkte Verwandtschaft mit dem Hauptstamm der Juden kann nach dem Gesagten nicht gedacht werden. Dafür sind die negerhaften Züge

6*

im körperlichen Habitus der Faläschā zu auffallend [1]. Es kommt hinzu, daß es auch noch an andern Stellen Afrikas Negerjuden gibt (allerdings kaum an der Loangoküste, wo sie A. Bastian gesehen haben will), aber im Sudan, nicht weit vom Niger; auch am Senegal und an andern Stellen. Darauf kommen wir noch später (Abschnitt IX) zurück. Die Annahme des Großrabbiners Chaim Nahum aus Konstantinopel, der die Faläschā im Auftrag der Alliance Israélite Universelle im Jahre 1908 besucht hat, die Faläschā seien Neger, die von ägyptischen Judenemissären im zweiten oder dritten Jahrhundert v. Chr. judaisiert worden seien, kann daher nicht als unglaubwürdig angesehen werden. Andererseits wäre es auch nicht unmöglich, daß von den schon früher (Abschnitt II, S. 16) erwähnten jüdischen Militärkolonisten Oberägyptens versprengte Teile nach Abessinien gekommen sind und daß sich um diesen Kern einheimische Elemente kristallisiert haben. Auch an die Verpflanzung des Judentums von Arabien aus — man erinnere sich an die Kriegszüge der Abessinier gegen die jemenitischen jüdischen Könige — denken manche Forscher [2].

Neuerdings ist J. Scheftelowitz wieder für die Ansicht von Chaim Nahum eingetreten, die Faläschā seien Agau-Neger, die von griechisch-sprechenden, wahrscheinlich aus Alexandria stammenden Missionaren judaisiert worden sind. Er führt zur Stütze seiner Behauptung sprachliche Gründe ins Feld. Die Faläschā nennen den Messias, den sie erwarten, mit dem griechischen Namen Theodorus; den Sabbat nennen sie mit einem jüdisch-griechischen Ausdruck „Sanbat“ — auch die Slaven haben ihr Wort für den Samstag aus dieser Quelle —; sie kennen die allergewöhnlichsten Ausdrücke des jüdischen Rituals nicht (*Koscher*, *terefā*, *Britmilāh*, *Mazzā*, *Schacharit*, *Minchā*, *Ma'arib* usw.). Sie hätten auch niemals Hebräisch gekonnt, sondern sich stets der einheimischen abessinischen Mundart (des Agau) bedient [3]. Aber auch an direkte Missionierung von Palästina aus kann gedacht werden. Man erinnere sich des Eunuchen der Königin Kandake von Meroë (Äthiopien), der auf der Reise im Jesaja (laut) liest (s. Anm. 2, S. 85). Die jüdische Mission hat sich also

1 Nach der Ansicht des Dr. de Castro, des Arztes der italienischen Gesandtschaft in Addis-Abeba, der Hauptstadt Abessiniens, haben die Faläschā alle physischen Merkmal der eingeborenen Bevölkerung in solchem Grade, daß man sie mit den Eingeborenen verwechseln kann (mitgeteilt bei J. Faïtlowitch). Semitische Züge will Henry A. Stern, Wanderings among the Falashas in Abyssinia, London 1862 bei ihnen beobachtet haben. Ihre Hauptfarbe sei eine Nüance heller als die der christlichen Abessinier und ihre Augen nicht so unverhältnismäßig groß.

2 So neuerdings C. Conti Rossi, Appunti di storia e letteratura falascià. Rivista degli studi orientali, Band 8, S. 563 ff.

3 Monatsschrift f. Geschichte und Wissenschaft des Judentums, 67. Jahrgang, S. 244 ff.

nicht nur nach Arabien, sondern auch nach Äthiopien hin jahrhundertelang betätigt[1].

Zum ersten Mal[2] werden die Negerjuden von Eldad had-Dāni im 9. Jahrhundert n. Ch. erwähnt. Er erzählt von einem jüdischen Reich in der vorderen Hawila, wo das Gold ist, jenseits der Flüsse von Kusch. Einen Namen kennt er für dieses jüdische Volk nicht. Zwei Jahrhunderte später berichtet vermutlich Benjamin von Tudela (1171) von ihnen: „Von dort (der arabischen Handelsstadt Sebid) sind es acht Tage bis nach Indien, das auf dem Festland liegt, genannt das Land von B'aden[3]. Dieses ist das Aden, das in Thelasar liegt. Das Land ist gebirgig. Dort gibt es viel Juden und sie leben nicht unter dem Joch der Ungläubigen, sondern sie besitzen Städte und Burgen auf den Spitzen der Berge, von denen sie Einfälle in das Land Ma'atūm, Nubia genannt, das zur Herrschaft der Christen gehört, machen. Mit Beute schwer beladen kehren sie in die Heimat zurück, die für jeden unzugänglich ist. Juden aus B'aden findet man in großer Zahl in Persien und Ägypten“[4].

Noch in verschiedenen andern jüdischen Quellen des Mittelalters finden sich Anspielungen auf die abessinischen Juden; doch auch nichtjüdischen Schriftstellern, arabischen, byzantinischen wie westeuropäischen, sind sie nicht ganz unbekannt. So weiß der arabische Geograph Edrisi (1099—1165), daß Juden an einem Fluß wohnen, der sich in den Nil ergießt. Ferner berichtet der portugiesische Geschichtsschreiber João de Barros (1496—1570), daß im Westen von Abessinien ein jüdischer König Negus Tederus wohne, von dessen Macht man große Dinge erzähle. Durch Marco Polo gelangte die Kunde von ihnen in die geographische Literatur des Abendlands.

Auch aus einheimischen abessinischen Chroniken ergibt sich mancherlei Interessantes über die Falāschā[5]. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts erstreckte sich ihre Herrschaft weit nach Osten; dagegen waren sie von Süden und Westen her, wo ihr Gebiet keinen natürlichen Schutz hatte, häufigen Angriffen der christlichen Abessinier ausgesetzt. Nach einer schweren Niederlage durch König

---

1 E. Meyer, Ursprung und Anfänge des Christentums, Band III, S. 276 f.

2 Denn immerhin ist es fraglich, ob der Bericht der Apostelgeschichte, Kap. 8, Vers 24 von einem äthiopischen Beamten, der nach Jerusalem gepilgert war und auf der Rückreise bekehrt wurde (vgl. Anm. 4, S. 88), einen Beweis für die Existenz von Juden in Abbessinien abgeben kann.

3 Arabisch = Massaua, nach einer abessinischen Provinz Baaden, heute Bedja.

4 Über die Glaubwürdigkeit dieses Berichts s. P. Borchardt, Anthropos, Band 18/19, S. 258 ff.

5 Einen historischen Überblick über die Schicksale der Falāschā findet man bei C. Rathjens, Die Juden in Abessynien, 1921.

Isaak von Schoa zu Anfang des 15. Jahrhunderts verloren die Falāschā zwei ihrer fruchtbarsten Provinzen: Dambyā und Wagarā. Auch in den folgenden Jahrhunderten wurden die Falāschā immer mehr zurückgedrängt, so daß heute nur noch wenige in der Provinz Dambyā, mehr und in größerer Selbständigkeit in den Provinzen Tigré und Amharā unter eigenen Häuptlingen leben. Auch in dem Lande Semien, das Hochgebirgscharakter trägt und einst fast ganz einer jüdischen Hirten- und Jägerbevölkerung gehörte, sind die Falāschā in die fast unzugänglichen Felswüsten zurückgedrängt worden. Hier bauen sie, untermischt mit den stammverwandten heidnischen Agau, ihre Hütten auf den Säulenbergen, wo sie ihre Zufluchtstätte gefunden haben (Abb. 55). Viele ziehen als Handwerker hinaus, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und der Einzelne ist dann schutzlos der Laune der Herrscher anheimgegeben, die ihm die Wahl zwischen gewaltsamer Taufe oder dem Tode läßt [1]. Ferner haben die Bekehrungsversuche seitens der verschiedenen Missionen europäischer Herkunft nicht ohne großen Erfolg unter ihnen gearbeitet. Noch vor einem halben Jahrhundert waren in der genannten Provinz Dambyā ganze Städte und Dörfer der Falāschābevölkerung, von denen heute keine einzige mehr dem jüdischen Glauben anhängt. Auch in der Hauptstadt der Provinz Tigré, dem durch den Sieg der Abessinier über die Italiener (1896) bekannten Adua, sind zum Christentum bekehrte Falāschā, die sich ihres alten Glaubens noch sehr gut erinnern [2].

Diese Bekehrungsversuche, die teils unter Zwang durch die einheimische Kirche, teils durch Überredung von den europäischen Missionaren erfolgten, hatten um so leichteres Spiel, als das Judentum der Abessinier überhaupt nicht auf der Bekanntschaft mit den Originalquellen beruht. Das geht aus einem jüngst veröffentlichten Dokument aus den Jahren 1382—1390 hervor [3], in dem sich eine Stelle folgenden Inhalts findet: „Die Bewohner von Samēn und von Schallamt leben im jüdischen Glauben, sind sehr schlecht und von geringem Verstand. Als sie Qozmos (einen Mönch) in der Wüste leben sahen, fragten sie ihn: „Bist du vielleicht imstande zu schreiben?“ Er antwortet ihnen: „Ja“. Sie brachten ihm Honig und Milch und er schrieb für sie das Pentateuch.“

In der Tat besitzen die Falāschā-Juden keinen eigenen Pentateuchtext, sondern sie haben den christlichen Text der abessinischen Kirche angenommen. Sie kennen den Talmud nicht und haben überhaupt keine eigene Literatur; alle ihre religiösen Schriften haben sie gemeinsam mit den christlichen Abessiniern oder sie sind Nach-

1 F. Rosen, Eine deutsche Gesandtschaft in Abessynien, S. 449.
2 A. a. O. S. 483 ff.
3 C. Conti Rossi, a. a. O. 567 ff.

ahmungen von abessinischen Schriften. Sie haben nicht einmal eine eigne Literatursprache, sondern bedienen sich in ihren Schriftwerken des altabessinischen Ge'ez-Dialekts, in den sie allerdings einige Worte und Sätze ihrer Agau-Mundart einfügen. Sie besitzen z. B. ein Leben (Gadl) Moses, ein Leben Abrahams, ein Leben von Abbā Schabrā, ihrem ersten Mönch [1], ein Buch vom Tode Moses, ein Leben des Propheten Elia, ein Buch von den Vorschriften des Sabbat, das einzige Werk, das jüdischen Charakter hat mit der Einschränkung, daß „Sanbat" zu einem weiblichen göttlichen Wesen geworden ist, was heute als ganz unjüdisch gilt [2].

Über den Zusammenhang der Falāschā mit den übrigen Juden kann man also bei dem Mangel an sicherer Überlieferung aus älterer Zeit kein bestimmtes Urteil fällen. Inwieweit sie in ethnologischer Hinsicht zu dem semitischen bzw. hamitischen Zweig in Beziehung stehen, muß so lange unentschieden bleiben, als keine genaueren Angaben über den Körperbau der Falāschā von seiten geschulter Anthropologen vorliegen. Laienhafte Beobachtung kann sie ebenso mit der Negerbevölkerung Abessiniens identifizieren, wie jemenitische Juden bei oberflächlicher Betrachtung eine Ähnlichkeit mit polnischen Juden (wegen der Paies) aufweisen. Dr. Jacques Faitlowitsch will starke Differenzierungen zwischen den Falāschā und der übrigen abessinischen Bevölkerung beobachtet haben [3]. Die Falāschā sollen dem geschulten Auge die charakteristisch jüdischen Züge zeigen. Dieselbe Beobachtung wurde an einigen nach Jerusalem ausgewanderten Falāschā gemacht [4].

Dr. Jacques Faitlovitsch, der die Falāschā im Auftrag eines italienischen Komitees zweimal (im Jahre 1904/5 und im Jahre 1908/9) besuchte, hat zahlreiche zum Christentum übergetretene Falāschā, die sich ihres Judentums noch gut erinnerten, getroffen. Er schätzt die Zahl der Falāschā noch heute auf 50000 Seelen, während Rabbiner Nahum nur von 700 Falāschāfamilien in einem Interview (veröffentlicht im Jewish Chronicle vom 7. August 1908) spricht. Ältere Reisende, wie Antoine d'Abbadie, der sie im Jahre 1845 aufsuchte [5], oder der von der Alliance Israélite Universelle im Jahre 1868 zu den Falāschā entsandte Pariser Joseph Halévy [6],

1 Das klösterliche Leben haben die Falāschā ebenfalls ihrer christlichen Umgebung entlehnt.

2 D. h. das rabbinische Judentum kennt solche Gottheiten nicht mehr. Der vorexilischen Volksreligion waren sie indes nicht fremd (s. darüber weiter unten).

3 In dem Buch: Quer durch Abessinien, 1910. Vgl. auch Anm. 1 S. 84.

4 Auch J. Rathjens, Die abessinischen Juden, S. 41, ist derselben Ansicht. Anders F. Rosen, Eine deutsche Gesandtschaft in Abessinien, 1907, S. 426 ff., der sie zu den Agau-Negern stellt.

5 Rapport sur les Falachas. Archives Israélites. 1846.

6 Excursion chez les Falachas en Abessinie. Bull. de la Société de Géographie de Paris, Bd. 17 (1869), S. 270—294.

und noch andere Versuche von jüdischer Seite, die im Laufe des 19. Jahrhunderts gemacht wurden, um mit den Falāschā in nähere Berührung zu treten, haben ebensowenig genaue Angaben über die Zahl der Bekenner des Judentums in Abessinien gebracht. Man begegnete in jüdischen Kreisen den Mitteilungen der genannten Forschungsreisenden überhaupt mit großem Mißtrauen. Einflußreiche Führer der Alliance israélite universelle glaubten geradezu betrogen worden zu sein und bestritten das Judentum der von ihnen als Neger angesehenen Falāschā. So kam es, daß die Falāschā von seiten der europäischen Juden wenig Beachtung fanden.

Ihr Name „Falāschā" stammt aus der altäthiopischen Sprache (dem Ge'ez), wo *falāsi* so viel als „Fremder" bedeutet [1]. Sie selbst nennen sich lieber *Biëta Israel* „Haus Israel".

Die abessinischen Juden zerfallen heute in mehrere Stände. Neben die Laien stellt sich als besonderer Stand die Mönche oder „Nezirim" genannt, die wie die christlichen Mönche abgesondert leben und viele Entbehrungen auf sich nehmen. Die Kohanim oder Priester entsprechen dem gleichen Stand bei den übrigen Juden, nur daß bei den Falāschā ohne sie kein Gottesdienst stattfinden kann. Ihre Gelehrten oder Lehrer nennen sie „Debtera". Auch Zauberer sollen sich (nach M. Flad [2]) unter den Falāschā finden, wie bei den christlichen Abessiniern, Hagel- und Regenbeschwörer. Von der hebräischen Sprache haben die Falāschā keine Kenntnis. Ihre Gebete sind teils in der Landessprache der jeweiligen Provinz, teils in einer ihnen eigenen altertümlichen Sprache abgefaßt. Für die frühe Abspaltung oder die nichtjüdische Herkunft des Glaubens der Falāschā spricht außer dem Umstand, daß ihnen der Talmud unbekannt ist, und der Aufnahme mancher volkstümlicher Bräuche ihrer Umgebung noch ihre Unkenntnis der beiden jüngsten jüdischen Feste, des Chanuka- und Purimfestes.

Von der Religions- wie von der profanen Geschichte der Falāschā ist wenig Sicheres bekannt. Auf die schon erwähnte Tatsache, daß in der Apostelgeschichte (Kap. 8, Vers 27) ein Jude aus Abessinien genannt wird [3], ist wenig Gewicht zu legen. Seitdem

---

1 Im Ge'ez *falāsyān*, abgeleitet von *falāsi* „Ausgewanderter". Schon Eldad had-Dāni bezeichnet sie als Beni Gālūth, offenbar nach einem Ausdruck der arabischen Juden.

2 Kurze Schilderung der bisher fast unbekannten abessinischen Juden (Falascha). Basel-Stuttgart 1869.

3 Und siehe ein Äthiopier, ein vornehmer Beamter der Äthiopierkönigin Kandake, der ihre Schatzkammer verwaltete, der nach Jerusalem gekommen war, um sein Gebet zu verrichten, zog wieder heimwärts und las auf seinem Wagen sitzend im Propheten Jesaja. — Der Mann wird auf der Reise von dem Apostel Philippus getauft.

die Selbständigkeit der Falāschā durch König Isaak von Schoa zu Anfang des 15. Jahrhunderts gebrochen wurde, wohnen die Falāschā zerstreut unter den andern Abessiniern, zum Teil in größeren Ansiedlungen unter eignen Häuptlingen, die eine gewisse politische Macht besitzen, in den beiden nördlichen abessinischen Provinzen Tigré und Amharā. Zumeist aber wohnen sie in kleineren Gemeinden zusammen, deren Stetigkeit indes nur äußerst gering ist. Da die Falāschā fast durchweg Handwerker sind — sie sind die einzigen sachkundigen Maurer in Abessinien — und immer die Stätten aufsuchen, an denen sie Arbeit finden, so ist ihre Seßhaftigkeit außerordentlich schwankend. Es kann vorkommen, daß in Ortschaften, in denen sich gegenwärtig 20 und mehr Falāschāfamilien befinden, nach kurzer Zeit überhaupt kein Falāschā mehr anzutreffen ist, weil die Arbeit sie nach andern Plätzen gezogen hat. Bei Gondar, nördlich das Tana-Sees, der jetzt verfallenen alten abessinischen Residenz, wo einst die Juden in geschlossener Menge lebten, sind sie von den christlichen Abessiniern verdrängt oder zur Annahme des Christentums gezwungen worden, sodaß hier F. Rosen[1] nur noch ein armseliges Dörfchen am Bergabhang vorfand. Sie zeigten sich sehr ängstlich und scheu und schienen in großer Dürftigkeit zu leben. Die meisten zeigten einen ausgesprochenen kuschitischen Typus, doch fehlte ihren Gesichtszügen die gefällige Rundung, die den verwandten Galla fast durchweg eigen ist. Da sie wegen des Verfalls von Gondar in ihrem Hauptgewerbe, der Maurerei, keine Beschäftigung mehr fanden, so hatten sie sich auf die Töpferei geworfen (Tafel XXIV). Sie verfertigen die Töpfe mit der Hand und brennen sie auf höchst primitive Weise mit trockenem Kuhdünger. Sie zeichnen sich den Christen gegenüber durch Fleiß, Nüchternheit, Zucht und Sittlichkeit aus. Da sie durch Gewalt überall zum Christentum bekehrt wurden, haben sie eigene Dörfer nur noch in ganz abgelegenen Gebirgsgegenden; die Judenverfolgungen, die seit Kaiser Johannes wieder in Mode gekommen sind, haben wesentlich dazu beigetragen, das bischen Industrie zu vernichten, das in Abessinien vorhanden ist. An den Orten, wo die Falāschā seßhafter sind, bilden sie eine religiöse Gemeinde, die aber nur da möglich ist, wo es Kohanim unter ihnen gibt, die den Opferdienst verrichten, und wo eine größere Synagoge vorhanden ist, in der sich an den Festtagen die Falāschā der Umgegend zu gemeinsamem Gottesdienst und gemeinsamer Festfeier zusammenfinden. Ihre Gotteshäuser, „Mesgid" (= arabisch *mesdjid* = Moschee) genannt[2], unterscheiden sich von

1 Eine deutsche Gesandtschaft nach Abessynien (1904—05), S. 426 ff.

2 Bemerkenswert ist, daß sich dasselbe Wort für den jüdischen Tempel auch in den aramäischen Urkunden des 6. Jahrhunderts v. Chr. aus Elephantine findet Aus dem syrischen Aramäisch ist es ins Arabische aufgenommen worden.

den Wohnhäusern der Faläschā in der Regel nur dadurch, daß sie etwas größer als diese sind. Es sind meist runde Strohhüttenbauten, in deren innerem, großem Raum in einer Ecke eine Art niedriger Tisch steht, auf dem die Bibel liegt (Tafel XXIII). Größere Gemeindegotteshäuser besitzen noch eine Opferstelle vor dem Haus, die rings herum mit Steinen ausgelegt und von einem Zaun umgeben ist.

Denn die Faläschā, die, wie schon erwähnt, nur das biblische Judentum kennen, haben dessen Vorschriften bis heute bewahrt und bringen an den Festtagen noch Opfer dar, wie es zur Zeit des Tempels in Jerusalem üblich war. Ein junges Tier wird unter gewissen Zeremonien geschächtet und sein Fleisch nachher von den Festgästen verzehrt. Die Opfergebete, die sie bei diesem Akt hersagen, sind größtenteils nur in mündlicher Tradition erhalten. Einige sind von Joseph Halévy im abessinischen Text und in hebräischer Übersetzung publiziert[1], ein weiteres neuerdings von italienischer Seite[2]; viele andere hat Dr. Faitlovitsch gesammelt, um sie eventuell zu veröffentlichen. Die Opfer werden bei verschiedenen Gelegenheiten dargebracht, außer an den Festen auch an jedem siebenten Sabbat, ferner bei der Totenfeier, „Taskar" genannt. Besonders charakteristisch ist die Feier des Versöhnungstages, der bei den Faläschā zugleich der Gedenktag an die Klage Jakobs um seinen verlorenen Sohn Joseph darstellt. Die Feier beginnt wie überall am Vorabend mit Fasten und dauert mit ununterbrochenem Gottesdienst bis zum Abend des folgenden Tages. Daneben aber werden heitere Hymnen gesungen, denen pomphafte Tänze folgen, die von Männern und Frauen getrennt aufgeführt werden. Diese Sitte, die den Juden heute ganz fremd ist, geht dennoch auf einen uralten jüdischen Brauch zurück, der bei den Juden in Antiochien noch am Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. bestanden zu haben scheint, da der heilige Chrysostomus in seinen Homilien (contra Judaeos) darauf anspielt. Auch Rabbi Simon ben Gamliel erwähnt ihn im Talmud (Traktat Ta'anit 26[b]). Hier haben wir also noch ein Stück lebendiges Judentum bewahrt, das dem jetzt geläufigen, erstarrten Zeremonialgesetz fremd geworden ist. Vor dem Nilah-Gebet verlassen alle Andächtigen die Synagoge und streuen Getreide auf die Strohdächer ihrer Hütten. Die Bedeutung dieser Zeremonie ist ihnen freilich nicht mehr klar, sie legen sie allegorisch aus. Aber sicherlich liegen hier Reste eines alten Dämonenglaubens vor. Denn das Judentum der Faläschā ist keine rein monotheïstische Religion. Sie verehren z. B. den Sabbat unter dem Namen

1 Prières des Falachas ou Juifs d'Abyssinie, Paris 1877 und Nouvelles Prières des Falachas in der Revue sémitique 1911.

2 C. Conti Rossi, a. a. O., S. 593 ff.

„Sanbaṭ" persönlich als eine weibliche Gottheit [1], indem sie ihn als Engel Gottes ansehen und anbeten. Außer dem blutigen Tieropfer, das aus Farren, Ziegen oder am Passah-Vorabend aus einem Lamm, ferner aus Tauben, Hühnern und Schafen besteht, bringen sie auch Brot- und Ährenopfer dar.

Die größte Synagoge in ganz Abessinien und zugleich das älteste, aus dem 15. Jahrhundert stammende Gotteshaus liegt bei Loso auf der Hochebene von Hoharua, der heiligsten Stätte der abessinischen Juden, wo sie einst in größerer Anzahl als freie Bauern auf eigenem Grund und Boden gewohnt haben. Dieser Tempel ist völlig abweichend von allen anderen ein massiver Steinbau in charakteristischer Tempelform mit weithin sichtbarer Zinnbedeckung. Als ein gottesdienstlicher Mittelpunkt der Falāschā ist auch Guraba zu nennen, wo ein Kollegium von acht Hohepriestern einer größeren Synagoge vorsteht. Die Gemeinde Guraba genießt unter den Falāschā hohe Autorität und ihre beiden Vorsteher haben gewissermaßen als Vertreter der ganzen abessinischen Judenheit bei der ersten Reise von Dr. Faitlovitsch (1904/05) einen Brief an die europäischen Juden abgefaßt, in dem sie deren Hilfe zur Erhaltung ihres Judentums erbaten. Im Gegensatz zu den Synagogen sind die Häuser der Falāschā in der Regel sehr dürftig. Es sind Rundbauten, deren Wand aus Baumzweigen hergestellt wird, die etwas in die Erde eingegraben werden. Um die ganze Runde werden 3 bis 4 Reifen mit Lederriemen oder Bast zusammengebunden. Diese Wand wird inwendig mit Lehm ausgeworfen, um das Innere gegen Wind und Kälte zu schützen. Wenige reichere Falāschā besitzen Steinhäuser, die etwas größer sind. Fenster haben die Häuser nicht, sie sind also zumeist im Innern sehr dunkel. Von Möbeln besitzen die Falāschās eine hölzerne Bettstelle, einen aus Rohr geflochtenen Tisch und Stühle. In ihrer Nahrung unterscheiden sie sich von den andern Abessiniern nicht wesentlich; ausgenommen am Passahfest, wo sie wie die andern Juden ungesäuertes Brot essen. Die Kleidung der Falāschā stimmt ebenfalls mit der der übrigen Landesbewohner überein, doch unterscheidet sich (nach Flad) die Tracht der Mönche und Priester von der der Laien. Die Mönche tragen weite weiße Hosen, die von der Hüfte bis an die Knöchel reichen, ein weites weißes Hemd, das bis zu den Knieen geht, darüber ein doppelt gefaltetes Baumwollentuch mit einem roten Streifen am Ende. Den

---

1 Ein Falāschā sagte zu A. d'Abbadie (1845): Maria ist die Vermittlerin der Christen, unsere ist Sanbaṭ. — Neben Jahū (= Jahwe) kommt übrigens in den aramäisch-jüdischen Urkunden eine weibliche Gottheit vor (Schm-bet'el), die mit der Aschimat von Samaria (Amos Kap. 8, Vers 14) identisch zu sein scheint. Die jüdische Volksreligion war vor dem babylonischen Exil noch nicht streng monotheistisch.

Kopf bedecken sie mit einer weißen Mütze, um die ein gewaltig großer Turban gewickelt wird. Die Kohanim tragen die Mützen nicht, sondern nur den Turban. Die Laien tragen außer langen weiten Hosen nur einen Überwurf, Schamma oder Gabi, je nach der Qualität genannt. Die Frauentracht besteht aus einem sehr weiten baumwollenen Hemd von doppeltem Stoff, das um die Lenden festgegürtet wird. Wenn die Mittel dazu reichen, besitzen sie daneben den Überwurf, der mehr oder minder kostbar sein kann. Reichere Frauen besitzen wohl auch gestickte Kleider und Schmuck. Eine Fußbekleidung ist nicht üblich. Bei Wanderungen werden allenfalls Sandalen getragen. Was das Familienleben der Falāschā betrifft, so besteht strenge Monogamie. In der Regel werden die Heiraten zwischen den Eltern des Brautpaares vereinbart und unter bestimmten Zeremonien geschlossen. Aufgelöst wird eine Ehe, wenn Ehebruch von seiten der Frau vorliegt. Dies beweist eine inferiore Stellung der Frau gegenüber dem Mann, der sie im übrigen aber gut behandelt[1].

Eine Übergangssekte zwischen den jüdischen Falāschā und den abessinischen Christen bilden die Kamanten, die besonders in dem Gebiet nördlich des Tana-Sees in Dambyā, Tschelgā und in Teilen von Waggarā wohnen. In ihrem Gebiet liegt die Hauptstadt Gondar. Während H. A. Stern[2] ihr jüdisches Aussehen betont, beschreibt sie ein anderer Forscher[3] als Menschen mit ovalem Kopf, leicht gebogener Nase, kleinem Mund, etwas aufgeworfenen Lippen, großen Augen und von mittlerer Größe ($5^1/_2$ Fuß). Auch hier können wie bei den Falāschā nur genaue anthropologische Untersuchungen eine Entscheidung bringen, ob sie reine Abessinier sind oder ob ihnen semitisches Blut beigemischt ist. Die Kamanten sollen unter einem aus ihrer Mitte gewählten Häuptling leben. Sie sollen ferner in zwei Klassen, eine adelige und eine niedere, eingeteilt sein. Die Mitglieder der ersten Klasse heißen: Keberti (von *kebur* „geehrt"), die der zweiten Klasse: Jetanti. Ehen zwischen den beiden Kasten werden nicht geschlossen; auch werden die Priester nur aus der ersten Klasse genommen. Von den Falāschā halten sie sich ebenso fern wie von Christen oder Heiden. Über ihre Zahl ist nichts Genaues bekannt. Den Namen: Kamanten leitet Conti Rossini[4] von *kama* „Kuh" ab; dazu stimmt, daß sie zumeist Viehzucht und Ackerbau treiben.

---

1 Charles Singer, The Falashas in Jewish Quarterly Review. Bd. 17, S. 142 ff., wo ein Brief eines Abessiniers Ato Woldak Haimanot abgedruckt wird.

2 Wanderings among the Falashas in Abessynia, S. 36.

3 Ed. Rüppell, Reise in Abessynien, 1840, Bd. 2, S. 351 ff.

4 La langue des Kemants in Abessynie, S. 5.

Das Familienleben der Kamanten ist im Gegensatz zu den Falāschā wenig vorbildlich. Polygamie ist allgemein im Gebrauch und die Ehescheidung ist sehr leicht.

Ihren Gottesdienst halten sie vor Fremden sehr geheim, sodaß man nur wenig von ihm weiß. Äußerlich sind sie Christen, d. h. sie werden getauft, gehen auch zur Beichte, aber damit glauben sie ihre religiösen Pflichten erfüllt zu haben. Aber auch von der jüdischen Religion ist nicht viel bei ihnen erhalten geblieben. Sie glauben an ein höheres Wesen und an ein Leben nach dem Tode. Sie verehren Mose und andere Gestalten der Bibel, haben aber keine genaue Kenntnis von diesem Buch, da sie nur mündliche Überlieferungen besitzen. Ein Gotteshaus haben sie nicht; ihr Gottesdienst wird im Freien abgehalten, meist unter einem großen Baum. Diese Plätze heißen: Descht. Der Sabbat wird streng beachtet, während sie den christlichen Sonntag nicht kennen. Auch die Feier eines Bußtags und ein Totenfest scheinen sie nach Art der Falāschā zu begehen.

Im Übrigen ist das Meiste von ihren Bräuchen und Sitten dunkel und die Nachrichten darüber widersprechen sich oft.

Eine andere Sekte sind die Tabiban (eig. Schmiede). Sie leben überall in der Provinz Schoa zerstreut, besonders in der Umgebung von Ankober, auch in Addis-Abbeba sind einige Tabiban ansässig. Sie üben die gleichen Handwerke wie die Falāschā, vor allem das Schmiedehandwerk.

Die Tabiban sind eine Art abessinische Marranen, die nach eignen Angaben aus der Provins Dambyā stammen und gegen Ende des 17 Jahrhunderts von einem Statthalter von Schoa dahin überführt worden sind. Sie sind sehr mißtrauisch gegen Fremde, sodaß Dr. Faïtlovitsch wenig über ihre Bräuche ermitteln konnte. Sie bringen wie die Falāschā Opfer dar, halten Totenfeiern ab (was übrigens die abessinischen Christen auch tun), und üben die Beschneidung. Sie leben unter einem eigenen Oberhaupt und zahlen dem Kaiser Tribut. In ihrem Gesichtsausdruck sollen sie nach Dr. J. Faïtlovitsch mehr den Falāschā als den christlichen Abessiniern gleichen.

Nach dem Kriege hat dieser Forscher wieder $1^1/_4$ Jahr unter den Falāschā geweilt und betont jetzt, daß wesentliche Fortschritte erzielt wurden. Ihre Stellung in Abessinien hat sich in den letzten Jahren gebessert. In Addis-Abbeba ist eine Schule eingerichtet worden, um den Lehrernachwuchs zu organisieren. Der Kronprinz-Regent hat ihr jüngst einen Besuch abgestattet und seine Zufriedenheit mit dem geleisteten Erziehungswerk ausgesprochen [1]. Dr. J. Faïtlowitsch hat neuerdings versucht, bei den Juden in den Vereinigten Staaten Geldmittel zur Fortsetzung seines Hilfswerks aufzutreiben.

1 Nach einer Mitteilung im Israelitischen Familienblatt vom 5. März 1925.

IX.

Die nordafrikanischen Juden.

In der bedeutendsten Ansiedlung der Juden an der nordafrikanischen Küste, Alexandria, kehrte seit den oben (S. 20) erwähnten Unruhen kein dauernder Friede zwischen Juden und Hellenen wieder ein. Noch nicht fünfzig Jahre nach der Zerstörung Jerusalems erhob sich unter der Regierung des Kaisers Trajan (116 n. Chr.) die gesamte Judenschaft am östlichen Mittelmeer. Die Hauptsitze des Aufstandes waren Ägypten, Kyrene und die Insel Cypern. Wo die Juden siegreich waren, wie in Kyrene und Cypern, richteten sie unter den Hellenen und Römern ein Blutbad an; in Alexandria, das zwar von den Juden belagert, aber nicht genommen wurde, töteten die Hellenen umgekehrt die Juden, die damals in der Stadt waren. Kaiser Trajan entsandte ein Heer und eine Flotte gegen die rebellierenden ägyptischen und kyrenäischen Juden. Der Kampf schleppte sich bis in die ersten Jahre des Kaisers Hadrian fort; schließlich aber blieben die militärisch überlegenen Römer die Sieger. Nun entlud sich über die Juden der Diaspora ein ähnliches Strafgericht wie vordem über die Juden in Palästina. Die Juden in Alexandrien wurden so gut wie vernichtet; die Insel Cypern durfte lange Jahre kein Jude wieder betreten.

Natürlich ließen sich die Verbote auf die Dauer nicht aufrecht erhalten. Immer wieder siedelten sich die Juden an den bevorzugten Plätzen an; besonders in Alexandria vermehrte sich ihre Zahl so beträchtlich, daß der fanatische Patriarch Cyrillus 415 n.Chr. mit allen Andersgläubigen auch die Juden aus der Stadt vertrieb. Doch immer wieder trieb es sie nach Ägypten, und zur Zeit der Verfolgungen durch Kaiser Heraklius (628 n. Chr.) flohen wieder die Juden aus Palästina dahin wie einst bei der Zerstörung des ersten Tempels durch Nebukadneser.

Unter den arabischen Kalifen war die Stellung der Juden in Ägypten nicht ungünstig. Sie hatten ein eignes Oberhaupt, Nagid, arab. Reïs genannt. Ein solcher war auch der jüdische Leibarzt Sultan Saladins. Der Hauptsitz der Juden war im Mittelalter allerdings nicht mehr Alexandria, sondern das 969 neugegründete Kairo

(arab. Masr el Kâhira „siegreiche Hauptstadt“), das die Nachfolgerin des von Amru, dem Eroberer Ägyptens, 640 n. Chr. gegründeten Alt-Kairo oder Fostāt wurde. Auch hier wohnten übrigens noch Juden, obwohl der Ort beim Heranrücken König Amalrichs von Jerusalem 1168 zerstört wurde. Daneben gab es auch an andern Orten Ägyptens kleinere Gemeinden.

Zeitweilig bildete Ägypten sogar wieder einen Brennpunkt der Judenheit z. B. unter Maimonides, der hier in Alt-Kairo, wo sein Andenken noch heute hochgeehrt wird, gegen das Ende des 12. Jahrhunderts sein Leben beschloß. Benjamin von Tudela, der Ägypten im Jahre 1170 besucht hat, fand dort zwar zahlreiche jüdische Gemeinden vor; aber allzu umfänglich waren sie im allgemeinen nicht, die größte von ihnen Kairo mit Alt-Kairo zählte 7000 und Alexandrien nur 3000 Seelen. Drei Jahrhunderte später lagen die Verhältnisse nach den Angaben bei einzelnen Reisenden viel günstiger. So soll Kairo im Jahre 1480 gegen 15000 Juden beherbergt haben, die teils Handwerker waren, teils Handel trieben.

Nach der Vertreibung der Juden aus Spanien (1492) siedelten sich viele von ihnen in Kairo und im übrigen Ägypten an, wo sie bald, auch infolge ihrer höheren Bildung, das Übergewicht über die altansässigen Juden (die Mostarabi) erlangten. Als Sultan Selim I durch seinen Sieg bei Aleppo (1517) über den letzten Mamelukensultan die türkische Herrschaft in Ägypten aufrichtete, wurde den Spaniolen die erste Stelle unter den dortigen Juden eingeräumt [1].

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts [2] bestanden in Alexandria zwei jüdische Gemeinden: eine der Eingeborenen und eine italienische. Jene umfaßte etwa 500, diese etwa 150 Familien; doch hatten sie nur einen Rabbiner (Chacham). Ebenso lagen die Verhältnisse in Kairo, wo die afrikanische Gemeinde etwa 600 Familien, die italienische 200—250 Familien stark war. Verschiedene Juden hatten zwei Frauen. Auch in Alt-Kairo (Fostāt) lebte eine Anzahl Juden. Die Kleidung der ägyptischen Juden glich der Kleidung der türkischen Juden; viele trugen einen weißen Turban. Die Frauen waren ebenso wie die türkisch-jüdischen Frauen gekleidet, doch trugen sie als Kopfschmuck einen roten Fez, dessen Quasten aus langen Seidenfäden bis auf die Füße herabreichten. An jedem Faden war ein silbernes Schaustück befestigt, so daß der eigenartige Kopfschmuck ein stattliches Gewicht erreichte und beim Gehen einen großen Lärm verursachte.

---

1 Siehe Johann Tucher, Bürger zu Nürnberg, Reyss ins heilig Land (1479/80), abgedruckt bei Sigmund Feyrabend, Reyssbuch des heiligen Landes, Frankfurt am Main 1583, S. 369.

2 Nach dem Bericht von J. J. Benjamin, Acht Jahre in Asien und Afrika, 1858, S. 311 ff.

Die Sprache der ägyptischen Juden war schon damals nicht mehr nur das Spaniolische, sondern für die Mehrzahl das Arabische; viele sprachen indes auch italienisch. Die Lage der Juden in Ägypten war durchaus zufriedenstellend; manche unter ihnen hatten durch den Handel große Reichtümer erworben.

Heute ist die jüdische Gemeinde in Kairo über 10000 Seelen stark, angesehen, arbeitsam und nicht unpopulär. Unter ihnen sind die führenden Bankiers, Kaufleute, Zigarettenfabrikanten und Antiquitätenhändler. Das Judenviertel ist im Stadtteil Muski. Die Juden von Kairo sprechen außer Arabisch noch das Jüdisch-Spanische (Ladino); die reicheren bedienen sich in Gesellschaft des Italienischen. Die meisten Juden tragen orientalische Tracht und sind für das ungeübte Auge kaum von den Moslim zu unterscheiden.

Auch in Alt-Kairo (Fostāt) gibt es eine jüdische Gemeinde, die eine uralte Synagoge mit vielen Dokumenten und heiligen Schriften besitzt, wo noch immer Gottesdienst abgehalten wird. Hier wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Geniza — Aufbewahrungsort für unbrauchbare heilige Bücher — entdeckt, die reiche Schätze an ältester jüdischer Literatur barg.

Eine andere große jüdische Gemeinde, fast ebenso stark wie die von Kairo, gibt es in Alexandria. Hier trägt sie allerdings einen etwas gemischteren Charakter infolge des starken internationalen Verkehrs.

Über die karaïtischen Juden, die einen wesentlichen Prozentsatz der jüdischen Bevölkerung von Kairo stellen, siehe Näheres im Abschnitt XII.

Die eigentlichen ägyptischen Juden, die Eingeborenen des Landes, die sich Masri nennen und das Arabische als Umgangssprache angenommen haben, finden sich in größerer Zahl nur in zwei, je etwa 5000 Köpfen starken Gemeinden in Kairo und Alexandrien. In Kairo hat sie Dr. S. Weißenberg anthropologisch untersucht[1]. Was ihre Körperhöhe betrifft, so sind sie nach ihm über mittelgroß. Die Kopfform ist eine mittlere; doch findet sich auch eine beträchtliche Anzahl Langköpfe unter ihnen. Die Gesichtsform ist im allgemeinen mehr lang als breit, oval und langoval. Vorstehende Jochbeine finden sich nicht selten. Die Hautfarbe ist in der Regel hell, obwohl der Typus der ägyptischen Juden fast ausschließlich brünett ist und blondes Haar nicht beobachtet wurde. Bei 80 % der untersuchten Individuen war es schwarz und nur bei 2 % hellbraun. Die Augenfarbe ist meist tiefdunkelbraun; blaue Augen hatten nur drei und graue Augen nur zwei Individuen.

---

1 Zur Anthropologie der nordafrikanischen Juden. Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. 42 (3. Folge, Bd. XII), S. 85 ff.

Diese eingeborenen ägyptischen Juden sollen nach der Annahme mancher Forscher den ursprünglichen jüdischen Typus besser bewahrt haben als ihre europäischen Glaubensgenossen, da sie stets in einem festen Zusammenhang mit der Urheimat standen und immer wieder durch neuen Zuzug von da aufgefrischt wurden. Doch darf nicht übersehen werden, daß ganz Nordafrika von einer mehr oder minder langköpfigen Bevölkerung bewohnt wird, die der mittelländischen Rasse (wie auch die Mehrzahl der orientalischen Juden) angehört. Wenn daher die altansässigen Juden sich auch mit den Eingeborenen vermischt haben, so konnten sie doch nur rassenähnliche Elemente erhalten, die das ursprüngliche Bild nicht wesentlich veränderten, während die Juden in Nord- und Osteuropa in eine ganz fremdartige Rassenumgebung gelangten. Ausgeschlossen ist es also nicht, daß in den heutigen ägyptischen Juden sowohl eingeborenes als altjüdisches Blut steckt, obwohl die alten Judenansiedelungen in den vielen Stürmen, die über sie hinweggebraust sind, großen Teils untergingen. Viele Juden haben sich vor den Verfolgungen wohl auch ins Innere des Landes gerettet, wo schon ältere Ansiedlungen von Juden waren (s. folg. S.). So berichtet E. N. Adler[1], daß man ihm versicherte, es fänden sich am oberen Nil in Berber und Khartum eine Menge „weißer“ Juden, auch noch weiter nach dem Innern Afrikas hin bis zum Äquator. Das ist nicht unglaubwürdig; denn zweifelsohne haben sich Reste der alten jüdischen Bevölkerung Lybiens (Kyrene) bei den Verfolgungen durch die Römer, die Byzantiner und die Araber ins Innere des Landes geflüchtet. Es gibt in den Oasen der ganzen nordafrikanischen Sahara zahlreiche Juden, die sich inmitten der Berberbevölkerung als solche erhalten haben. In der Oase Wargla leben Juden, die eben so dunkel wie Neger sind, aber jüdischen Typus haben[2]. In Biskra (Abb. 63, 66) sind sie in einem eigenen Stadtviertel vereinigt; ferner leben sie in Tuggurt und Sidi Akba. In den Oasen der Beni M'zab wohnen gegen 1000 Juden; sie sind aber auch im ganzen Tuatgebiet, so in den Oasen Gurrara, Tidikelt, Tamentit, Takhfit usw., wenn auch nur mit je einigen Familien vertreten. Sie sollen sich von der umgebenden berberischen Bevölkerung im Körperbau, in der Gesichtsbildung und in den Sitten unterscheiden[3]. Nach einer Tradition bei den Arabern sollen einige dieser Oasen (wie Tuat, Tamentit, Tuggurt) von Juden zwischen 510 und 560 n. Chr. begründet worden sein. In der Oase Takhfit waren sie noch viel früher, schon in den ersten Jahren nach Christi Geburt, eingetroffen,

1 Von Ghetto zu Ghetto, S. 9 f.

2 Tristram, Transactions of the Ethnological Society. N. S. Bd. 1, S. 224 zitiert bei R. Andree, Zur Volkskunde der Juden, S. 41.

3 G. Rohlfs, Erster Aufenthalt in Marokko, S. 83.

wenn eine Grabinschrift, aus der sich dieses Datum berechnen läßt, zuverlässig ist (s. darüber weiter unten).

Von Lybien (Kyrene) aus, wo die Juden zur Zeit der Ptolemäer fast ein Viertel der Einwohnerschaft bildeten, wanderten sie infolge der Bedrückungen zur Römerzeit noch weiter westlich auf dem Landweg durch Nordafrika bis nach Marokko hin, wo sich ein neues mächtiges, jüdisches Zentrum entwickelte [1]. Doch werden das nicht die ersten Juden gewesen sein, die in diese Gegenden kamen. Denn wie sie sich später im Gefolge der Araber ausbreiteten, so kamen sie schon im grauen Altertum als Begleiter der Phönizier in deren Niederlassungen an der Mittelmeerküste. In Karthago haben sie vermutlich eine bedeutende Rolle gespielt, da dort ein uralter jüdischer Begräbnisplatz aufgefunden worden ist, der ganz nach dem Muster der alten jüdischen Friedhöfe in Judäa und Phönizien oder in Neapel und Rom angelegt worden ist. Andere von Juden schon im Altertum bewohnte Plätze sind Caesarea Augusta, Naro, Utica, Sitifis; ja, es gab sogar an der tripolitanischen Küste eine rein jüdische Stadt, die den Namen Jehudia führte [2].

So sehen wir in Nordafrika mehrere Schichten alter jüdischer Einwanderungen übereinandergelagert; die letzte der älteren von ihnen kam, als nach der Zerstörung des zweiten Tempels in Jerusalem auch die Juden in Lybien, die sich gegen die römische Herrschaft erhoben hatten, niedergeworfen und zerstreut wurden. Viele von ihnen flüchteten zu den Berbern in die Gebirge und noch weiter in die Sahara. Von der jüdischen Bevölkerung Nordafrikas ging aber der größte Teil unter dem Ansturm der Vandalen und späterhin der Araber zugrunde; doch erhielten sie wieder Zuzug als der westgotische König Sisibot auf Anregung des fanatischen Klerus im Jahre 612 die Vertreibung der Juden aus Spanien anordnete. Während des ganzen 7. Jahrhunderts dauerte die Verfolgung der Juden im Westgotenreich fort, bis seine Vernichtung durch die Araber unter Tarik im Jahre 711 für die Juden dort eine glänzende Epoche einleitete. So war Nordafrika bis tief in die Sahara hinein längst mit Juden besiedelt, als durch die Verfolgungen seit 1391 und die Austreibung im Jahre 1492 der letzte und fünfte große Zustrom von Juden aus Spanien und Portugal nach Nordafrika erfolgte.

---

1 Eine der ältesten Niederlassungen von Juden befand sich in Borion nicht weit von der Grenze Mauretaniens (Marokko), die ihre staatliche Selbständigkeit gegenüber Römern und Vandalen behauptete. Erst unter Justinian wurde sie gebrochen und die Juden zur Taufe gezwungen.

2 In Konstantine sind mehrere lateinische Grabinschriften gefunden worden, in denen der Verstorbene als *Judaeus* „Jude" bezeichnet wird. In den Ruinen des alten Karthago wurden Inschriften jüdischen Inhalts, die in lat. Sprache abgefaßt sind, aufgefunden.

Schon das Reich der Fatimiden an der mittleren Nordküste Afrikas mit der Hauptstadt Kairuan (später Mahadia) hatte im 10. Jahrhundert n. Chr. eine reiche und blühende jüdische Gemeinde, die gegen Ende dieses Jahrhunderts ein Mittelpunkt jüdischen Wissens geworden war. Doch die späteren Fatimiden waren unduldsam gegen die Juden und so ging die Saat der Gelehrsamkeit nicht auf.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts kamen dann die Verfolgungen der Juden unter den fanatischen Almohaden, die ihre Herrschaft über ganz Nordafrika ausdehnten. Besonders die Juden in Marokko litten damals sehr, viele von ihnen erduldeten den Märtyrertod, weil sie nicht zum Islam übertreten wollten. Andere taten dies zum Schein, blieben aber insgeheim ihrem angestammten Glauben treu.

Außer dem aus Ägypten, Lybien und der iberischen Halbinsel stammenden jüdischen Blut wurde das Judentum in Nordafrika wie überall durch zahlreiche Bekehrungen der einheimischen Berberbevölkerung sowie von Römern und auch Arabern immer weiter rassenhaft gemischt. Viele Berberstämme im Magreb El-Aksa nahmen das Judentum an, und ein Stamm, die Djeraua in den Aures, erklärte sich 483 n. Chr. für selbständig[1]. Dieses jüdische Königreich berberischer Rasse widerstand den Byzantinern und längere Zeit auch den Arabern, bis es endlich unterlag. Doch blieb die Lage der Juden in Nordafrika unter den Arabern bis zur Zeit der fanatischen Almohaden (12. Jahrhundert) im allgemeinen günstig.

Was wir heute in den verschiedenen Teilen Nordafrikas an Juden vorfinden, ist also keineswegs der Abstammung nach ein einheitliches Ganze; vielmehr sind darin Bestandteile aller Völkerschaften enthalten, die seit der ältesten geschichtlichen Zeit auf dem nordafrikanischen Boden dauernd oder vorübergehend gelebt haben. Ihre somatischen Eigenheiten spiegeln sich in der Körperbeschaffenheit der nordafrikanischen Juden wieder, wenn man z. B. neben tiefbrünetten Erscheinungen hellblonde und blauäugige Juden gleichwie unter den Berbern antrifft[2].

Noch immer sprechen in den Oasen die Mohammedaner von der großen jüdischen Zeit, besonders in Bezug auf die Tuatgruppe, die

---

1 Nach Ibn Chaldûn übersetzt von de Slane, Histoire des Berbères, Alger 1852, Bd. 2, S. 208 ff.

2 Noch heute verharren die Berberstämme der Daggatun und Mehadjeri, die unter den Tuaregs wohnen, bei ihrem Judentum, das allerdings nicht rein erhalten ist. S. J. Loeb, Les Daggatoun, traduit de l'hébreu de Mardoche Abi-Serur, Paris 1880. Sie sollen aus Tementit, einer Oase der Tuat-Gruppe, stammen und sich durch ihre weiße Haut auszeichnen (s. darüber im Abschnitt XII).

der Hauptsitz der Juden geblieben ist. Freilich haben die Mohammedaner die uralten Synagogen, darunter eine aus dem Jahre 578, in Moscheen verwandelt. Als die zweite Araberinvasion im 12. Jahrhundert über Nordafrika dahinbrandete, flüchteten die in den Küstenstädten und den Ebenen ansässigen Juden gleichwie die Berberbevölkerung in die etwa zwei Tagereisen von der tripolitanischen und tunesischen Küste entfernten Bergketten. Diese kahlen Felsenhöhlen bergen in ihren Flanken, mitunter hoch oben rings um die scheinbar unzugänglichen Gipfel eine ganze Menge menschlicher Siedlungen, die zu Dörfern und Städten bis zu 2000 Einwohnern vereinigt sind. Manche der Ansiedler wohnen in Höhlen, die sie, von der Natur geschaffen, bereits vorgefunden haben; andere und zwar die größte Mehrzahl haben sich auf dem ebenen Erdboden in den breiten Sätteln zwischen zwei Höhen eigene Löcher gegraben, in die sie durch unterirdische Zickzackgänge hinabsteigen.

Am meisten bewohnt ist der Höhenzug des Djebbel Charian (oder Gharian), direkt südlich der Stadt Tripolis; daran schließen sich, weniger bewohnt, die Berge des Djebbel Iffren, noch weiter westlich des Djebbel Nefussa, und bereits jenseits der tripolitanischen Grenze, in der tunesischen Sahara, der Djebbel Matmata. Die Menschen, die hier seit undenklichen Zeiten ihre Wohnsitze haben, sind vornehmlich Berber, die Ureinwohner des Landes; aber neben und zwischen ihnen auch Tausende von Juden. Gleich das erste unterirdische Dorf, unmittelbar an der Karawanenroute von Tripolis nach dem Sudan, auf der Paßhöhe des Djebbel Gharian gelegen, ist ein solches jüdisches Troglodytendorf, Beni Abbas, und nahebei liegt ein zweites, Iehud Abbas, beide mit mehreren hundert jüdischen Einwohnern und unterirdischen Synagogen.

Dreieinhalb Wegstunden davon liegt unter dem Erdboden das Judendorf Tigrena mit nahezu 700 Einwohnern — eine Tagereise weiter westlich wohnen im Djebbel Iffren an zweitausend Juden in drei Dörfern, die zum größeren Teil oberirdisch gebaut sind; dann im Djebbel Nefussa wieder mehrere Hundert mit sehr alten Synagogen und Friedhöfen, die schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung vorhanden waren. Das beweisen die Jahreszahlen der Grabsteine. Auf tunesischem Boden aber liegen die Troglodytendörfer von Fum Tatahuina, Hadesch und Matmata, alle mit einer Anzahl von Judenfamilien, die zwischen Berbern wohnen. Diese Ansiedlungen setzen sich, durch die Salzsümpfe der Schotts stellenweise unterbrochen, auch auf algerischem Boden fort. Es finden sich auch südlich des Djebbel Aures und noch weiter, südlich der Oase Laghuat, im Gebiet der Beni M'zab, jüdische Ansiedlungen [1].

---

[1] E. v. Hesse-Wartegg, Ost und West, 1910, S. 225 ff. Über die Juden der Oase M'zab s. weiter unten.

Wie die unterirdischen Wohnungen, die durchschnittlich 10 Meter im Durchmesser haben und 10 Meter tief sind, sind auch Rathaus, Schulen, Kaufläden, Synagogen und Versammlungshallen unter der Erde angelegt. Auf dem Boden des künstlich angelegten Kraters ist die Wohnung der ganzen Familie des Besitzers mit Söhnen, Schwiegertöchtern und Enkeln. Von da aus sind seitliche Höhlen angelegt, die den einzelnen Paaren als Wohnung dienen. Die Höhlen des oberen Stockwerks dienen als Vorrats- oder Arbeitsräume. Um zu den Wohnungen zu gelangen, muß man entweder die steilen Wände mit Hilfe eines an einem Querbalken angebrachten Seiles hinaufklettern oder man benutzt die unterirdischen Zickzackgänge. Die Einrichtung der Wohnhöhlen ist äußerst primitiv; Bettstellen, Tische oder Stühle sieht man nicht. Rings um die Höhle laufen meterbreite Felsbänke, auf denen Matten liegen, die als Betten dienen. Die Frauen stellen mit Hilfe von primitiven Webstühlen Stoffe für die Kleidungsstücke der Familie her; sie fertigen auch Sandalen und sonstige Lederarbeiten an. Die Männer sind Schmiede, Goldschmiede, Silberarbeiter und Sattler.

E. Brandenburg schildert uns einen Ausflug von Tripolis zu den Höhlenjuden wie folgt[1]:

„Nach einem ziemlich mühseligen dreitägigen Marsch langten wir wohlbehalten in Kassr-Garian, dem Hauptort des ganzen Gebietes an, der, ca. 1000 Meter über dem Meer, aus einigen hundert Gehöften mit mehr als 4000 Einwohnern besteht. Zuerst erblickt man von dem ganzen Ort nur die kleine weißgetünchte Grabkapelle eines Marabut, dann das „Schloß", eine mittelalterliche arabische Zitadelle, die Schule und noch 2—3 andere kleine Baulichkeiten, dazwischen Gärten mit Kirschbäumen und Oliven, bis man dann plötzlich in ein 5—6 Meter tiefes Loch sieht, auf dessen Grund es von Menschen und Vieh wimmelt; das erste „Haus" von Garian.

Der Eindruck ist höchst überraschend; ich möchte daher kurz die Gegend und die Art der Bewohner, die dort leben, beschreiben. Es befinden sich in Garian mehrere ausschließlich von Juden bewohnte Ortschaften, die ich besuchte. Das Gariangebirge besteht weniger aus einzelnen Bergspitzen, sondern ist ein z. T. ebenes, z. T. leicht gewelltes Hochplateau, auf welchem sich in muldenförmigen Vertiefungen große Lager des bekannten ockerfarbenen Lehms befinden, wie ihn Töpfer zum Setzen der Kachelöfen benutzen. Diese Erdart hat den Vorteil sehr zäh und undurchlässig für Wasser zu sein. Aus diesem Lehm werden zuerst große viereckige Löcher,

---

1 In der Zeitschrift: Der Morgen, 1. Jahrgang, S. 110ff. (Jüdische Höhlenbewohner in Tripoli).

ca. 10—12 m im Geviert und ca. 5—7 m tief, ausgeschachtet, die den unbedeckt bleibenden Hof des anzulegenden „Hauses“ bilden. Das ausgegrabene Erdreich wird als kleiner Wall am oberen Rand des Hofes aufgeschichtet, um das Herabfließen des Regenwassers von der Erdoberfläche zu verhindern. Bei manchen Häusern ist der obere Rand noch durch eine Mauer aus einfach aufgeschichteten Steinen verstärkt, um ein Abbröckeln zu verhüten. Man gelangt vom Hof auf die Oberfläche durch einen schräg ansteigenden Gang, der meist einen Knick hat, und dessen Mündung oben vielfach durch einen kleinen Überbau geschützt ist, um so das Eindringen des Regens zu verhüten. Denn wenn dieser ungehindert in den schrägen Gang fließen könnte, würde der Zugang bald schlüpfrig und unbrauchbar werden.

In die Wände des Hofes sind dann einzelne Kammern eingearbeitet, meist 2—4 auf jeder Seite. Sie haben gewöhnlich die Größe eines mittleren Zimmers und sind ca. 4—5 m lang, 3 m breit und 2 $^1/_2$ —3 m hoch. Sie dienen den verschiedensten Zwerken: als Wohnräume, Küche, Vorratskammer und auch als Ställe für das Vieh. Diese Anlagen sind „Einfamilien-Häuser“. Nur bei den Armen bewohnen 2—3 Familien ein Gehöft zusammen. Doch gibt es auch Leute, die mehrere „Häuser“ besitzen, eins davon bewohnen sie selber, die andern vermieten sie.

Die Wohnräume sind, orientalischer Gewohnheit gemäß und den geringen Bedürfnissen entsprechend, höchst einfach eingerichtet. Auf dem Fußboden liegen Matten aus Halfagras geflochten. Das einzige Möbel (in diesem Fall eigentlich ein „Immöbel“) ist im Hintergrund vieler Wohnzimmer eine Art Estrade, meist die Breite des Zimmers ausfüllend, ca. 1,50—2 m tief und 50—60 m hoch, der „Diwan“. Man hat ihm einfach beim Ausschachten stehen lassen, er ist mit gleichen Matten wie der Fußboden und außerdem oft mit schön gewebten Wollstoffen bedeckt. Die Wände und Decken sind weiß getüncht, oft mit Verzierungen in flachem Relief geschmückt, einfachen ornamentalen Mustern.

Im allgemeinen machen die Räume einen sauberen und trotz ihrer Einfachheit behaglichen Eindruck; man hat durchaus die Empfindung, in einem gowöhnlichen Haus zu sein, wie es in Nord-Afrika gebaut wird, und durch die Tür auf den Patio (= Hof) hinauszusehen, keineswegs aber das drückende Gefühl, sich unter der Erde zu befinden. Das helle Licht des Orients trägt wohl auch viel dazu bei.

Ein Unterschied besteht zwischen den arabischen und jüdischen Niederlassungen; während bei den ersteren meist nur je eine Kammer in die Wand des Hofes gearbeitet ist, schließt sich bei den Juden an diese oft noch eine zweite und sogar dritte hinter der vor ihr

gelegenen an, in denen es dann natürlich stockfinster ist, da das Licht des Hofes nicht so weit eindringen kann. In vielen Fällen ist man nun beim Bau dieser hinteren Räume bis an die gleichen des Nachbargrundstückes geraten und hat so zwischen beiden eine unterirdische Verbindung geschaffen. Mir sagte ein Gewährsmann, daß ein Eingeweihter unter der Erde von einem Ende des Ortes zum andern gehen könne. Das ist natürlich nur bei den Juden, die kein Haremsystem haben, möglich; bei Mohamedanern wäre das undenkbar.

Diese Verbindungen, zu denen auch noch besondere „Fluchtgänge" und geheime Gelasse kommen, haben besonders früher dazu gedient, bei feindlichen Überfällen wenigstens das Leben und wohl auch die kostbarste Habe zu retten.

Die Luft ist auf dem Djebel-Garian vorzüglich, und so gedeihen die Leute dort auch im allgemeinen gut. Besonders in den jüdischen Orten fielen mir verhältnismäßig viele Männer auf, die an Körperwuchs das Mittelmaß erheblich überschritten. Gestalten von 1,80 m und darüber sind durchaus keine Seltenheiten, ebenso wie der sonst bei Juden nicht häufig vorkommende blonde Typ. Die Entstehung dieses blonden Typs hängt vielleicht mit der Tatsache zusammen, daß die Bewohner dieser Ortschaften Nachkommen von Juden sind, die aus den verschiedenen Teilen der Mittelmeerländer eingewandert sind.

So hat mir der Rabbiner von Tegrina selbst gesagt, daß in der dortigen Synagoge eine Art Chronik aus dem Anfang des 17. Jahrhnnderts aufbewahrt sei, in welcher man den Zuzug fremder Familien, ihre Namen, Herkunft usw. aufgezeichnet habe. Sie seien aus fast allen um das Mittelmeer gelegenen Ländern gekommen. Von gewissen sehr angesehenen jüdischen Kaufleuten in Tripolis, die selbst aus dem Garian stammen, wurde mir das bestätigt, und auch daß bei ihnen noch andere Aufzeichnungen vorhanden sind, woraus sich ergibt, daß diese Kolonien im Gebirge tatsächlich seit fast 300 Jahren bestehen".

Die Höhlenjuden nennen sich selbst „Plištūn" (= Palästinenser) und kennen neben dem Arabischen oder Berberischen, das ihnen, je nach ihrer Umgebung, als Umgangssprache dient, das Hebräische, besitzen auch hebräische Bücher, aus denen der Rabbiner den Kindern die heilige Sprache beibringt. E. v. Hesse-Wartegg traf in einem unterirdischen Judendorf des Matmata-Gebirges in der tunesischen Wüste einen Rabbiner, in dessen Familie diese Würde erblich war, und der ganz vorzüglich Hebräisch konnte (s. Abb. 60). Auch auf Pergament geschriebene Thorarollen besitzen die Juden, die von der Insel Djerba im Golf von Gabes stammen, wo sich seit uralter Zeit eine große Judenansiedlung befindet, die schon Maimonides auf seiner Reise nach Kairo besucht hat.

Von Zeit zu Zeit ziehen die Juden mit ihren selbst angefertigten Handelsartikeln zu den Berberstämmen in der Wüste, die nur Hirten und Ackerbauern sind, um Handel zu treiben, oder sie helfen ihnen auch bei der Landarbeit. Im übrigen scheint es ihnen nicht schlecht zu gehen; sie sehen wohl genährt aus und haben es unter ihren Nachbarn, den Berbern, viel besser als die marokkanischen Juden bei den Arabern. Ihre Zahl wird auf etwa 4000 geschätzt. In einzelnen Ansiedlungen, z. B. in Menzell im Oasengebiet von Gabes bilden sie die Hauptmenge der Bevölkerung (s. Abb. 58, 59).

In ihrer Lebensweise, Kleidung, ihren Gewohnheiten und Sitten ähneln sie den Tuareg und anderen Berberstämmen, zwischen denen sie wohnen. Auch physisch sind sie von ihren mohammedanischen Nachbarn kaum zu unterscheiden, höchstens durch ihre etwas hellere Hautfarbe; doch tragen die Männer wie die jemenitischen und polnischen Juden Paies (Seitenlocken), und die Frauen halten ihr Gesicht nicht verschleiert.

Von den im Hinterland der nordafrikanischen Küste lebenden jüdischen Stämmen sind die Juden der Oase M'zab genauer erforscht[1]. Die Hauptmenge (841 Personen) lebt in Ghardaja, einige (34 Personen) in Gherara, wo ihre Zahl gegen früher sehr abgenommen hat (1883 noch 136 Personen). In Berrian, wo 1883 noch 186 Juden wohnten[2], leben jetzt keine mehr, wenigstens nicht mehr ständig, wenn sich auch vorübergehend einige Juden aus Erwerbsgründen dort aufhalten.

Die Herkunft der Juden im M'zab ist nicht sicher festzustellen; vermutlich stellen sie ein Gemenge von Zuwanderern aus Djerba, Wargla, Tripolis, Marokko usw. dar. Sie leben in einem besonderen Stadtteil in ziemlich unsauberen Häusern, sind auch selbst nicht sehr reinlich, aber gegen die arabischen Behörden ziemlich auflehnend und wenig zugänglich. Seit der Besitznahme der Oase durch die Franzosen zahlen sie die ihnen von den Arabern auferlegte Sondersteuer nicht mehr. Dagegen müssen sie immer noch in der ihnen allein gestatteten schwarzen Tracht gehen, obwohl sie sich sonst wie die übrigen Stadtbewohner kleiden.

Von Gestalt sind sie groß und schlank, mit langem Gesicht, hoher Stirn und kleinen Augen, die von gewölbten Augenbrauen beschattet sind. Die Nase ist gerade, der Mund fein, die Backenknochen springen etwas vor. Die charakteristischen Seitenlocken (Paies, hier *sualef* genannt) tragen sie wie die marokkanischen Juden.

Die Eheschließungen finden schon im Kindesalter statt, doch ist die Scheidung von Mann und Frau außerordentlich leicht gemacht.

---

1 A. Huguet, Les Juifs du Mzab. Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris, V[e]. Série, Bd. III (1902), S. 559 ff.

2 Dr. Ch. Amat, Le Mzab et les Mzabites, S. 226.

Kein Mann hat mehr als eine Frau zu gleicher Zeit, doch haben manche mehrere Frauen nacheinander geheiratet. Das geistige Niveau der Frau ist sehr niedrig, während die Männer lernbegierig sind. Die Ehen sind sehr fruchtbar, doch ist die Kindersterblichkeit infolge der schlechten sanitären Verhältnisse sehr groß.

Die religiösen Bräuche der Juden des M'zab unterscheiden sich nur wenig von denen der anderen algerischen Juden. Am Schebuoth-Fest feiern sie einen dritten Tag, genannt der Tag der Einnahme Ghardajas durch die Juden.

Viele abergläubische Bräuche sind unter ihnen verbreitet, besonders der Glaube an den bösen Blick und an Zauberei, auch in Liebessachen und in Krankheitsfällen.

In anthropologischer Hinsicht sind die Juden der Oase M'zab auch sehr sorgfältig untersucht [1].

Die nordafrikanischen Juden stechen in anthropologischer Beziehung überhaupt von allen anderen Judentypen ab [2], und es liegt Grund zur Annahme vor, daß wir in den nordafrikanischen Juden einen älteren und reineren Typus zu erblicken haben als in ihren Glaubensgenossen in Europa. Im Verhältnis zu diesen sind sie höher gewachsen, haben zumeist ausgesprochene Langköpfe und weisen einen geringeren Prozentsatz Blonder auf als die europäischen Juden. Die Gesichtsform ist zumeist oval, nicht selten langoval. Vorstehende Jochbeine finden sich zuweilen. Die Haarfarbe ist überwiegend schwarz, die Augen tief dunkelbraun. Unter den Juden Nordafrikas findet sich übrigens genau wie unter den nichtjüdischen Eingeborenen auch ein negroïder Typus vertreten, der hier nicht weiter verwunderlich zu erscheinen braucht. Auffällig ist nur die Tatsache, daß er auch unter den osteuropäischen Juden gelegentlich angetroffen wird. Diese Erscheinung bedarf noch der Aufklärung. Denn die verschiedentlich aufgestellte Behauptung, daß die Juden schon bei ihrem Einzug nach Palästina Negerblut infolge ihres Aufenthalts in Ägypten aufgenommen hätten, läßt sich weder beweisen noch widerlegen. Dagegen spricht das Verhalten der jemenitischen Juden, die sich im Gegensatz zu den Südarabern fast rein von der negerhaften Beimischung gehalten haben, wie wir oben hörten.

Wesentlich anders als die in den Oasen und den Gebirgsdörfern wohnenden Juden uralter Herkunft verhalten sich die in den Städten Nordafrikas ansässigen Juden. Hier ist zwar auch ein, am Typus

---

1 A. Huguet, Recherches sur les habitants du Mzab. Revue de l'Ecole d'Anthropologie, Bd. 16 (1906).

2 Vgl. M. Fishberg, Beiträge zur physischen Anthropologie der nordafrikanischen Juden. Zeitschr. f. Demographie und Statistik der Juden, Bd. 1, 1905, Heft 11, S. 1 ff. S. Weißenberg, Zur Anthropologie der nordafrikanischen Juden. Mitt. der anthropolog. Gesellschaft in Wien, Bd. 42 (N.F. Bd. 12), S. 85 ff.

leicht erkenntlicher, älterer Stamm vorhanden; aber ihre Zusammensetzung wurde bedeutend verändert durch den Zustrom, den sie nach der Vertreibung der Juden aus Italien (1342)[1], Frankreich (1403) und besonders aus Spanien und Portugal (seit 1391 und 1492 bzw. 1496) erhielten. Um 1500 sollen allein nach Marokko 20000 spanische Juden geflüchtet sein, während sich 10000 nach Algier wandten. Der Strom der Flüchtlinge ging über die ganze nordafrikanische Küste bis nach Ägypten hin. So kommt es, daß die in den großen Städten wohnenden nordafrikanischen Juden in ihrem Typus ihren südeuropäischen Glaubensgenossen weit näher stehen, als die auf eine weit ältere Einwanderungsschicht zurückgehenden und wohl auch mit berberischem Blut gemischten Gebirgs- und Wüstenjuden[2].

Aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo bei den nordafrikanischen Juden noch altertümlichere Verhältnisse herrschten als heute, haben wir einen anscheinend zuverlässigen Bericht über sie, dem die folgenden Angaben entnommen sind[3].

Die jüdische Gemeinde in Tripolis zählte damals 1000 Familien, die von vier Dajanim geleitet wurden. Es gab acht Synagogen, die groß und freundlich waren; auch wurde den Kindern Unterricht im Hebräischen und Italienischen erteilt. In Benghasi lebten etwa 400 Judenfamilien, die sich in zwei Gemeinden schieden, die von Tripolis und die von Bongasia, aber einen gemeinsamen Chacham hatten. In den Dörfern Amrus, Tisuri, Muslata, Zelitna, Mesurata, Sawin, Djebel Ghurian und anderen gab es auch zahlreiche Judenfamilien. Die Kleidung der städtischen Juden in Tripolis ähnelte teils der Kleidung der Juden von Tunis, teils derer von Algier. Viele hatten eine besondere Tracht, die aus einem langen Gewande bis zu den Knien, einem kurzen Burnus, weißen Beinkleidern bis zum Knie und roten Schuhen bestand. Die Frauen trugen auf dem Kopf einen roten Fez mit einem seidenen Tuch umwunden und mit verschiedenem Schmuck verziert, dazu ein langes Gewand und ein weites Tuch, das vom Kopf herabhing und malerisch um den Oberkörper geworfen wurde. An den Füßen trugen sie Papus, aber keine Strümpfe. Die Hände und Füße waren mit Gold- und Silberringen geschmückt, die Nägel wurden rot, die Augenbrauen schwarz gefärbt. (s. Abb. 72).

---

1 Aus Italien flüchtende Juden, Livorneser Juden oder „Gurni" genannt, siedelten sich in Tunis und Tripolis an, haben sich aber im Laufe der Zeit in Sprache, Tracht und Sitten ganz der alteingesessenen jüdischen Bevölkerung assimiliert.

2 R. Fitzner, Die Juden in Nordafrika. Globus, Bd. 62, S. 129 ff. H. Jansen, Mitteilungen über die Juden in Maroko (sic!) Nach eigner Anschauung. Globus, Bd. 71, S. 260 ff. Vgl. M. Fishberg und S. Weißenberg an den S. 105 Anm. 2 genannten Stellen.

3 J. J. Benjamin, Acht Jahre in Asien und Afrika, S. 322 ff.

Die Juden in Tripolis wohnten, wenn auch ohne Zwang, in mehreren Straßen zusammen, unter ihnen auch einige italienische Judenfamilien. Als Merkwürdigkeit wurde eine Familie Selva aus Spanien erwähnt, die dort Christen waren, aber in Tripolis ihr angestammtes Judentum wieder bekannten.

Auf den Dörfern waren die Juden sehr armselig und schmutzig gekleidet, Männer und Frauen ziemlich gleichmäßig. Auf dem Kopf einen Fez mit einem kleinen Tuch umwunden; um den Oberkörper ein Gewand bis zu den Knien und darunter Beinkleider, die die Knie freiließen. Beim Ausgehen wurde ein Burnus umgehängt. Die Füße waren bei Männern und Frauen unbekleidet, doch bei letzteren mit Ringen geschmückt. Die Frauen schlugen ein Wolltuch um Kopf und Oberkörper. Die Betten waren in besseren Zustand als die Kleidung.

Die Hauptbeschäftigung der Juden in den Dörfern war neben Ackerbau und Viehzucht der Weinbau und die Kultur von Dattel- und Granatapfelbäumen. Auch Palmen wurden gepflanzt. Nebenbei trieben sie Weberei; auch waren Schmiede und Schlosser unter ihnen. Die meisten Juden waren wohlhabend; arme Juden gab es nur wenige, da der ganze Handel in ihren Händen lag. In den religiösen Dingen waren sie, obwohl sehr fromm, doch ziemlich unwissend.

Anders in der schon zu Tunis zugehörigen Stadt Zerbi, wo 500 jüdische Familien wohnten, die zu einem Drittel aus Priestern (Kahanim) bestehen sollten. Die dortigen Juden waren religiös und dabei im Talmud gut unterrichtet. Auch in den Orten Kabes, Sara und in dem an die Wüste grenzenden Hinterlande sowie in der Oase Isrit waren Juden anzutreffen. In der Stadt Sfax wohnten 150 jüdische Familien in sauberen und freundlichen Häusern, in Susa noch mehr: 250 afrikanische und 150 italienische Judenfamilien; erstere sprachen arabisch. Wohnung und Kleidung war sehr anständig; viele waren wohlhabend, ja sogar reich. Noch größer war die jüdische Bevölkerung in der Hauptstadt Tunis, wo neben 15000 afrikanischen 1000 italienische Juden anzutreffen waren. Die reicheren Juden kleideten sich hier schon europäisch, nur trugen sie den Fez. Über die einheimische Tracht, die sich im wesentlichen noch lange unverändert erhalten hat, wird weiter unten geredet werden.

Heute wird die Zahl der in Nordafrika ansässigen Juden auf über 300000 geschätzt. Sehr zahlreich sind sie in Tunesien, wo allein in der Stadt Tunis über 40000, d. h. ein Viertel der ganzen Einwohnerschaft, wohnen. In Susa und Sfax (Abb. 57) bilden sie Kolonien von mehreren tausend Seelen, und auch sonst gibt es kaum eine größere Ortschaft, wo sie nicht in beträchtlicher Zahl vertreten wären. In Tripolitanien sind sie weit weniger zahlreich. Die meisten wohnen

in der Hauptstadt Tripolis, wo sie 16000 bis 17000 Seelen zählen mögen. Bengasi hat 3000 Juden; insgesamt dürfte die Zahl der Juden in Tripolitanien auf etwa 25000 zu schätzen sein. In der Kyrenaika und im Fezzan beträgt ihre Zahl etwa 5000; Algerien zählt etwa 70000 Juden, von denen die meisten in den Städten Algier (15000), Oran (11000), und Constantine (7000) wohnen. Für Marokko ist man vorläufig auf Schätzungen angewiesen. Man nimmt an, daß dies Land etwa 100000 jüdische Einwohner hat, von denen die meisten auf die Städte Mogador, Marakesch, Tanger, Fez, Tetuan, Mekinez und Casablanca entfallen (Abb. 64, 65).

Die Kleidung der nordafrikanischen städtischen Juden männlichen Geschlechts unterscheidet sich nur in der Farbe von der der eingeborenen Mohammedaner, während die Jüdinnen vielfach eigenartige Trachten aufweisen. Die Männer tragen weite faltige Hosen, der Oberkörper ist bekleidet mit einer ärmellosen Weste von dunkelm Stoff (Firmîla genannt), darüber eine zweite, vorn offene und an den Rändern mit Borten und Knöpfen besetzte Ärmelweste (Sedrîa genannt). In Algerien wird nur eine, auf der Brust zugeknöpfte Weste getragen (Bedâja genannt). Über den Westen tragen die Männer eine kurze Ärmeljacke von Tuch und um die Taille einen bunten Gürtel. Als Kuriosum sei erwähnt, daß die tripolitanischen Juden aus irgend einem religiösen Grunde das Hemd über den Hosen tragen und daher aussehen, als ob sie Schürzen anhätten. Auf dem Kopf tragen nur noch ältere Leute den Turban, zumeist wird jetzt der Fez getragen. An Feiertagen wird die Tracht noch durch einen großen Burnus (ärmelloser Überwurf) und Strümpfe sowie Lacksandalen vervollständigt. In Marokko findet sich neben dem Burnus auch ein langer kaftanartiger und vorn zugeknöpfter Mantel, der bis unter die Waden reicht (Abb. 61.). Allerdings gewinnt, zumal bei den Männern, die europäische Tracht immer mehr Anhänger, sodaß nur noch der Fez sie als Nichteuropäer kenntlich macht. Die Frauen dagegen sind viel konservativer in ihrer altüberkommenen Tracht. In Tunis und Ostalgerien tragen die Jüdinnen weite mit Stickereien geschmückte Hosen von gelber, blauer oder grüner Farbe. Um die Taille haben sie einen schönen seidenen Gurt, den Oberkörper bedeckt eine Jacke mit kurzen Ärmeln. Strümpfe tragen sie in der Regel nicht, dagegen schmücken sie die Füße mit schweren metallenen Knöchelringen. Die gewöhnliche Fußbekleidung bilden Holzsandalen; nur an Festtagen werden Lederpantoffeln angelegt. Auf dem Kopf tragen sie mit Silber und Gold gestickte kegelförmige Kappen. Das Haar schmücken sie mit Ketten aus Goldmünzen. Große Ohrringe und eine Anzahl Armringe gehören ferner zum Schmuck reicher Jüdinnen. Die Nägel an den Händen färben sie sich rot mit Henna; in Ostalgerien wird das Haar rot, die Augenbrauen und Augenlider

schwarz gefärbt. Auch Tätowierungen finden sich zuweilen auf ihren Händen oder auf der Stirn. Die algerischen und tunesischen Jüdinnen kann man im allgemeinen als hübsch bezeichnen; aber abstoßend wirkt auf uns Europäer ihre übertriebene Körperfülle, die sich bei älteren Frauen zu ganz grotesken Formen auswächst, sodaß jede Figur verloren geht (s. Tafel XXVI, Abb. 62).

Charakteristisch sind die Friedhöfe der Juden in Tunis und Tripolis, die einen vollkommen kahlen Eindruck machen, da sie ihre Grabdenkmäler nicht wie die europäischen Juden aufrecht stellen, sondern nach mohammedanischer Sitte flach auf den Erdboden legen. Auf diesen Grabplatten sitzen dann die Angehörigen bei Trauerfeiern oder Besuchen auf dem Friedhof mit untergeschlagenen Beinen, die Frauen ganz in weiße Gewänder gehüllt, sodaß sie wegen ihrer spitzen Kappe wie eine weiße Pyramide anzusehen sind. Auch die Männer hüllen den Kopf bei Beerdigungen in die an dem Burnus angebrachte Kapuze, die gewöhnlich auf dem Rücken herunterhängt.

Seitdem Frankreich (1830) Algerien in Besitz genommen hatte, gestaltete sich das Los der hier wohnenden Juden viel günstiger, da nunmehr geordnete Verhältnisse im Lande herrschten. Schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts konnte ein Reisender den Ausspruch tun, als er in Bona einzog, wäre ihm so gewesen, als ob er nach einem Aufenthalt in der Hölle in den Himmel gekommen wäre. (Er reiste in Nordafrika damals von Osten nach Westen.)[1] Er fand hier 150 jüdische Familien mit einem wenig unterrichteten Chacham an der Spitze und einer großen altertümlichen Synagoge, Grebe genannt, die am Nordende statt einer Bundeslade ein kleines Zimmer, das einige Stufen tiefer gelegen war, als Aufbewahrungsraum der Thorarollen besaß. Dies Zimmer galt bei Juden und Moslim für besonders heilig. Bedeutend größer war die jüdische Gemeinde in Constantine, die damals 1000 Familien, darunter viele Abkömmlinge vertriebener spanischer Juden, umfaßte. Zu jener Zeit war ein großer Teil der nordafrikanischen Judenschaft sehr abergläubisch; man glaubte noch — wie schon zur Zeit Jesu — daß, wenn jemand krank wurde, er von einem bösen Geist verfolgt werde. Um ihn abzuwehren, befolgte man allerlei sonderbare Bräuche. Man schlachtete z. B. ein schwarzes Huhn und bestrich mit dessen Blut den Kranken. Das Huhn selbst wurde außerhalb der Stadt in einen Brunnen geworfen als Gabe für den bösen Geist. Ob der Kranke genas, wird nicht angegeben; jedenfalls ist das Trinkwasser in dem Brunnen nicht hygienischer geworden.

---

1 J. J. Benjamin, Acht Jahre in Asien und Afrika. 1858, S. 352.

Ebenso groß wie in Constantine war die jüdische Gemeinde in Algier, die schon ganz europäisch organisiert war. Auch die Lebensweise der dortigen Juden war zum Teil schon europäisch, bei andern noch nach einheimischer Sitte. Genau so verhielt es sich mit den Juden in Oran, wo 500 Familien wohnten. Gleich groß war die Gemeinde in Tiemsan. Auch in andern Städten des Landes befanden sich ansehnliche jüdische Ansiedlungen, die zumeist in guter Verfassung waren.

Anders in dem benachbarten Marokko. Hier lagen die Verhältnisse für die Juden bis zur „friedlichen Durchdringung" des Landes durch die Franzosen seit 1911 ebenso traurig wie sie oben (S. 43) für Persien geschildert worden sind. Der Jude war praktisch rechtlos und schutzlos. Ihre Zahl war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts recht beträchtlich, allerdings schwanken die Schätzungen zwischen 100 000—200 000. Selbst reiche Juden lebten in ihren Häusern dürftig und unsauber, angeblich aus dem Grunde, weil sie nie ihrer Habe und ihres Lebens sicher waren. Um sich kenntlich zu machen, mußten die Juden einen schwarzen Fez tragen. Einer Schilderung aus dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts[1] seien folgende Einzelheiten entnommen: „Die Mauren zwingen die Juden, in fast allen Städten und vielen Dörfern abgesondert in einem Ghetto (Mellah) zu leben, wo sie nach ihren eignen Gesetzen von einem selbsterwählten jüdischen Kaid regiert werden. Diese Hebräer haben sich zu verschiedenen Zeiten im Moghrib niedergelassen, wo die ältesten unter ihnen ohne Zweifel die in den Gebirgen bei den Amazirghen lebenden sind, welche sich selbst Pilistiner nennen. Die unter den Mauren und in den Seehäfen wohnenden Juden gelangten dorthin aus Europa vertrieben, namentlich aus Spanien im 7. Jahrhundert, aus Italien 1342, aus den Niederlanden 1350, aus Frankreich 1403, aus England 1422, wieder aus Spanien 1481 und 1492 und endlich aus Portugal 1496.

In den Seehäfen sind die Hebräer Handelsleute, Makler, Künstler, Handwerker, Dolmetscher usw. und gewöhnlich dienen sie als Mittelspersonen bei politischen und merkantilen Unterhandlungen mit den Christen. Von den Mauren verachtet und verhöhnt, sind sie jeder erdenklichen Schmach und Quälerei ausgesetzt. Das Lesen und Schreiben der arabischen Sprache ist ihnen untersagt, weil sie nicht würdig seien, den göttlichen Koran zu verstehen; sie dürfen kein Pferd besteigen, wohl aber ein Maultier oder einen Esel, vor den Moscheen müssen sie mit bloßen Füßen vorübergehen; sie dürfen sich keinem Brunnen nahen, wenn ein Muselmann trinkt,

---

[1] Graberg von Hemsö, Das Sultanat Moghrib-ul-Aksa. Stuttgart 1833, S. 60 f.

in seiner Gegenwart sich nicht niedersetzen, nichts als Schwarz tragen, was eine von den Mauren verachtete Farbe ist. Den Juden liegt es ob, die Leichname der Verurteilten zu beerdigen, die Schuldigen aufzuhängen, die Tiere in den Serails zu füttern. Die Knaben verspotten, der Pöbel schlägt sie, und wagte ein Hebräer gegen einen derselben die Hand aufzuheben, so würde es ihm das Leben kosten".

Die geschilderten Zustände dauerten bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts an, Judenverfolgungen waren an der Tagesordnung. Daß es einem Reisenden [1] auffiel, wie häßlich, feige, furchtsam und unterwürfig die marokkanischen Juden seien, ihre kriechende Freundlichkeit, wenn sie einen Vorteil zu erreichen hofften, darf uns nicht wundernehmen. Besonders schlimm waren sie in der Hauptstadt Fez daran, wo sie sich alle möglichen Demütigungen gefallen lassen mußten.

Die meisten Juden in Marokko sprechen spaniolisch, besonders in den Hafenstädten, wo der Handel nach Spanien und auch die sonstigen Beziehungen zu diesem Lande sehr lebhaft sind.

Heute genießen die Juden, dank dem Eingreifen Frankreichs, Schutz für ihr Leben und ihre Habe und ihr kulturelles Niveau beginnt sich zu heben, besonders unter dem Einfluß des Schulwerks der Alliance israélite universelle.

Nicht bloß in den größeren Städten Marokkos und den Küstenstädten, sondern auch landeinwärts unter den Berberstämmen leben viele Juden, wie wir schon bei der Betrachtung von Tripolis und Tunis gesehen haben. Der von den Arabern Beni-Mussa (Kinder Moses) genannte Stamm ist jüdischen Glaubens.

Denn die jüdische Religion machte in ihrer Ausbreitung über Afrika nicht in den am Mittelmeer gelegenen Staaten Halt, sondern verbreitete sich auch durch die Wanderungen nach dem Innern Afrikas. Wie sie vor sich gegangen sind, können wir nicht mehr ermitteln, da diese Gegenden ohne geschichtliche Überlieferungen sind. Doch können wir uns eine Vorstellung von dem Vordringen der Juden nach dem Innern Afrikas machen, wenn wir hören, was der Jude Alhassan ibn Mohammed Alwazzan, der sich später taufen ließ und Leo Africanus genannt wurde (gestorben 1526), aus Fez in Marokko berichtet. Die meisten Goldschmiede seien Juden, sagt er, da kein Mohammedaner das Goldschmiedehandwerk betreiben dürfe, denn sie sagten, es sei Wucher, wenn man Sachen aus Gold oder Silber für teurere Preise verkaufe, als sie nach dem Gewichte haben dürften. Die Menge der Juden habe, besonders seit ihre Glaubensgenossen vom König von Spanien vertrieben

1 H. v. Maltzan, Drei Jahre im Nordwesten von Afrika. Bd. 4, S. 37.

worden sind, so sehr zugenommen, daß sie sich nicht wohl zählen ließe. Von diesen Goldschmieden zogen dann, gleichfalls nach dem Bericht des Leo Africanus, eine ganze Anzahl nach dem Süden und wohnten an der Straße von Fez nach Timbuktu[1]. Auch der portugiesische Geschichtsschreiher João de Barros (1496—1570) erzählt, daß sich bei einer Expedition, die im Jahre 1481/1482 nach der Goldküste unternommen wurde, bei den Truppen hundert Handwerker befanden, darunter auch Juden, die offenbar als Sachverständige für den Goldhandel mitgenommen wurden. Aber schon weit früher sind Juden nach Westafrika gekommen. So berichtet eine dortige Tradition, daß der maurische Emir Mohammed Tarsina el Lemtuni in einem Kampf mit arabischen Stämmen aus dem Sudan fiel, die in der Nähe von Teklessin wohnten und jüdischen Bekenntnisses waren. Also nicht weit vom Niger werden uns Juden arabischer Nationalität genannt. Bei dem berühmten arabischen Geographen Edrisi (1099—1165) sind uns verschiedene Nachrichten über diese Juden des westlichen Sudan erhalten. Er redet davon, daß im Gebiete der Lamlam, wo die zwei Städte Mallel und Daw lägen, jüdische Einwohner seien, die von den Einwohnern von Barisa, Silla, Takrur und Ghana oft überfallen und als Sklaven fortgeschleppt würden. Dann gäbe es noch ein Judenland Kamnuria, westlich ans Meer und östlich an die Wüste Nisar grenzend, durch welches Land die Kaufleute ziehen, die nach Ghana und Wangara wollen: auch dieses Judenland hatte ehemals zwei blühende Städte, Kamnuria und Naghira, und seine Bewohner seien ebenfalls eine Beute ihrer Nachbarn. Wie diese beiden Judenreiche sich zueinander verhalten (ob Doppelgänger, entstanden durch falsche Benutzung der Quellen?), kann man nicht entscheiden. Nur soviel steht fest, daß einst nördlich vom westafrikanischen Negerlande Juden gewohnt haben. Das bezeugt uns auch Leo Africanus, der zugleich mitteilt, daß das Judentum zu seiner Zeit ausgerottet worden sei.

Negerhafte Juden will auch die von A. Bastian geführte deutsche Expedition an der Loango-Küste angetroffen haben. Sie wurden Mawambu genannt und sollten angeblich von Juden abstammen, die unter Johann II. von Portugal (1492) zwangsweise in jugendlichem Alter nach der Insel St. Thomas verpflanzt wurden. Im Laufe der Zeit hätten sie sich mit den einheimischen Negern vermischt, so daß sie heute von ihnen kaum zu unterscheiden seien. Einzelne sollen noch „semitische“ Züge besitzen[2].

Ihr Hauptort heißt Makaja und besteht aus etwa 100 jüdischen Häusern. Der Sabbat wird aufs strengste beachtet; die „schwarzen

---

1 Über die Bedeutung der Juden für den Handel durch die Sahara im Mittelalter vgl. Ch. de la Roncière, La découverte de l'Afrique au moyen-âge (1925).

2 Die deutsche Expedition an die Loangoküste, Bd. I, S. 42 ff., 277 ff

Juden" sprechen an diesem Tag nicht einmal miteinander. Sie ernähren sich vom Handel und sind wohlhabend und geachtet. Von den anderen Landesbewohnern sondern sie sich beim Essen ab; auch besitzen sie eigne Begräbnisplätze. Sonst herrscht bei ihnen Aberglaube und Zauberei wie bei den Negern. Auf der ältesten Landkarte der Loango-Küste aus dem Jahre 1647 wird schon ein Golfo dos Judeos verzeichnet.

Indessen lauten die Nachrichten eines anderen Forschers [1] über die jüdische Abkunft der Mawumbu nicht ganz so bestimmt. Nach ihm leben sie als Fremde unter den Bafioti in eigenen Dörfern und gelten politisch nicht für voll, obwohl man selbst in Fürstengeschlechtern Ehen mit ihnen abschließt. Sie nennen sich und lassen sich Bawumbu nennen [2]. Wenn wir ihr Wesen, ihre Rührigkeit im Handel, sowie ihre Neigung für Hühnerzauber beachten, so läßt sich annehmen, daß die Vorfahren der Bawumbu jedenfalls zu den Flußvölkern des Innern (des Kongobeckens) gehört haben. Sie sind die vielgenannten „schwarzen Juden" der weißen Kaufleute. Körperlich sind sie von den übrigen Eingeborenen kaum zu trennen, es wäre denn, daß bei ihnen häufiger als bei jenen, aber bei beiden fast nur unter Männern, semitische Gesichtszüge oder vielmehr Gesichter mit semitischem Ausdruck, denn sie sind typische Bantu, auffielen. Jüdische Gesichter sind dem Forscher aber sehr häufig unter Afrikanern, Indianern und Polynesiern, dagegen selten unter den Polarstämmen (Eskimos, Tschuktschen) aufgefallen. In ihren Sitten und Gebräuchen sowie in ihren religiösen Anschauungen ist, etwa außer der Tatsache, daß sie besonders gern mit Hühnern zaubern, nichts von den Bantu Abweichendes festzustellen. Eher in ihrem Wesen. Sie sind ungewöhnlich rührig, fleißige Salzsieder und Töpfer, durchtriebene Handelsleute, die allen möglichen Geschäften nachgehen . . . . .

Die Dörfer der Bawumbu — es gibt ihrer nicht viele und nur etliche große — liegen verstreut namentlich im Küstenstrich von der Loango-Bai bis zum Kongo, aber auch noch jenseits dieses Stromes. Ihre Stammesart wissen die Bawumbu nicht mehr anzugeben, oder sie wollen nicht, um für Bafioti zu gelten. Bedeutsam ist, daß sie mitunter von Bakōko, Flußleuten, reden. Widerspruchsvoll behaupten sie, von Süden, von Norden, vom Gebirge gekommen zu sein, und mögen auch recht haben, insofern dererlei Angaben auf ihre letzten Umzüge im Lande selbst hinweisen, wo sie, im Einverständnis mit den Grundherrn, ihre Siedlungen mehrfach verlegt haben und noch verlegen . . . . .

Südwärts vom Expeditionslager, jenseits einer gestreckten Lagune, wohnten die Bawumbu im Hauptdorfe Makaja und in den Neben-

---

1 E. Pechuël-Loesche, Die Loango-Expedition. 3. Abt., 2. Hälfte, S. 6 ff., 255 ff.

2 Beide Namen, Mawumbu und Bawumbu stammen von dem Landstrich Mpumbu am Stanleypool, dessen Bewohner Bantu ba Mpumbu genannt werden.

dörfern Nkondo, Mpuela, Winga. Ihr Oberhäuptling Mambu, der sich den Titel Mangovo zugelegt hatte und an großen Tagen Binden von Leopardenfell um Kopf und Oberarm trug, war ein kleiner, magerer Mann, ränkevoll, mit bösen Augen. Er vertrat eine recht große Gemeinschaft, der man keinerlei politische Rechte zugestehen wollte. Sie mußte sich mit ein paar flachen Erhebungen in meist sumpfigem Gelände und einigen Lagunen begnügen, wo sie fleißig Salz sotten.

Von der Religion der Bawumbu weiß der Forscher nichts zu berichetn. Man ersieht aus seinen Darlegungen keinerlei Grund, sie für Juden zu halten. Weder die vermutete Herkunft noch die religiösen Bräuche sprechen für irgend welchen jüdischen Einschlag bei den Bawumbu.

Aus dem östlichen Sudan berichtet uns der Franzose Charles François Dupuis (1742—1809), er habe in Kumassi gehört, daß die Juden des Sudan in viele große und kleine Stämme zerfallen und länger im Lande seien als die mohammedanischen Araber. Man glaube, sie seien aus der Nachbarschaft von Oberägypten gekommen, während die Kinder Israel in Gefangenschaft gehalten wurden. Zumeist seien sie Händler, Hirten oder Kunsthandwerker. Daß das Kunsthandwerk im Sudan auf Juden zurückzuführen sei, hat schon verschiedentlich der Berliner Afrikaforscher Paul Staudinger betont [1]. Er machte darauf aufmerksam, daß die Glasindustrie von Nupe nur bei wenigen Familien bekannt sei, die aus dem Osten gekommen und Juden gewesen sein sollen. Auch in der Goldschmiedekunst Zentralafrikas machen sich jüdische Einflüsse bemerkbar. Vielleicht sind von Kairo aus, wo nach Leo Africanus im 16. Jahrhundert viel jüdische Goldarbeiter waren, die Goldschmiede weiter nach dem Innern Afrikas gewandert, wie sie von Marokko auf der Karawanenstraße nach Timbuktu zogen. Wie diese innerafrikanischen Judenstämme ferner mit den Falāschā Abessiniens zusammenhängen, wäre eine noch genauer zu untersuchende Frage. Zweifelsohne bestanden Beziehungen zwischen abessinischen und innerafrikanischen Juden, da die oben (S. 85) genannten älteren Berichte Edrisis und João de Barros' über die abessinischen Juden diesen Schriftstellern vermutlich auf dem Wege über Zentralafrika zugekommen sind. Von Juden im Sudān erzählt auch Dr. Faitlovitsch in seinem Buche über die Falāschā (S. 15), ohne aber näher auf dieses Thema einzugehen. Heinrich Loewe berichtet [2], er habe von Sudanesen gehört, daß es in ihrer Heimat noch viele Juden gäbe, von denen sich manche durch einen helleren Teint von den anderen Bewohnern des Sudan unterscheiden. Da sie sich im häuslichen Verkehr des Arabischen bedienen, so müssen sie aus Nordafrika dorthin gekommen sein.

1 Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 38, S. 231 f.
2 Die Sprachen der Juden, S. 69.

X.

Die spaniolischen Juden (Sephardim).

Die Juden haben sich, wie bereits im vorigen Abschnitt gesagt wurde, vermutlich schon im Gefolge der Phönizier an den Küsten des Mittelmeers niedergelassen. Wir dürfen daher annehmen, daß sie auch schon vor der Eroberung Spaniens durch die Römer in diesem Lande ansässig waren, wenn wir auch den Beweis dafür nicht zu erbringen vermögen. Zur Römerzeit[1] wohnten sie in den Städten als Handelsleute oder Schiffsreeder und auf dem flachen Lande als Ackerbauer oder Winzer. Sie genossen Bürgerrecht gleich den übrigen Römern und hatten auch, als das Christentum in Spanien Eingang gefunden hatte, anfangs über keine Zurücksetzung zu klagen. Zum ersten Mal wurde auf einer Kirchenversammlung zu Illiberis (Elvira bei Granada) im Jahre 320 n. Chr. eine judenfeindliche Verordnung erlassen. Ehe sie aber ihre volle Wirkung tun konnte, wurde Spanien von den Germanen überflutet, verwüstet und unterworfen. Der Stamm, der die endgültige Herrschaft an sich riß, die Westgoten, waren Arianer und daher den katholischen Romanen feindselig. Die Juden hatten es folglich unter der Herrschaft der westgotischen Könige in Spanien und dem angrenzenden Südfrankreich so lange sehr gut, bis König Reccared zum Katholizismus übertrat. Dann folgte bald die Erneuerung der judenfeindlichen Verordnungen (589), die aber zunächst wegen der Feindseligkeit des westgotischen Adels gegen den König weder unter ihm noch seinen direkten Nachfolgern ihre volle Wirkung ausüben konnten. Die erste wirkliche Judenverfolgung in Spanien fand unter Sisebut statt (612); sie führte zur Auswanderung eines Teils der Judenschaft nach Frankreich und Afrika, während andere zum Christentum übertraten. Die folgenden hundert Jahre verflossen unter teils milderen, teils härteren Lebensbedingungen für die Juden. Unter den letzten westgotischen Königen wurde ihre Lage derart traurig, daß sie die aus Afrika unter Tarik nach

[1] Der Apostel Paulus stellt (Römerbrief 15, 24. 28) seinen Besuch bei den Juden Spaniens in Aussicht.

Spanien herübergekommenen Araber (711) überall unterstützten. So konnten diese die Eroberung Spaniens mit großer Schnelligkeit durchführen. Nun begann für die Juden der pyrenäischen Halbinsel eine Zeit schnellen Aufstiegs und bald einer hohen Blüte. Als Staatsmänner, Gelehrte, Dichter spielten sie bei ihren Landsleuten wie bei den Juden der ganzen Welt eine hervorragende Rolle. Denken wir nur an Namen wie Chasdaï Ibn Schaprut (ca. 915—970), Salomo Ibn Gabirol, der 1021 in Malaga, an Albuhassan Juda Halevi, der 1086 in Castilien, an Moses Maimonides, der 1135 in Cordova geboren wurde, an Moses Ibn Esra, Abraham Ibn Esra und andere. Zum ersten Mal trat eine Wendung in der günstigen Lage der Juden ein, als die fanatischen Almohaden von Nordafrika aus, wo sie zuerst die Herrschaft an sich gerissen hatten, nach Spanien hinübergingen und die Hauptstadt Andalusiens, Cordova, in ihre Hand fiel (1148). Die jüdischen Gemeinden in Cordova, Sevilla, Lucena und andere wurden aufgelöst, ihre Synagogen in Moscheen umgewandelt, und viele Juden nahmen unter Zwang den Islam an. Andere wanderten aus, mußten aber ihr Eigentum, selbst Frauen und Kinder in den Händen der Eroberer lassen.

Die Vertriebenen fanden eine Zuflucht im christlichen Spanien, dessen Mittelpunkt Toledo ein neuer Brennpunkt jüdischer Gelehrsamkeit wurde. Es zählte am Ende des 12. Jahrhunderts gegen 12000 Juden und besaß 12 prachtvolle Synagogen. Die Juden von Toledo waren nicht nur reich und gebildet, sondern auch in den ritterlichen Künsten geübt. Viele von ihnen nahmen hohe Staatsstellungen ein.

Wenn auch bei den christlichen Herrschern Spaniens in den Königreichen Aragonien und Castilien die Lage der Juden anfangs glänzend, später erträglich war, so brachen doch auch hier Verfolgungen aus und im Jahre 1391 vernichtete eine Judenhetze in Sevilla zuerst die dortige jüdische Gemeinde und später 70 andere blühende Gemeinden Spaniens. Viele retteten sich nach den nordafrikanischen Ländern; die Juden, die nicht ermordet worden oder geflüchtet waren, traten zum Schein zum Christentum über und bildeten die Sekte der Marranen (s. weiter unten), die wieder zum Judentum zurücktraten, als ihre Lage sich besserte. Im 15. Jahrhundert gestaltete sich die Lage der Juden immer ungünstiger, bis nach der Vereinigung Aragoniens und Castiliens unter Ferdinand dem Katholischen und dem Fall von Granada 1492, durch den die Araber ihren letzten Stützpunkt in Spanien verloren, ganz Spanien von den Ungläubigen verlassen werden sollte. Am 31. März 1492 gab Ferdinand in Granada den Befehl, daß sämtliche Juden mit ihren Frauen und Kindern und nichtchristlichen Sklaven aus allen

Teilen Spaniens binnen 4 Monaten ihr Vaterland verlassen müßten und bei Todesstrafe und Einziehung ihres Vermögens nicht zurückkehren dürften. So mußten sich 300000 Juden auf die Wanderschaft begeben, die sie nach Nordafrika und besonders in das türkische Reich führte, wo sie unter dem duldsamen Szepter der Sultane eine neue Heimat fanden. Wenige Jahre darauf (1496) teilten die portugiesischen Juden das Schicksal ihrer Glaubensbrüder in Spanien und mußten ebenfalls ihr Heimatland verlassen. Die Zurückgebliebenen nahmen äußerlich das Christentum an, blieben aber im Innern dem jüdischen Glauben treu und bekannten, als ihnen die Möglichkeit der Auswanderung nach Holland oder der Türkei im Laufe des 16. Jahrhunderts geboten wurde, alsbald auch öffentlich ihr Judentum wieder. Die Spanier nannten diese Scheinchristen mit einem verächtlichen Ausdruck „Marranen" (was wohl ursprünglich „Schweine" bedeutete, wie A. Farinelli in der Festschrift für Pio Rajna, S. 491 ff.) ausführt. Heute sind die in Spanien verbliebenen Marranen in der übrigen Bevölkerung aufgegangen, die bei ihrer gänzlichen Unbekanntschaft mit Juden die abenteuerlichsten Vorstellungen über sie besitzt oder wenigstens bis vor kurzem besaß.

Man darf sich indes auch keine übertriebenen Vorstellungen von dem Umfang der Katastrophe machen, die die spanischen und portugiesischen Juden aus ihrer Heimat vertrieb. Zunächst kam sie ihnen nicht ohne lange zurückreichende Vorzeichen. Seit den Verfolgungen des Jahres 1391 mit ihren schlimmen Auswirkungen waren die jüdischen Gemeinden in raschem Verfall. Die Religionsdisputation von Tortosa (1413) beschleunigte diesen Vorgang. Übertritt zum Christentum war bei den Juden Spaniens im 15. Jahrhundert etwas so Alltägliches, daß man kaum noch Anstoß daran nahm, und die Familienbeziehungen zu den Übergetretenen wurden keineswegs abgebrochen. Also ähnliche Verhältnisse wie sie gegenwärtig in vielen westeuropäischen Ländern herrschen.

Das Ausweisungsedikt von 1492 war für die Rechtsverhältnisse und Anschauungen jener Zeit verhältnismäßig mild. Es erlaubte den Juden die Liquidation ihres Besitzes innerhalb einer Frist von drei Monaten nach seiner Veröffentlichung. Natürlich waren Mißgriffe der Behörden nicht überall zu vermeiden; vielfach wurde das Edikt nicht pünktlich bekannt gemacht, sodaß für viele Juden die Zeit zum Verkauf ihrer Habe und ihrer Häuser sehr knapp wurde. Auch Übervorteilungen unter mehr oder minder starkem Druck der Behörden kamen wie immer bei solchen Gelegenheiten vor, man denke nur an die Liquidation der „feindlichen" Vermögen während des Weltkrieges.

Wie im einzelnen das Edikt ausgeführt wurde, zeigt eine Darstellung in einem vor einigen Jahren erschienenen Buch des spanischen

Gelehrten Manuel Serrano y Sanz[1]. S. beleuchtet darin auch die Ausführung des Vertreibungsedikts im Jahre 1492. Der Anschein eines geordneten Verfahrens, den dieses sich gab (und dem man auch im allgemeinen im Sinne der Zeit gerecht zu werden glaubte), wird etwas zerstört durch das, was S. von der Abwicklung der Geschäfte in Saragossa und Umgegend erzählt. Das Edikt wurde hier einen Monat zu spät publiziert. Man überfiel die Juden und beschlagnahmte ihr Vermögen, um den Staat für den Ausfall der Steuern zu entschädigen. Erst danach konnten die Juden beginnen, ihren Besitz zu verkaufen. Bei allem hatte die Inquisition ihre Hand im Spiele. Trotzdem wurde sie selbst von Juden noch in den letzten Tagen vor der Abreise um Schiedssprüche angegangen. Daß die Beamten die Gelegenheit wahrnahmen, auch ihre eigenen Taschen zu füllen, zeigt S. an ziemlich unzweideutigen Beispielen.

Über die bedeutende Stellung der seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts im öffentlichen Leben zu findenden Marranen erzählt S. viel Interessantes. So ist es merkwürdig, mit welcher Schnelligkeit sie sich ganz neuen Aufgaben zuwandten; ihre Neigung zum juristischen Studium hebt S. ganz besonders hervor. Er betrachtet auch die Bande, die sie noch mit dem Judentum verknüpften. Daß diese nicht so schnell rissen, ja sogar häufig bald wieder fester wurden, weiß man ja aus der Überlieferung, aus einigen Andeutungen in der hebräischen Literatur, aus der antisemitischen Satire und aus den in dieser Hinsicht lange nicht genug studierten Inquisitionsakten. Aber die von S. herangezogenen Urkunden zeigen die Menschen deutlicher, ohne Schleier und ohne den Affekt des Berichterstatters. Man sieht aus ihnen, daß weder die geschäftlichen, noch die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Juden und den Neu-Christen gelöst wurden. So findet sich ein Bericht, wonach am 22. Juni 1414 dem abtrünnigen Gonzalo de la Caballeria, vielleicht demselben, an den noch Bonfed Verse richtete, von der jüdischen Gemeinde in Saragossa ein Gehalt gezahlt wird für eine Gesandtschaft, die er an den Papst in Rom im Interesse der Gemeinde übernahm.

Der Strom der Auswanderer aus Spanien und Portugal ergoß sich über die Meerenge von Gibraltar nach Nordafrika und weiter an den Küsten des Mittelmeers nach Italien und besonders nach der Balkanhalbinsel. Andere Flüchtlinge wandten sich nach Frankreich (z. B. nach Bayonne), den Niederlanden, England und Deutschland. Da die damalige europäische Türkei nicht nur die ganze Balkanhalbinsel, sondern auch Ungarn besaß, so siedelten sich die Vertriebenen spanischen Juden in allen Teilen ihres weiten Reiches an: in Rumelien,

1 Origines de la dominacion española en America I. Madrid 1918 (Nueva biblioteca de autores españoles). — In der 1. Hälfte (Los fautores y protectores aragoneses de Cristobal Colón) werden die Beziehungen von Columbus zu aragonischen Finanzmännern und Marranen dargestellt.

Mazedonien (besonders in Saloniki), in Bulgarien, Bosnien, Rumänien, Serbien (besonders in den Hauptstädten Serajewo, Bukarest und Belgrad), schließlich in Ungarn (Budapest). Auch nach Kleinasien, Syrien und Palästina gelangten viele Sephardim, besonders in die großen Handelsstädte (wie Smyrna).

Von den nordafrikanischen Ländern sind als Brennpunkte der sephardischen Einwanderung in erster Linie Marokko, Algerien (besonders die Stadt Oran), Tunis, schließlich Ägypten (besonders Kairo, Alexandria, Fajjum) zu nennen. Von da kamen die sephardischen Juden nach der Handelsstadt Aden in Südarabien.

In den Ländern, wo die von der iberischen Halbinsel vertriebenen Juden eine neue Heimat suchten, fanden sie schon bestehende jüdische Gemeinden vor. Von Nordafrika haben wir das schon gehört. Auch auf dem Balkan waren jüdische Gemeinden vorhanden, die von griechischen, italienischen und slavischen Juden begründet, im religiösen Leben die deutsch-französischen Gebräuche hatten[1]. Der Gegensatz trat am meisten in der Liturgie des Gottesdienstes zu Tage, so daß es unmöglich war, daß Sephardim und Aschkenasim ihn gemeinsam abhielten. So entstanden bald in der Türkei Reibungen zwischen den neu angekommenen Sephardim und den alteingesessenen Juden, die infolge der kulturellen Überlegenheit der ersteren nach langem Kampf zu dem Siege der sephardischen Juden führten. Die alten Gemeinden gingen in ihnen auf, und die ganze Judenheit auf dem Balkan nahm mit den Sitten und Gewohnheiten, den religiösen Bräuchen und der Liturgie ihrer spanischen Glaubensgenossen auch ihre spanische Umgangssprache an. Die portugiesische Sprache spielte eine geringere Rolle und verlor sich nach und nach.

Die hohe Kultur der spaniolischen Juden erhielt sich indes auf die Dauer in der neuen Umgebung nicht. Spaltungen in den Gemeinden, die sich vielfach auf landsmannschaftliche Verschiedenheiten nach der Herkunft der Mitglieder gründeten, das gegenseitige Verhängen des Bannes und Gegenbannes, die Herrschsucht einiger Familien hatten die verhängnisvollsten Folgen für die Juden in der Türkei. Nach und nach verschwand die alte sephardische Kultur; zwar behielten die Juden in der Türkei die spanische Sprache in einer altertümlichen und verarmten Form — sie besitzen keinerlei profane Literatur darin —; aber im übrigen hatten sie sich dem türkischen Wesen vielfach angepaßt. So haben sie von den Türken

---

1 Die bedeutendsten waren zur Zeit Benjamins von Tudela in Konstantinopel und Theben, beide mit beinah 2000 Familien. In Konstantinopel waren außerdem etwa 500 Karäer. In Saloniki lebten 500 jüdische Familien unter einem eignen Bürgermeister (Ephoros), in Korinth 300 jüdische Familien. Auch auf den Inseln wohnten zahlreiche Juden.

viele abergläubische Gebräuche angenommen, die bis heute trotz aller Bemühungen nicht auszurotten waren. Die alles geistige Leben ausdorrende Herrschaft des Halbmonds wirkte im Laufe der Zeit auch auf die sephardischen Juden.

Wir besitzen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, also etwa 50 Jahre nach der Ankunft der spanisch-portugiesischen Juden, eine Schilderung der Zustände im türkischen Reich, besonders in Konstantinopel, wo auch der Juden gedacht wird [1]. Es heißt darin: „Wo irgend Juden in allen Ländern vertrieben werden, kommen sie alle in der Türkei zusammen, wie ein Ungeziefer über einen Haufen, reden deutsch, italienisch (welsch), spanisch, portugiesisch, französisch, tschechisch, polnisch, griechisch, türkisch, syrisch, chaldäisch (?) und andere Sprachen mehr. Wie ein jeder gewohnt ist, also trägt er auch seiner Sprache nach Kleider, meist lange Kleider, wie die Walachen und Türken pflegen und auch die Griechen, einen Kaftan, das ist einen zugegürteten Unterrock, darüber einen Oberrock von gutem Tuch und Seidengewand. Wie die Türken weiße Kopfbunde, also tragen die Juden gelbe. Etliche fremden Juden tragen noch die welschen schwarzen Barette, etliche, die Doctores oder Wundärzte sein wollen, tragen rote, spitzige längliche Barette. Zu Konstantinopel sind ihrer viel übereinander wie die Ameisen. Die Juden selbst sprechen von einer großen Anzahl. Aber in der Steuer sollen im vergangenen Jahre 1553 gewesen sein 15 035 Juden ohne die Weiber und Kinder. Sie haben keine Landgüter, viele jedoch eigne Häuser. Sie haben aber zumeist Unterkunft in fremden Häusern, elenden und stinkenden, und es liegen ihrer viel übereinander, sodaß natürlich alljährlich die Pest unter ihnen ausbricht [2]. Sie wohnen im niederen Teil der Stadt nah dem Meer. Nicht weit von Konstantinopel ist Saloniki. Allda sollen vielmehr Juden wohnen als in Konstantinopel, an 20 000, wie sie selbst sagen, darunter viele Tuchmacher, deren Erzeugnisse man nach der ganzen Türkei ausführt.

Und wenn Juden nun alt geworden sind und etwas zu verzehren haben, ziehen sie nach dem heiligen Land und gen Jerusalem. Die vermögenden Juden schicken ihnen auch Unterstützung nach Jerusalem. Denn dort ist kein Geld zu verdienen, auch keines vorhanden.

Judenschulen (d. h. Synagogen) sollen in Konstantinopel 42 oder mehr sein, eine jede Nation geht in ihre Schule. Die Juden genießen in der ganzen Türkei Freizügigkeit und Handelsfreiheit.

---

1 Hans Dernschwam, Tagebuch einer Reise nach Konstantinopel und Kleinasien (1553/55), herausgegeben von F. Babinger (s. N. Porges, Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums, Bd. 68, S. 240ff.).

2 Also ähnlich den Zuständen, die wir heutzutage bei den ausgewanderten Ostjuden in New-York, London, Berlin und andern Großstädten finden.

Viele Marranen, das sind die aus Juden zu Christen gewordenen, wie es in Spanien geschehen und auch anderswo geschieht, kommen alle nach der Türkei und werden wieder zu Juden. Unter den Juden findet man allerlei Handwerker; sie haben eine Druckerei, Goldschmiede, Steinschneider, Tuchmacher, Wundärzte, Barbiere, Spiegler, Färber, Seidenwirker, Scheider, Ziseleure."

Im großen und ganzen also schon die Zustände, die wir auch heute noch bei den Juden der jetzigen und früheren Türkei, besonders in Saloniki finden, wo die Juden schwerste Arbeit verrichten, Lastträger, Schiffer, Fuhrleute und dergleichen sind.

Die große Menge unter ihnen muß also den Lebensunterhalt recht mühsam erwerben, und es ist nicht zu verwundern, daß sie bei der Dürftigkeit ihres Daseins für ihre geschichtliche Vergangenheit wenig Verständnis haben. Man begegnet unter ihnen Leuten mit Familiennamen, die in der jüdischen Geschichte und in der hebräischen Literatur einen guten Klang haben; aber sie selbst haben davon meist keine Ahnung [1].

Von der Türkei aus gelangten die sephardischen Juden auch in die bis über das 17. Jahrhundert türkischen Provinzen auf dem Balkan und über Südungarn bis nach Budapest. Ein Ausläufer von ihnen findet sich in der jüdischen sephardischen Gemeinde in Wien, die schon im 17. Jahrhundert begründet wurde. Von andern Ländern, wo sich sephardische Gemeinden bildeten, ist vornehmlich Holland zu nennen, wo sich in Amsterdam (1593) zuerst eine portugiesische Gemeinde, dann zwei spanische Gemeinden bildeten, die sich erst 1639 vereinigten; sie behielt den Namen portugiesische Gemeinde, weil die ersten jüdischen Einwohner aus Portugal geflohene Marranen waren [2]. Von Amsterdam aus wurde die erste jüdische Gemeinde nach der Vertreibung der Juden aus England (1290) in London (1655) gegründet; ebenso schon früher (Ende des 16. Jahrhunderts) die spanisch-portugiesische Gemeinde in Hamburg. Auch in Paris gibt es noch heute eine ansehnliche jüdische sephardische Kolonie. In allen diesen Städten aber werden sie von den in überwiegender Zahl auftretenden aschkenasischen Juden immer mehr in den Hintergrund gedrängt, zumal die Sephardim auch ihre frühere Abgeschlossen-

---

1 Vgl A. Hebräus, Die spaniolischen Juden in Ost und West, Bd. 10 (1910), Sp. 351 ff. So der Name Don Isaak Abrabanell, den ein ganz einfacher Jude in Nisch (Südslavien) trug. Ich kenne andererseits einen ganz „arisch" aussehenden christlichen Arzt aus Hamburg, der den gleichen Namen trägt. Offenbar sind seine Vorfahren zum Christentum übergetreten. — Andere Namen spanischer Herkunft, die sich bis heute erhalten haben, sind: Belmonte, Benario, Benveniste, Campos, Castro, Fonseca, Leon, Lima usw. Auch die Vornamen: Angelo, Angela, Amado, Amada, Bienvenida, Blanca, Cara, Luna, Gracia, usw. finden sich bei den Sephardim.

2 J. S. da Silva, Geschiedenis der portugeesche Joden te Amsterdam (1593 bis 1925). 1925.

heit gegen die aschkenasischen Juden im Laufe der Zeit aufgegeben haben und sich mit ihnen durch Heirat mischen. Auch ihre spanische Muttersprache erlosch hier überall im Laufe der Zeit; in Amsterdam schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts.

Gefördert wurde die Beibehaltung des Spanischen durch die Juden infolge des Umstandes, daß im 16. Jahrhundert Spanien die bedeutendste Kolonialmacht der Erde und das Spanische infolgedessen eine Weltsprache war; es spielte damals die Rolle wie heute das Englische. Auf die Dauer freilich hat es sich als Umgangssprache der Sephardim nur da erhalten, wo sie in dichter Menge und in einer gewissen Abgeschlossenheit zusammen wohnen: in Konstantinopel, Saloniki, Smyrna, Adrianopel; ein wenig noch in Jerusalem, Haifa, Hebron, Tiberias und Safed. Die Juden in Nordafrika haben es als Umgangssprache nur in Marokko (wegen der engen Verbindung mit Spanien) beibehalten; im übrigen westlichen Teil (Algerien, Tunis) aber aufgegeben. Hier sprechen sie jetzt arabisch, französisch oder italienisch; im östlichen Teil (Tripolis, Ägypten) haben sie neben dem Arabischen meist das Italienische und Englische als Umgangssprache angenommen; doch ist in Kairo auch das Spaniolische noch geläufig. In Damaskus und Aleppo ist das Spaniolische auch erloschen, abgesehen von den Zahlwörtern von 1—10, die noch beim Gottesdienst gebraucht werden und einigen Ausdrücken des Kartenspiels [1].

Ebensowenig kennen die sephardischen Gemeinden in Europa (Bulgarien, Rumänien, Südslavien, Wien, Amsterdam, Paris, London usw.) noch die spaniolische Umgangssprache; sie ist überall nach und nach den Landessprachen gewichen, und die spanischen Juden haben ihre Abgeschlossenheit gegen die alteinheimischen oder zugezogenen Juden ebenso im Laufe der Zeit aufgegeben.

Über die Schicksale, die Lebensgewohnheiten, den Gottesdienst der bosnischen Sephardim besitzen wir ein instruktives Sammelwerk [2], dem wir einige Daten entnehmen. Die Ansiedlung sephardischer Juden in Serajewo (damals Bosno-Saraj genannt) scheint für das Jahr 1541 festzustehen; für 1565 ist sie verbürgt. Seit 1580 wurde ihnen ein besonderer Straßenbezirk in der Nähe des Basars zugewiesen. Bei der Einnahme der Stadt Serajewo durch Prinz Eugen (1697) litten auch die Juden sehr; ihre Synagoge und viele Wohnhäuser brannten nieder, manche von ihnen mußten in die Gefangen-

---

1 Diese Angaben nach Angel Pulido Fernández, Españoles sin Patria y la raza sefardí. Madrid 1905, S. 61.

2 In serbo-kroatischer Sprache zum 300. Stiftungstag des Wohltätigkeitsvereins „La Benevolencia“ in Serajewo verfaßt von Stanislav Vinavez, Spomenica o proslavi trideseto-godisnjice Sarajevskoga, Kulturno-potpornoga Drustva „La Benevolencia“. 1924.

schaft wandern. Ein Jahrhundert später (1788) legte eine gewaltige Feuersbrunst die jüdische Machala (Stadtviertel) in Asche. Anfang des 19. Jahrhunderts lebten etwa 200 jüdische Familien in Serajewo, rund 1000—1200 Seelen in ganz Bosnien.

Aschkenasische Juden kamen besonders mit den österreichischen Heeren dahin und seit der Okkupation Bosniens (1878) wuchs ihre Zahl schnell. Während sich die Sephardim bis vor kurzem von ihnen getrennt hielten, ließen sie seit 1923 die Schranke fallen und vereinigten sich zunächst mit ihnen in den Wohltätigkeitsbestrebungen. Wie bei den Sephardim das Jüdisch-Spanische, so weicht bei den Aschkenasim das Deutsche dem einheimischen Slavischen und legt so ein gemeinsames Band um die bisher getrennten Glieder des Judentums in Bosnien.

Vielfach werden die sephardischen Juden sowohl in ethischer wie in rassenhafter Beziehung über die aschkenasischen Juden gestellt. Für die ältere Zeit und mit Hinblick auf die osteuropäischen Juden mag dieser, besonders von judengegnerischer Seite mit Vorliebe vertretenen Ansicht eine gewisse Berechtigung zukommen. Heute aber, wo der größte Teil der sephardischen Juden in Nordafrika, der Türkei und dem Orient kulturell sehr gesunken ist, kann die Behauptung von ihrer Überlegenheit nicht mehr aufrecht erhalten werden. Dagegen läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der semitische Typus bei den sephardischen Juden reiner erhalten ist als bei den zwischen den Mittel- und Ost-Europäern zerstreut lebenden Juden. A. Weisbach[1] schildert die Konstantinopler spaniolischen Juden als fast ausnahmslos schöne, schlanke, wiewohl meistens schmalschultrige Gestalten mit exquisit langem, schmalem Kopf und ebensolchem, etwas prognathem Gesicht — d. h. der Kiefer springt etwas vor —, großer, häufig gebogener und schmaler, sehr selten kleiner und stumpfer Nase, großem Mund, üppigem Haarwuchs von meist dunkelbrauner Farbe, wiewohl rotes Haar und sehr selten blondes Haar auch unter ihnen vorkommen, und braunen, seltener grauen und am seltensten blauen Augen (Tafel XXXII, Abb. 73).

Das Vorhandensein zweier jüdischer Typen, eines sephardischen und eines aschkenasischen, wird von vielen Anthropologen angenommen. Der französische Gelehrte Hovelacque z. B. tritt dafür ein[2]. Ebenso meint der deutsche Forscher R. Andree[3]: Es ist richtig, daß innerhalb der Juden zwei Typen sich kenntlich machen. Der eine ist der feinere und edlere, mit feiner Nase, schwarzen, glänzenden Augen, zierlichen Extremitäten, und dieser herrscht unter den

1 Körpermessungen verschiedener Menschenrassen. Supplement zur Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 9, Berlin 1877, S. 212.

2 Dictionnaire des sciences anthropologiques s. v. Sémites.

3 Zur Volkskunde der Juden, S. 39.

Sephardim oder spanischen Juden vor. Der zweite ist der unedlere, mit meist großem Mund, dicker Nase, tiefer Nasen- und Mundfurche und oft krausem Haar . . . Er herrscht unter den Aschkenasim oder deutsch-polnischen Juden. Beide Typen gehen nebeneinander her und bleiben konstant. Andere Forscher kommen zu einer abweichenden Ansicht. So meint J. M. Judt[1]: Der Jude der Gegenwart bildet einen in hohem Maße einheitlichen Typus ohne Rücksicht auf das geographische Terrain. Es gibt also in physischer Beziehung keine Differenzierung der Juden in Sephardim und Aschkenasim. Einen vermittelnden Standpunkt nimmt Dr. M. Fishberg ein, der der Ansicht ist, daß die beiden Judensekten allerdings deutliche Unterschiede aufweisen, daß aber kein Grund vorliege, von zwei verschiedenen Rassen zu reden[2]. Keiner der beiden Typen könne auf spezielle Rassenreinheit Anspruch machen. Der sephardische Typus komme dem idealen jüdischen am nächsten und entspreche dem Typus der sogenannten mittelländischen Rasse Ripleys. Der spanische Jude besitze auch höhere moralische Eigenschaften; sehr selten sehe man ihn vor Höherstehenden oder Vorgesetzten eine servile oder kriechende Stellung einnehmen, wie man das bei den polnischen und noch vielen deutschen Juden oft beobachtet. Die Sephardim sind sehr stolz und ihr Würdegefühl bekundet sich in Kleidung und Haltung, der sie strenge Beachtung schenken. Diese Merkmale, die die Sephardim während eines mehrhundertjährigen kastilianischen Milieus erworben haben, übertrugen sie auf ihre Nachkommen von heute. Auf ihre deutschen Glaubensgenossen sehen sie etwas von oben herab, denn sie betrachten sich als den Zweig Israels, dem es gelungen ist, sich bis auf den heutigen Tag in ursprünglicher semitischer Reinheit zu erhalten, ohne fremdes Blut in sich aufzunehmen wie die Aschkenasim. Daher betrachten sie sich als eine Art von jüdischem Adel und möchten sich in der Regel nicht mit deutschen oder polnischen Juden verheiraten.

Wir haben bereits erwähnt, daß der höhere Kulturstand der Sephardim heute vielfach nur eine Fabel ist, da weitaus die Mehrzahl der im Orient lebenden Sephardim von ihrer einstigen Höhe herabgesunken ist. Zutreffen mag die Darstellung von Dr. Fishberg für die sephardischen Juden in den großen westlichen Zentren wie Paris, Amsterdam, London, vielleicht auch für einige orientalische Gemeinden wie Konstantinopel, Saloniki, Sofia. Aber man darf nicht übersehen, daß die westeuropäischen Juden sich in den letzten Jahrzehnten gewaltig verändert haben. In ihren gebildeten Kreisen findet man wenig mehr von den geschilderten schlechten Eigen-

---

1 Die Juden als Rasse, S. 210.
2 Die Rassenmerkmale der Juden, S. 188 ff.

schaften der Juden, die durch den unerhörten mittelalterlichen Druck, der bis zur französischen Revolution anhielt, hervorgerufen wurde.

Was die rassenhafte Verschiedenheit zwischen Sephardim und Aschkenasim betrifft, so muß vor allen Dingen ein Umstand in Betracht gezogen werden: die Sephardim lebten ständig in einer völkischen Umgebung, die ihrem eignen Rassetypus nahe verwandt war, während die Aschkenasim sich in dem Rassengemisch Mitteleuropas und zumal Osteuropas nicht rein erhalten konnten. Besonders hat slavisches und tatarisches Blut stark auf die osteuropäischen Juden eingewirkt, wovon wir im nächsten Abschnitt noch zu reden haben werden. Von einem solchen Schicksal sind die sephardischen Juden eben nicht betroffen worden, und so kommt es, daß viele von ihnen sich von den Völkern, unter denen sie leben, äußerlich kaum unterscheiden. Sie gleichen dem Spanier, dem Italiener, dem Araber oft so sehr, daß sie von den andersgläubigen Einwohnern einer Gegend nicht zu unterscheiden sind.

Eingehende anthroprometrische Untersuchungen hat Dr. S. Weißenberg an spaniolischen Juden in Konstantinopel und Jerusalem vorgenommen[1]. Die Ergebnisse dieser Messungen führen ihn zu teilweise anderen Schlüssen wie Dr. Fishberg. Dr. Weißenberg betont, daß er an dem vorhandenen Schädelmaterial schon die Langköpfigkeit der Sephardim nachgewiesen habe, die er auch am lebenden Objekt feststellen konnte. Verglichen mit den Maßen der europäischen Juden zeigen die Spaniolen einen etwas längeren und zugleich etwas schmaleren Kopf. Sie enthalten einen größeren Prozentsatz Langköpfe als die osteuropäischen Juden, die ausgesprochen kurzköpfig sind, während die Spaniolen in ihrer Hauptmasse mittellange Köpfe aufweisen. Dr. Weißenberg meint, daß sie aus einer Mischung von Lang- und Kurzköpfen hervorgegangen sind, was sich ja mit der (in Abschnitt I vertretenen) Ansicht von der rassenhaften Zusammensetzung des jüdischen Volks aus einem langköpfigen (semitischen) Element und einem kurzköpfigen (hethitischen) Element decken würde (Abb. 73, 74 auf Tafel XXXII).

Die Gesichtsform der Spaniolen ist ebenfalls nicht einheitlich. Es finden sich ovale bis langovale Gesichter, aber auch breitovale Gesichter. Was die untersuchten beiden Gruppen, die Konstantinopeler und die jerusalemitische betrifft, so konnte Dr. Weißenberg feststellen, daß die beiden einen einheitlichen Typus bilden. Ein solches Ergebnis sei eigentlich nicht überraschend, da die türkischen Spaniolen seit Jahrhunderten ein nach innen und außen verhältnismäßig abgeschlossenes Leben führen und sich außerdem in steter

---

1 Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. 47 (N. F. Bd. 17), S. 85 ff.

Wanderung auf dem Gebiete der europäischen und vorderasiatischen Türkei befanden. Auch die bosnischen Spaniolen, die zwar einige Abweichungen aufweisen, gehören in die gleiche Gruppe wie die Konstantinopeler. Wenn man also überhaupt auf anthroprometrische Merkmale Gewicht legen dürfe, so könne man aus den Messungsergebnissen den Schluß ziehen, daß die Spaniolen, wenigstens teilweise, einen andern Typus darstellen als die Aschkenasim, und zwar ist es das langköpfige Element, das die Verschiedenheit bewirkt. Berücksichtigt man noch das häufigere Auftreten des brünetten Typus bei den Spaniolen, so müsse man der älteren Ansicht beipflichten, daß die Spaniolen in der Tat den semitischen Typus in größerer Reinheit bewahren als die osteuropäischen Juden. Freilich haben sie durch Vermischung mit diesen schon seit dem frühen Mittelalter fremde kurzköpfige Elemente in großer Zahl aufgenommen, die aber zur vollkommenen Verwischung des Typus nicht ausreichten.

Eine Bewegung unter spanischen Literaten, die zu Anfang dieses Jahrhunderts einsetzte, um die vertriebenen Juden, soweit sie das Spanische als Muttersprache bewahrt hatten, nach Spanien zurückzurufen, hat zu keinen nennenswerten Ergebnissen geführt. Die spanische Regierung hat vor etwa 10 Jahren freilich an der Universität Madrid einen Lehrstuhl für die Wissenschaft des Judentums errichtet und einen Berliner Gelehrten, Ben Jehuda, dahin berufen; aber von weiteren Taten hat man bis jetzt nichts gehört. Durch den Kriegsausbruch (1914) wurden diese Bestrebungen ohnehin vereitelt und sind seitdem nicht wieder aufgenommen worden.

XI.

Die aschkenasischen Juden.

Die Ausbreitung der Juden erfolgte teils über die Nachbargebiete Asiens (Syrien, Babylonien, Persien), teils an den Küsten des Mittelmeers entlang über Nordafrika, andererseits über Griechenland, Italien und Spanien. Schon vor der Zerstörung des zweiten Tempels sind größere oder kleinere Kolonien von ihnen in allen diesen Ländern nachzuweisen. Auch mögen sie bereits in den Küstenstädten der Provence wie Massilia (Marseille) ansässig gewesen sein. Weiter nach Norden sind sie indes erst vorgedrungen, als die Römer ihre Herrschaft über Gallien und bis zum Rhein und zur Donau ausgedehnt hatten. Vermutlich ist der jüdische Kaufmann bald, nachdem die römischen Legionen von den genannten Ländern Besitz ergriffen und die römische Herrschaft dort aufgerichtet hatten, mit römischen Händlern dorthin gelangt. Auch als Dolmetscher mögen sprachkundige Juden im Gefolge römischer Feldherrn und Kaiser nach Gallien und Germanien gelangt sein. Vor dem Sturz der römischen Herrschaft hatten sich Juden schon dauernd in Gallien niedergelassen, wo sie lange mit der einheimischen Bevölkerung in gutem Einvernehmen lebten und Beamten- sowie Kommandostellen innehatten. Ob auch im Rheinland oder in Rätien damals schon jüdische Gemeinden bestanden, wissen wir nicht, da uns keine Urkunden über solche berichten [1]. Nur für e i n e rheinische Stadt steht es fest, daß sie schon im ersten Viertel des 4. Jahrhunderts eine jüdische Gemeinde hatte, nämlich für Köln. Den Mitgliedern dieser Gemeinde gewährte Kaiser Konstantin im Jahre 321, wie im Codex Theodosianus XVI, 8, 3 überliefert wird, das Recht zu Mitgliedern der Kurie berufen

---

1 Einige von J. Oehler in der Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums, Bd. 53, S. 449 f., zusammengestellte Inschriften mit griechischen Buchstaben auf einer Achatgemme und einem Goldplättchen, die jüdische Gottesnamen enthalten, vermögen die Beweislast für die Ansässigkeit von Juden an den Fundorten (Regensburg, Badenweiler) nicht zu tragen. Es kann sich hier um Inschriften zu magischen Zwecken handeln, die bekanntlich weit vom Entstehungsort und zu ganz fremden Völkern wandern können. Siehe die Zusammenstellung von S. Eppenstein, Monatsschr. f. Geschichte und Wissenschaft des Judentums, Bd. 63 (N. F. Bd. 27), S. 165 ff.

zu werden, und im Jahre 331 wurden abermals kaiserliche Gesetze für die Kölner Juden erlassen. Aber für das Bestehen der drei „heiligen“ Gemeinden Mainz, Worms und Speyer haber wir urkundliche Beweise erst aus weit späterer Zeit. Ein vor 906 abgehaltenes Mainzer Konzil bestimmt, daß derjenige, der einen Juden tötet, wie ein Mörder zu büßen habe. Im 10. Jahrhundert verpflanzt angeblich Kaiser Karl der Kahle die Familie Kalonymos aus Lucca in Oberitalien nach Mainz [1], wo ihre gelehrten Sprossen Generationen hindurch die jüdische Wissenschaft und Dichtkunst pflegten und lehrten. Die Juden waren sowohl Großkaufleute wie auch Handwerker, Weinbauern und Landwirte. Indes scheinen sich ihre Ansiedlungen lange Zeit hindurch nur auf das Rheintal und die Frankreich zunächst liegenden Gegenden beschränkt zu haben. Frankreich war überhaupt der Ausgangspunkt wie der Rückhalt der deutschen Juden, wie aus der Tatsache hervorgeht, daß auf Veranlassung eines der ersten talmudischen Autoritäten Frankreichs, Gerschom ben Jehuda (960—1040), der aus Metz stammte und später in Mainz lebte, eine große Rabbinerversammlung dahin einberufen wurde, um die Vielweiberei abzuschaffen. Auf ihr wurde der Beschluß gefaßt, daß nur unter dringenden Umständen diese Bestimmung durch eine Versammlung von hundert Mitgliedern aus den Ländern Avignon (Burgund), Normandie und Frankreich und den drei Städten Mainz, Worms und Speyer gelöst werden könnte. Von andern Gemeinden am Rhein oder Süddeutschland ist nicht die Rede. Bekannt sind auch die Beziehungen des Bibel-Kommentators Raschi, der 1039 in Troyes in der Champagne geboren wurde und dort nach Beendigung seiner Wanderungen ein Lehrhaus errichtete, zu den deutschen Gemeinden Mainz, Speyer und besonders Worms [2]. Er starb 1105 in seiner Vaterstadt. Vom Rhein aus dehnten sich die Juden nach Mitteldeutschland (Erfurt 932; Magdeburg 965; Meißen 1156 usw.), Süddeutschland (Regensburg 965; Nürnberg 1120; Würzburg 1119; Passau 1210) und bis nach Böhmen hin aus [3]. Zur Zeit der Kreuzzüge, also am Ende des 11. Jahrhunderts war auch schon eine ansehnliche jüdische Gemeinde in Prag.

Die jüdischen Namen in den Märtyrerlisten aus der Zeit der Verfolgungen von 1096 bis 1349 zeigen uns neben biblischen und deutschen Namen auch eine ganze Anzahl französischer Namen unter den rheinischen Juden, besonders unter ihren Frauen. So finden wir in Worms die Namen *Bela*, *Belette*, *Beline* (von französisch

1 Nach Salomon Luria's Genealogischem Responsum, Nr. 29.

2 Näheres bei S. Salfeld, Bilder aus der Vergangenheit der jüdischen Gemeinde Mainz. 1903.

3 Die Zahlen stellen das Jahr des ersten urkundlichen Nachweises von Juden an den genannten Orten dar. Aber selbstverständlich haben lange vorher schon Niederlassungen von Juden an diesen Orten stattgefunden.

belle „schön“) neben dem deutschen Namen „Schönchen“. In Würzburg eine Frau *Bela* und ihre Tochter *Richenza*, eine Frau *Dolce* zum Jahre 1298. In Worms findet sich im Jahre 1096 ein Märtyrer *Durand* zugleich mit einer Frau *Gentil;* eine Jüdin *Joie* (= französisch *joie* „Freude“) ist aus Worms, Bonn und Würzburg, ein *Juif* (französisch = „Jude“) aus Rockenhausen im 13. Jahrhundert belegt Eine *Reina* (französisch *reine* „Königin“) ist häufig anzutreffen und lebt bei Juden bis heute in dem Verkleinerungswort „Reinchen“ auch „Ranchen“ fort[1].

Bedeutenden Zuwachs erhielten die rheinischen Juden, als die Verfolgungen in Frankreich begannen. Während die Juden in Frankreich im 11. und 12. Jahrhundert in günstiger materieller Lage waren und sich ihren geistigen Bestrebungen ruhig hingeben konnten, änderten sich die Verhältnisse vor dem Schluß des 12. Jahrhunderts. 1181 fand unter Philipp August die erste Austreibung der Juden statt, und die Verbannungen wiederholten sich mit kurzen Ruhepausen während des ganzen 13. Jahrhunderts bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, wo der in ganz Europa wütende schwarze Tod auch in Frankreich wieder zu einer Judenvertreibung Veranlassung gab. Im Jahre 1394 endlich erließ Karl VI. ein „unwiderrufliches“ Gesetz, das keinem Juden künftighin den Aufenthalt in Frankreich mehr gestattete. Nur in der Provence und im Languedoc, die nicht direkt der französischen Krone unterstanden, durften sie noch in geringer Zahl bleiben. Die Vertriebenen wandten sich zumeist nach Deutschland.

Allerdings war auch das Schicksal der deutschen Juden während derselben Zeit ein sehr trauriges gewesen. Die Verfolgungen begannen durch den Fanatismus der Kreuzfahrer im Jahre 1096, die zuerst die Ungläubigen in der Heimat vernichten wollten, weil ihnen dafür Vergebung ihrer Sünden zugesichert worden war. In der Rheingegend allein sollen damals gegen 12000 Juden als Märtyrer gefallen sein[2]. Auch beim zweiten Kreuzzug (1146) wurden wie in Frankreich auch in Deutschland die Juden wieder verfolgt. Dann trat allerdings eine Ruhepause für die Juden ein, da sie unter

1 Vgl. S. Salfeld, Das Martyrologium des Nürnberger Memorbuchs, 1898. — Es wäre natürlich möglich, den Ursprung der französischen Namen auch auf eine bei den Juden herrschende Mode zurückzuführen; doch selbst eine solche würde auf Beziehungen zwischen ihnen und ihren französischen Glaubensgenossen weisen. Bei den Erfurter Juden finden sich zwar auch französische Namen (Bela, Fide, Fyal, Gente usw.), doch überwiegen hier neben den deutschen Namen bei weitem die Namen slavischen Ursprungs; siehe A. Süßmann, Das Erfurter Judenbuch 1915, Register.

2 Gegen die wohl übertriebenen Zahlenangaben wendet sich Georg Liebe, Das Judentum in der deutschen Vergangenheit, 2. Aufl., S. 21.

kaiserlichen Schutz gestellt wurden. Sie wurden des römischen Reichs Kammerknechte („Servi Camerae“ in einer Urkunde Friedrichs II. aus dem Jahre 1236). In den rheinischen Städten wird im 13. Jahrhundert ihre Lage nicht allzu ungünstig gewesen sein, wie sich z. B. aus den Sammlungen von Ratsverordnungen der Stadt Worms aus dem 13. und 14. Jahrhundert ergibt, in denen öfter von Juden die Rede ist. Sie können als Zeugen auftreten, ihr Eigentum und ihr Pfandrecht wird ihnen geschützt, genau wie bei ihren christlichen Mitbürgern [1].

Doch diese freundlichen Zeiten sollten nicht allzu lange dauern. Im 13. Jahrhundert kam von Frankreich her die Anschuldigung des Ritualmordes, die auch in Deutschland Gläubige fand und, wie bekannt ist, bis auf den heutigen Tag in manchen Gegenden noch findet. Dazu kam die Anklage der Hostienschändung, die zuerst in Bayern auftauchte und sich von da aus nach Österreich verbreitete. Endlich wurde gegen die Juden die schlimmste Anklage erhoben, als der schwarze Tod von Asien her ganz Europa überzog: sie hätten die Brunnen vergiftet. Im Jahre 1349 wurden in ganz Süddeutschland, aber auch in Schlesien und Mitteldeutschland die jüdischen Gemeinden vernichtet. Das Gemetzel erstreckte sich bis nach Belgien. Viele jüdische Gemeinden in Deutschland waren so gut wie ausgerottet; was von ihnen übrig geblieben war, fristete ein kümmerliches Dasein. Die jüdischen Gemeinden konnten sich jahrhundertelang von diesem Schlag nicht erholen und ihr geistiges Leben war vollständig erloschen. Ihr Verbleiben in einer Stadt oder in einem Dorf war ganz von dem Belieben der lokalen Behörden abhängig, da der Kaiser, der weit weg war, seinen „Kammerknechten“ keinen wirksamen Schutz gewähren konnte oder ihn meist erst zu spät gewährte. Die Juden waren ein unstetes Volk geworden, das von einem Ort zum andern getrieben wurde. Damals begann die Verbindung von Juden und Landstreichern, von der die deutsche Gaunersprache beredtes Zeugnis ablegt. Freilich waren die Verhältnisse für die Juden nicht in allen Orten Deutschlands gleich schlimm. Während die rheinischen Städte mehrfach von Verfolgungen heimgesucht wurden, blieben benachbarte Gemeinden wie Frankfurt teilweise unberührt davon. Nach dem Blutbad vom 24. Juli 1349, wo die Juden sich in ihren

---

1 Siehe J. Kohler und C. Koehne, Wormser Recht. I. Älteres Wormser Recht, Halle a. S. 1915. — Auch für Speier ist die günstige Stellung der Juden sogar durch noch ältere Zeugnisse aus dem 11. Jahrhundert bezeugt (O. Stobbe, Die Juden in Deutschland während des Mittelalters, S. 9 f.), wohin sich 1084 flüchtige Juden aus Mainz gewandt hatten und gute Aufnahme fanden, „weil er (der Bischof Rüdiger Huozman) den Ruhm des Ortes tausendfach erhöhen wollte“. Kaiser Heinrich IV. bestätigte 1090 dies Privileg. Die Mainzer Juden hatten wegen einer großen Feuersbrunst ihre Heimat nebst andern Einwohnern verlassen müssen.

Häusern verbrannten, bis zum sogenannten Fettmilchaufstand (1616), der auch nur zu einer kurzfristigen (einjährigen) Ausschließung der Juden aus der Stadt führte, ist die Ansässigkeit der Juden im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit nie unterbrochen worden. So kommt es, wie jüngst ein Forscher nachgewiesen hat [1], daß die Frankfurter Judenfamilien zum großen Teil auf ein hohes Alter zurückblicken dürfen. Während von den alteingesessenen nichtjüdischen Frankfurter Familien nur etwa zwanzig ihre Ansässigkeit bis zur Zeit Luthers nachweisen können, ist dies bei mindestens ebensovielen und vielleicht noch mehr jüdischen Familien der Fall. Es sind daher in der jüdischen Gemeinde Frankfurt verhältnismäßig weit mehr alteingesessene Familien vorhanden als bei der christlichen Bevölkerung.

Es kann also keine Rede davon sein, daß etwa alle Juden aus Mitteldeutschland durch die Verfolgungen des Mittelalters vertrieben worden seien. Im Gegenteil! Schon im Jahre 1382 erteilt König Wenzel dem Markgrafen Bernhard I. von Baden einen Lehnsbrief, in dem ihm ausdrücklich das Recht zugestanden wird, Juden unter seinem Schutz zu halten und ihnen die Ansässigmachung in seinem Land zu gestatten [2]. Kaiser Sigismund beauftragt ihn dann, von den Juden Mittel zur Ausrottung der hussitischen Ketzerei einzutreiben. Also kann ihre Zahl nicht gar zu unbeträchtlich gewesen sein.

Freilich war ein großer Teil der dem Blutbad und den Verfolgungen entgangenen Juden nach dem Osten gewandert, wo die Flüchtlinge im Königreich Polen eine Zuflucht fanden und neu aufleben konnten. Zwar wurden auch hier, als der schwarze Tod über Polen kam, die Juden als Veranlasser des Unglücks betrachtet und vielfach hingeschlachtet. Doch dauerte die Verfolgung nicht sehr lange und konnte der jüdischen Bevölkerung keine sehr tiefen Wunden schlagen, da sie schon damals sehr zahlreich war. Sie besaßen z. B., wie aus gleichzeitigen Chroniken hervorgeht, fast sämtliche Herbergen.

Die Ansiedlung der Juden in Polen ist sehr alt; die ersten Einwanderungen mögen unter Boleslaw I Chrobi zu Anfang des 11. Jahrhunderts stattgefunden haben [3]. Am Ende desselben Jahrhunderts (1080) machte sich Judith, die Mutter Boleslaws III dadurch verdient, wie eine Chronik berichtet, daß sie christliche Sklaven aus jüdischem Besitz loskaufte. Ein Jahrhundert später

1 A. Dietz, Stammbuch der Frankfurter Juden 1924.

2 A. Zehnter, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Bd. 11, S. 344.

3 Sie kamen z. T. aus Ungarn und Böhmen, andere aus Südwestrußland und dem Küstengebiete des Schwarzen Meeres. In Kiew sind Juden schon im 10. Jahrhundert nachweisbar; in Kertsch bestand schon 80/81 v. Chr. eine jüdische Gemeinde, wie inschriftlich bezeugt ist.

machte sich Mieczilaw III durch Begünstigung der Juden bei dem Adel und Klerus ganz besonders verhaßt. Herzog Boleslaw V von Kalisch erließ 1264 ein Edikt, das die Juden von dem allgemeinen Gerichtsstand befreite und sie unter den Schutz und die Gerichtsbarkeit des Woiwoden stellte. So war die Lage der polnischen Juden, als ihre Glaubensgenossen in Deutschland entrechtet wurden und den Judenfleck tragen mußten, eine verhältnismäßig günstige. Die beste Zeit für sie war unter Kasimir dem Großen (1333—1370). In den Städten bildeten sie eigne Gemeinden unter besonderen Vorstehern, die Privatstreitsachen nach jüdischem Recht schlichteten. In diese schon alten Gemeinden sickerten nun nach und nach, im Verhältnis wie in Deutschland ihre Stellung immer schwieriger und schließlich unhaltbar wurde, die aus dem Westen flüchtenden Juden ein.

Sie kamen als die kulturell Überlegenen; sie kamen außerdem als Träger der deutschen Sprache, der die polnische Sprache ohnehin soviel Kulturgut entlehnt hatte und noch immer entlieh. So kann es nicht wundernehmen, daß die Neuangekommenen die Altansässigen sich sprachlich assimilierten, ganz wie die sephardischen Juden im Orient die dort eingesessenen Juden. Die später Zuwandernden fanden sich infolgedessen in ihrer neuen Heimat sofort heimisch.

Wahrscheinlich geht auch die rechtliche Lage der polnischen Juden seit ältester Zeit auf das Vorbild ihrer deutschen Glaubensbrüder zurück. Auch in Polen standen die Juden unter dem unmittelbaren Schutz des Königs, dem sie dafür ansehnliche Steuern entrichten mußten. Wie die älteren deutschen Rechtsbestimmungen den Juden Gerechtigkeit widerfahren lassen (s. oben S. 130), so ist es auch mit dem Generalprivilegium, das ihnen Boleslaw I erteilte. Unter den Jagellonen (1370—1572) trat eine Trennung der Gerichtsbarkeit über die Juden ein, indem der Adel dieselbe über die auf seinen Besitztümern wohnenden Juden erhielt [1].

Die Juden waren vornehmlich Händler, viele auch Landwirte; doch das Handwerk war ihnen verschlossen. Sehr reiche Juden widmeten sich — wie auch anderwärts — der Zollpacht.

Jahrhundertelang blieb die Lage der Juden in Polen eine verhältnismäßig gesicherte, da sie bei dem gänzlichen Fehlen eines Bürgerstandes dem Adel und den Herrschern unentbehrlich waren. Sie erhielten Privilegien und hatten eigne Gerichtsbefugnis. So war die eigentümliche Situation entstanden, daß Westeuropa, das früher große und ansehnliche jüdische Gemeinden hatte, nur wenig Juden zählte, während sich im Osten Europas von der Ostsee bis zum

---

1 Siehe J. Meisl, Geschichte der Juden in Polen und Rußland, 2 Bde. 1921 bis 22. S. Dubnow, History of the Jews in Russia and Poland. Jewish Publication Society, Philadelphia 1921. Vgl. auch die Skizze von Wlad. W. Kaplan-Kogan, Die Juden in Polen. In den Süddeutschen Monatsheften, Februar 1916, S. 682 ff.

Schwarzen Meer wie auch in der Türkei ein neuer und sich immer mehr verdichtender jüdischer Ansiedlungsbezirk herausbildete. Übrigens dauerte die Einwanderung der Juden nach Polen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, als auf Veranlassung des Kosakenhäuptlings Chmelnicki die Juden aus der Ukraine und Klein-Rußland vertrieben wurden, und auch in Polen und Litauen forderte seine Grausamkeit entsetzliche Blutopfer unter den Juden (1648 bis 1658).

Von Polen aus erfolgte dann, als im 15. Jahrhundert und besonders seit dem Ende des 30 jährigen Krieges (1648), in Westeuropa mildere Zeiten für die Juden gekommen waren, ihr Zurückfluten, besonders nach dem Rheinland, wo kleine Reste von Judengemeinden fortbestanden hatten und einen Stützpunkt für die neu Zugewanderten bildeten. So bildeten sich neue jüdische Zentren, allerdings jetzt mehr auf dem Lande und in kleineren Städten, die ihre Eigenheiten (besonderen Dialekt) bis ins 19. Jahrhundert, teilweise (z. B. im Elsaß) bis auf unsere Zeit bewahrt haben.

Vom Elsaß und den Rheinlanden erfolgte zur Zeit der französischen Revolution und unter dem Kaiserreich der Rückstrom von Juden nach Frankreich, wo im Norden die jüdische Bevölkerung überwiegend aschkenasischen Ursprungs ist, neuerdings mit einem immer mehr anwachsenden Einschlag von ostjüdischen Elementen.

Auch nach Norddeutschland und Holland strömten mehr und mehr im Laufe des 17. und 18., ganz besonders aber im 19. Jahrhundert Juden aus Polen [1].

Je weiter sich die Juden örtlich von ihren Ansiedlungszentren in Osteuropa entfernten und je länger die Zeit ihrer Ansiedlung in Westeuropa dauerte, um so mehr streiften sie ihre kulturellen und typischen Sonderheiten ab, die sich in der Abgeschlossenheit ganz besonders intensiv herausgebildet und entwickelt hatten. Die Einschließung in besondere Straßen (Ghetti) der Städte in allen europäischen Ländern im späteren Mittelalter, ihre Zusammendrängung auf bestimmte Ansiedlungsbezirke in Osteuropa, wo sie in dichten Mengen ein von der übrigen Bevölkerung abgeschlossenes Leben führten, begünstigte die Entstehung bzw. Erhaltung eines eigenartigen jüdischen Typus. Mit der Entwicklung ihrer eigenartigen Kultur und einer besonderen Sprache (Jiddisch, s. den folgenden Abschnitt) ging Hand in Hand ein verstärktes Hervortreten ihrer ererbten rassenhaften Eigenart. Der jüdische Typus, wie wir ihn heute kennen, hat sich auf dem genannten Nährboden herausgebildet.

---

1 Im Haag in den Niederlanden legt am 10. Dezember 1675 ein aus Posen zugezogener aschkenasischer Jude Suskind Pos, alias Alexander Polak den Bürgereid ab, und mehrere Juden folgten ihm im Laufe desselben Jahrhunderts. Sie waren die Begründer der deutsch-israelitischen Gemeinde im Haag (D. S. van Zuiden, De Hoogduitsche Joden in s-Gravenhage. 1913, S. 9).

Altererbte Rasseeigentümlichkeiten kamen durch die Abgeschlossenheit der Juden von der übrigen Welt zur erneuten scharfen Ausprägung. Daneben aber entwickelte sich ein neuer Typus des osteuropäischen Juden, dessen Ursprung bis heute noch nicht voll aufgeklärt ist[1]. Denn neben schwarzhaarigen und dunkeläugigen Vertretern der semitischen Rasse, die nicht selten als geradezu typisch angesehen werden können, findet sich ein hellfarbiger Menschenschlag mit blonden oder roten Haaren und blauen oder grauen Augen, dessen Züge nicht so fein ausgeprägt sind wie bei dem erstgenannten Typus, der sich vielfach dem Typus der Sephardim nähert. Der Schädel ist kurz, das Gesicht rund und breit, die Backenknochen stehen häufig vor, die Nase ist groß und breit, nicht selten mit eingedrückter Wurzel. Der Mund ist groß mit dicken Lippen, das Kinn breit und schwer. Viele dieser hellfarbigen Juden Osteuropas haben ausgeprägt slavischen Typus, so daß sie von den einheimischen Bewohnern Polens oder Weißrußlands nicht zu unterscheiden sind. Auch in Galizien findet sich dieser Typus außerordentlich häufig. Neben den Individuen mit slavischem Gesichtsausdruck finden wir solche mit tatarischen Zügen. Sie haben ein kurzes, fast viereckiges Gesicht, weit hervortretende Backenknochen und eingefallene Wangen. Die Nase ist klein und dick, an der Wurzel oft tief eingebogen, im übrigen gerade und nicht selten aufgestülpt. Dieser Typus, der unter den slavisch sprechenden Bewohnern Südrußlands ebenfalls zu finden ist, wird von vielen Forschern darauf zurückgeführt, daß den südrussischen Juden eine starke Beimischung tatarischen Blutes durch den Übertritt der Chazaren zum Judentum zugeflossen ist (vgl. die Abbildungen 77 u. 78).

Dr. S. Weißenberg hat die südrussischen Juden einer eingehenden anthropologischen Untersuchung unterworfen[2]. Er hat mehrere Typen herausgefunden: 1. den groben jüdischen Typus; 2. den feineren jüdischen Typus; 3. den slavischen Typus; 4. den südeuropäischen Typus; 5. den nordeuropäischen Typus; 6. den allgemein kaukasischen Typus des Europäers ohne besondere Kennzeichen; 7. den mongoloïden Typus (ziemlich häufig; 23% der Untersuchten hatten vorstehende Wangenbeine, 13% schiefe Augenspalten, 16% eine Oberlidfalte). Nach dem heutigen Stande der anthropologischen Wissenschaft sei aber Typenmehrheit in einem Volke nur auf stattgefundene Mischung zurückzuführen. Wir müssen deshalb zugeben, daß die osteuropäischen Juden nicht rein, sondern stark gemischt sind. Einen Typus aber sehen wir hervortreten, der die übrigen beherrscht und der die ganze osteuropäische Judenschaft als eine

1 M. Fishberg, Probleme der Anthropologie der Juden. Zur Frage der Herkunft des blonden Elements im Judentum. Zeitschr. für Demographie und Statistik der Juden, Bd. 3 (1907), S. 7 ff., 25 ff. Dazu E. Auerbach, ebenda, S. 92 f.

2 Archiv für Anthropologie, Bd. 23, S. 3 47 ff. und 531 ff.

im Gesamten anthropologisch mehr oder weniger einheitliche Masse erscheinen läßt: die südrussischen Juden (wie die osteuropäischen überhaupt) sind, nach dem unter ihnen vorherrschenden Typus beurteilt, von mittlerer Größe und brünettem Farbenton; das Gesicht ist von ovaler, nach unten zu sich etwas verjüngender Form. Sie haben eine gerade, flache Stirn, relativ häufig vorstehende Wangenbeine und gerade Kiefer. Die Richtung des Auges ist eine wagerechte; die Nase ist oben schmaler als unten, im ganzen etwas groß und ziemlich prominent; ihre Form ist eine überwiegend gerade. Die Lippen sind regelmäßig; der Mund verhältnismäßig breit; die Ohren mittelgroß.

Auch Dr. Weißenberg glaubt die Umwandlung des Typus der osteuropäischen Juden in der Wanderung des Judentums über den Kaukasus und die südrussische Steppe suchen zu dürfen. Diese schon im Altertum begonnene Mischung fand eine Verstärkung durch den Übertritt eines Teils der Chazaren zum Judentum, auch durch die späteren Einbrüche tatarischer Völkerschaften. Jedenfalls steht die Tatsache fest, daß neben dem slavischen auch ein tatarischer Typus unter den osteuropäischen Juden vertreten ist. Als dritter Typus tritt unter ihnen ein mongoloïder auf, der sich besonders bei Frauen und Kindern bemerkbar macht. Er ist erkennbar an dem schräggestellten mongolischen Auge, das im äußeren Winkel höher ist als im inneren und eine engere Öffnung hat als die Augen anderer Typen. Das Haar ist schwarz, sehr dick und glatt, das Gesicht zumeist viereckig, die Nase klein, in der oberen Hälfte etwas eingedrückt, unten dagegen breit. Dieser mongolische Typus ist übrigens nicht nur in Südrußland, sondern auch bei den ungarischen Juden besonders häufig. Der mongolische Typus ist übrigens auch unter den Ostslaven sehr verbreitet und es ist möglich, daß er durch ihre Vermittlung zu den Juden gekommen ist.

Endlich haben wir noch des negroïden Typus unter den osteuropäischen Juden zu gedenken. Nicht selten trifft man unter ihnen Individuen mit sehr dunkler Haut, schwarzen krausen Haaren, langen Köpfen mit hervortretendem Hinterhaupt. Der Mund steht weit vor, die Lippen sind groß und dick, die Nase breit und flach, das Kinn vorstehend. Die Entstehung dieses Negertypus unter den osteuropäischen Juden ist ein anthropologisches Rätsel, da diese seit undenklichen Zeiten nicht mit Negern in Berührung gekommen sein können. Unter den Juden Nordafrikas ist die Beimischung von Negerblut wie bei der eingeborenen Bevölkerung, den Berbern und Arabern, durch den Verkehr mit den Negern des Sudan leicht erklärlich. Aber wie soll das Negerblut zu den osteuropäischen Juden gekommen sein? Eher dürfte man seine Spuren bei den sephardischen Juden erwarten, die doch durch Mischehen mit Mauren

leichter Gelegenheit hatten sich mit Negerblut zu infizieren; aber hier fehlen solche Spuren vollkommen. Also auch über diesen Umweg kann das negroïde Element nicht zu den Ostjuden gekommen sein. Die Spaniolen widerlegen auch die Behauptung, daß es aus der Urzeit des Judentums (Aufenthalt in Ägypten) stammen könne. Die Frage muß bis auf weiteres ungelöst bleiben.

Es versteht sich von selbst, daß sich bei den so viel umhergeworfenen und aus so vielerlei Gegenden zusammengewürfelten aschkenasischen Juden die verschiedensten Rassetypen mischen mußten [1]. Jeder längere Aufenthalt in einem Lande mußte in der rassenhaften Zusammensetzung seine Spuren hinterlassen. Die aschkenasischen Juden sind daher kein so gleichartiges Ganze wie die sephardischen Juden, bei deren einzelnen Gruppen die verbindenden Eigenarten die trennenden weit überwiegen. Bei den aschkenasischen Juden finden wir die größten körperlichen wie geistigen Gegensätze. Man braucht nicht einmal einen seit vielen Generationen in Westeuropa ansässigen und nicht nur geistig, sondern vielfach auch äußerlich den Landesbewohnern ganz angeglichenen Juden mit einem osteuropäischen Juden zu vergleichen, um einen gewaltigen Unterschied festzustellen. Man findet ihn ebenso gut zwischen den Juden der verschiedenen osteuropäischen Länder wie innerhalb der Gruppen in den einzelnen Gegenden. Vielfach hängt die körperliche Entwicklung von den äußeren Lebensumständen ab. Während in Polen und Galizien, speziell in den großen Städten, wo ein jüdisches Proletariat unter den erschwerendsten Umständen in den überfüllten Ghettos sein Leben fristen muß, die Körperentwicklung bei den Juden dürftig bleibt, findet man bei den Juden auf dem Lande und auch in Städten, wo sie in auskömmlichen Verhältnissen leben, gut entwickelte Erscheinungen. Auch in Litauen, Südrußland und besonders in der Bukowina zeichnet sich die jüdische Bevölkerung durch ihre Körpergröße aus.

Die aschkenasischen Juden, die heute an Zahl bei weitem die größte jüdische Gruppe bilden, haben sich von ihrem zusammenhängenden Siedlungsgebiet in Rußland, Polen, Ungarn und Rumänien, wo ihre Zahl vor dem Krieg etwa 9 Millionen betrug [2], nach dem Einsetzen der Verfolgungen durch die Russen, Polen, Rumänen in immer stärker anschwellender Zahl auf die Wanderschaft begeben,

1 Vgl. S. Weißenberg, Zur Anthropologie der deutschen Juden. Zeitschr. f. Ethnologie, Bd. 44 (1912), S. 269 ff., wo darauf hingewiesen wird, daß die westdeutschen Juden sich von den südrussischen Juden in anthropologischer Hinsicht unterscheiden und sich in mancher Hinsicht mehr dem semitischen Typus nähern.

2 Im europäischen und asiatischen Rußland wurden im Jahre 1905 4 ½ Mill. Juden gezählt; in Polen 1 ½ Mill.; in Österreich-Ungarn 1 Mill. 315 000; in Rumänien eine halbe Million. Heute wird die Zahl der Juden auf 2,8 Mill. in Polen; 4,3 Mill. in Rußland; 800 000 in Rumänien; ½ Mill. in Ungarn geschätzt.

die sie zum geringeren Teil nach Deutschland, Frankreich und in die nordischen Länder, zum weitaus größten Teil aber nach England und Nordamerika führte. In den beiden letzteren Ländern haben sich in London und New York infolge der Einwanderung osteuropäischer Juden die größten jüdischen Zentren gebildet, die es augenblicklich auf der Erde gibt. In New York allein wird die Zahl der Juden auf $1^1/_2$ Millionen, in den Vereinigten Staaten auf 3,6 Mill. geschätzt.

Wie bereits erwähnt, vereinen die aschkenasischen Juden mehrere Rassentypen in sich. Auffällig ist die Zahl der hellfarbigen Elemente unter ihnen. Unter den südrussischen Juden z. B., die Dr. Weißenberg[1] in anthropologischer Hinsicht genauer untersucht hat, finden sich neben überwiegend schwarzem oder dunkelbraunem Haar doch über 10 % blonder Männer und 5 % blonder Frauen. Der Kopfform nach sind die russischen Juden neben einem beträchtlichen Prozentsatz von Mittelköpfen überwiegend Brachykephalen (Kurzköpfe); Langköpfigkeit ist nur als Seltenheit unter ihnen vertreten. Die polnischen Juden hat A. Elkind[2] anthropologisch untersucht. Nach seiner Ansicht haben sie die Rasseeigentümlichkeit der jüdischen Nation infolge ihrer Abgeschlossenheit von der übrigen Bevölkerung besonders gut erhalten. Doch hat er die zu dieser Behauptung in Widerspruch stehende Beobachtung gemacht, daß die Zahl der dunklen Typen von Süden nach Norden stetig abnimmt. Während bei den polnischen Juden 58 % dem dunklen Typus, $41^1/_2$ % einem gemischten Typus und nur $^1/_2$ % dem ausgesprochen hellen Typus angehört, finden sich in Litauen bereits $1^1/_2$ % Blonde und in Riga gar 12 %. Auffällig ist die Verbreitung des hellen Typus in Galizien, wo er je nach der Gegend 14 % bis 23 % beträgt. In der Ukraine finden sich 19 % blonde Typen neben 4,3 % Individuen mit roten Haaren. Die eigentlichen polnischen Juden scheinen also, was den dunklen Typus betrifft, eine Art Enklave inmitten zahlreicher hellerer Typen zu bilden. Der Körpergröße nach sind die polnischen Juden die kleinsten aller Ostjuden, da ihre durchschnittliche Körperhöhe nur 161 cm beträgt, während in Odessa die durchschnittliche Körperhöhe 165,6 cm beträgt. Was die Kopfform betrifft, so sind sie zumeist extrem kurzköpfig (Hyperbrachykephalen); nur 1 % Langköpfe finden sich unter den polnischen Juden.

Überblickt man die osteuropäischen Juden in ihrer Gesamtheit, so findet man ganz bedeutende Schwankungen in ihrem anthro-

---

1 Archiv f. Anthropologie, Bd. 23, S. 347 ff. u. 531 ff.

2 Anthropologische Untersuchungen über die russisch-polnischen Juden. Zeitschrift f. Demographie und Statistik der Juden, Bd. 2, S. 49 ff. Vgl. auch M. Fishberg, Materials for the physical Anthropology of the Eastern European Jews. New-York 1905.

pologischen Verhalten. Der helle Typus, der sich bei den benachbarten kaukasischen Juden z. B. so gut wie gar nicht findet, ist bei ihnen im Durchschnitt mit 18,5% vertreten. Die Körpergröße schwankt außerordentlich. Neben hochgewachsenen stattlichen Menschen, die auch für europäische Verhältnisse als groß bezeichnet werden können, finden wir verkümmerte, armselige Gestalten.

So bieten die aschkenasischen Juden, heutigen Tages die Hauptvertreter der jüdischen Rasse auf Erden, also im kleinen dasselbe Bild, das die Gesamtjudenheit in größerem Umfang bietet: eine Mischung verschiedenartigster Menschenarten, die durch eine gemeinsame Kultur und übereinstimmende Lebensbedingungen zu einem Typus verschmolzen sind, der äußerlich eine gewisse Gleichmäßigkeit zeigt, in der die grundlegenden Verschiedenheiten seiner einzelnen Komponenten für den oberflächlichen Betrachter verwischt werden.

Besonders auffällig ist unter den verschiedenen bei den aschkenasischen Juden anzutreffenden Typen der slavische Typus (Abb. 75). Er ist mitunter so ausgeprägt, daß viele Juden von den eingeborenen Slaven nicht zu unterscheiden sind, wenn sie sich wie diese kleiden. Ganz besonders trifft dies auf die Jüdinnen Polens und Weißrußlands zu. Für diese Tatsache gibt es nur eine einzige Erklärung: der Zustrom slavischen Blutes zu den Ostjuden. Auch mag die Umgebung, in der sie seit Jahrhunderten leben, einen gewissen Einfluß auf die Gesichtsgestaltung ausgeübt haben. Doch ist dies gerade bei der Abgeschlossenheit der in Polen lebenden Juden weniger wahrscheinlich. Denjenigen Forschern, die von dem Einfluß fremder Blutmischung auf die Juden nichts wissen wollen und alle ihre verschiedenen Typen aus uralten Komponenten der jüdischen Rasse zu erklären versuchen, wird das Auftreten eines ausgeprägt slavischen Typus bei den Ostjuden nicht gerade zur Stärkung ihrer Position dienen. Mögen auch die Beispiele für die Vertretung des einheimischen Typus bei den Juden nicht gerade übermäßig häufig sein; ihr Vorhandensein allein genügt als Beweis für die Behauptung, daß die jüdische Rasse immer wieder durch fremde Blutzumischung beeinflußt worden ist.

XII.

Pseudo- und Krypto-Juden: Samaritaner, Karäer, Dönmeh usw.

Wie wir in Abschnitt II gehört haben, wurde nach der Vernichtung des Nordreichs Israel durch Sargon von Assyrien im Jahre 722 v. Chr. der größere Teil seiner Bewohner weggeführt und an ihrer Stelle Ansiedler aus den Städten Babel, Awwa, Sepharwaim, Kutha und Chamath dahin verpflanzt. Die Ansiedler nahmen neben dem Dienst ihrer eignen Götter auch die Verehrung Jahwes an, wie uns im zweiten Buch der Könige, Kapitel 17 mitgeteilt wird. Im Laufe der Zeit scheint der Landesgott die fremden Götter verdrängt zu haben, denn als die Juden mit Erlaubnis des Perserkönigs Kyrus im Jahre 536 aus der babylonischen Verbannung nach Jerusalem zurückkehrten und den Tempel wieder aufbauen wollten, wandten sich die Samaritaner, wie das Mischvolk des ehemaligen Nordreichs nunmehr genannt wurde, an Serubabel, den Führer der Juden, und baten um die Erlaubnis, am Tempelbau teilnehmen zu dürfen, da sie gleichfalls Verehrer des Jahwe seien. Als ihnen das nicht gewährt wurde, verdächtigten sie die Juden beim Perserkönig, sodaß diese die Vollendung des Tempelbaus bis zur Regierung des Königs Darius aufschieben mußten, der ihnen im Jahre 521 die Fortsetzung des Baues gestattete.

Die Wege der Juden und Samaritaner gingen nun auseinander. Unter den Samaritanern erbaute der von Nehemia aus Juda vertriebene Hohepriester-Enkel Menasse, der seine heidnische Frau nicht verstoßen wollte, ein Heiligtum auf dem Berge Gerizim, das mit dem Tempel zu Jerusalem in Wettbewerb trat. Die Samaritaner wurden von den Juden stets als nicht vollwertig angesehen und dementsprechend behandelt. Die Feindschaft ging zeitweise so weit, daß die Samaritaner auf Seiten der Syrer gegen die Makkabäer kämpften, sodaß Johann Hyrkan, als seine Macht gefestigt war, im Jahre 120 v. Chr. ihren Tempel auf dem Berge Gerizim und einige Jahre später (109 v. Chr.) auch ihre Stadt Samaria zerstörte.

In den Kriegen der Römer gegen die Juden waren die Samaritaner zwar nicht mit diesen verbündet, wurden aber von jenen nichts-

destoweniger als Feinde behandelt. In dem Krieg während der Jahre 66—70 n. Ch. sollen 11000 Samaritaner ihr Leben eingebüßt haben. Auch die byzantinischen Herrscher waren ihnen nicht wohlgesinnt, sondern behandelten sie schlechter als die Juden. Das Zeugnis eines Samaritaners hatte vor Gericht überhaupt keine Gültigkeit und über ihre Hinterlassenschaft durften sie nach dem Gesetzbuch des Kaisers Justinian testamentarisch nicht verfügen. Diese Strafe traf sie, weil sie sich mehrfach gegen die kaiserliche Gewalt aufgelehnt hatten und sogar (um 530 n. Chr.) einen eignen König Julian ben Sabar gewählt hatten. Die Juden hatten sich an diesem Aufstand wohl nicht beteiligt. Damals sollen 20000 Samaritaner umgekommen sein. Erst 551 n. Chr. wurden die Strafmaßnahmen gegen sie gemildert, nachdem viele von ihnen zur Annahme des Christentums gezwungen worden waren.

Von diesem Schlag scheinen sich die Samaritaner nie wieder erholt zu haben. Benjamin von Tudela berichtet stets nur von geringen Mengen von Samaritanern (Kuthäer nennt er sie). Er fand 300 in Damaskus, ebenso viel in Bene Berak, 200 in Caeserea, sonst nur kleine Splitter. In Nablus, dem alten Sichem, bis heute ihrem Hauptsitz, zählte er nur etwa 1000 Seelen. Ihre Priester seien aus dem Stamm Aron und heirateten nur unter sich. Sie bringen Opfer, auch Brandopfer, auf dem Berg Gerizim dar, besonders an den Wallfahrtsfesten. Am feierlichsten ist das Opfer am Passahfest. Sie halten sich fern von der Verunreinigung durch Tote, die Gebeine von Erschlagenen und die Gräber.

Die kurze Schilderung, die Benjamin von Tudela von ihnen gibt, trifft noch ganz auf die heutige Lage der Samaritaner zu, nur daß ihre Zahl noch weiter zurückgegangen ist. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts besuchte sie der französische Nationalökonom Anatole Leroy-Beaulieu[1] in Nablus. Ihr Hoherpriester gab damals die Zahl der Seelen auf 180 an. Der Forscher fand in ihrem Gesicht nichts besonders Charakteristisches; nur schienen sie ihm größer, stärker und gesünder von Aussehen zu sein als die orthodoxen Juden der Nachbarschaft. In physischer Hinsicht schienen ihm die Samaritaner deshalb den Juden überlegen zu sein, weil sie weniger gelitten hätten als diese und nicht so erniedrigt worden seien.

Ähnlich lauten die Berichte deutscher Besucher aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. Nach W. Wackernagel[2] trägt nur das Gesicht des Hohepriesters jüdische Züge, während die Gesichtsbildung der übrigen Samaritaner auf nichtsemitische Herkunft weist. Dieselbe Beobachtung macht K. von Orelli[3], der 1879

1 Israel chez les Nations, 3. Aufl. S. 134 f.
2 Daheim 1871, S. 440.
3 Durchs heilige Land, 2. Aufl. 1879.

nur noch 40 Familien in Nablus antraf. Nach H. Petermann[1] unterschieden sie sich durch blaßrote Turbane von den übrigen Bewohnern der Stadt Nablus; auch hatten sie besondere Vorschriften für das Scheren der Haare. Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts sollen die Samaritanerinnen noch die alte Sitte des Tragens von Nasenringen geübt haben, die sich in der Gegend von Bagdad noch länger gehalten hat. Heute wird sie nicht mehr beachtet. Die Samaritaner heiraten sehr früh; die Burschen mit 15 oder 16 Jahren, die Mädchen im 12. Lebensjahre oder noch früher. Es ist ihnen gestattet, zwei Frauen zu nehmen; da aber die Zahl der verfügbaren Frauen sehr gering ist, so besteht praktisch Monogamie. Aus demselben Grunde können sie es mit den Verwandtschaftsgraden nicht sehr genau nehmen. Standesunterschiede sind selbst bei der kleinen Gemeinde nicht unbekannt. Im Jahre 1901 fand der vom amerikanischen Palestine Exploration Fund entsandte Prof. Henry Minor Huxley bei einem Besuche der Samaritaner nur noch 152 Personen vor, 97 Männer und 55 Frauen. Aus dem Verhältnis der beiden Geschlechter erklärt sich ihre geringe Vermehrungsfähigkeit. Zwar versuchen sie sich Jüdinnen als Ehefrauen zu gewinnen; doch ist die Abneigung der Juden gegen sie noch immer sehr groß, und wenn möglich hintertreiben sie die Eheschließung von Jüdinnen mit Samaritanern. In ihrem Äußern unterscheiden sie sich wenig von den Fellachen Palästinas, wenn auch nach H. M. Huxley der allgemeine Gesichtstypus und besonders die Nase etwas Jüdisches zeigen sollen. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau, Handwerk und auch etwas Handel.

Was ihren physischen Typus betrifft, so sind die Berichte darüber nicht ganz übereinstimmend. Manche Beobachter behaupten, daß sie eine unverkennbar nichtsemitische Gesichtsbildung aufweisen. In anthropologischer Hinsicht fallen sie gegenüber den älteren jüdischen Bewohnern Palästinas durch ihre bedeutende Körpergröße auf, die durchschnittlich 1,73 m beträgt. Ihre Kopfform ist ausgesprochen lang; die Haare zumeist dunkelbraun, bei einzelnen auch schwarz oder braun. Blondes Haar findet sich nur ganz vereinzelt. Die Augen sind zumeist dunkelbraun oder braun, bei einem Viertel indes grau oder blau (s. die Abbildungen 67—69).

H. M. Huxley ist der Ansicht[2], daß die Samaritaner den alten semitischen Typus der Juden am reinsten bewahrt hätten und heute die einzigen, wenn auch degenerierten — die Entartung soll wohl in der Inzucht bestehen — Vertreter der alten Hebräer seien. Sicher ist, daß sie vom physischen Typus der europäischen Juden stark ab-

1 Reisen im Orient, Bd. I, 269 ff.

2 Anthropology of the Samaritans in Jewish Encyclopedia, Bd. 10, S. 674 ff. und Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden, Bd. 2, S. 137 ff.

weichen und sich weit mehr dem unter den benachbarten Syriern zu beobachtenden jüdischen Typus nähern.

Auch Dr. Weißenberg hat Messungen bei den Samaritanern angestellt[1] und gelangt zu demselben Ergebnis wie Huxley. Weißenberg glaubt in den Samaritanern entweder Nachkommen der alten Israeliten mit Beimischung kana'anitischen Blutes oder in ihrer Hauptmasse geradezu Kana'aniter erblicken zu dürfen. Er ist ferner der Ansicht, daß die ausgesprochene Langköpfigkeit der Samaritaner diese Eigenschaft demnach entweder für die alten Israeliten oder für die Urbevölkerung Palästinas bezeugen könnte. Da sich nun unter den nordafrikanischen, syrischen, mesopotamischen und persischen Juden langköpfige Elemente in großer Zahl erhalten haben, so müsse man die Langköpfigkeit der alten Israeliten und ebenso der Kana'aniter, die ja in ihnen aufgegangen seien, als erwiesen ansehen. Wenn diese Tatsache aber richtig sei, so widerspreche sie der in Abschnitt I vorgetragenen und auf F. v. Luschan zurückgehenden Theorie der hethitischen Beimischung unter den alten Juden.

Die Samaritaner unterscheiden sich in ihren religiösen Gebräuchen wesentlich von den übrigen Juden. Sie besitzen und erkennen den Pentateuch an, der bei ihnen in hebräischer Sprache, aber in samaritanischer Schrift geschrieben wird und bedeutende Abweichungen von dem masoretischen Text aufweist[2]. Den Talmud erkennen sie nicht an, sind aber sonst sehr gewissenhaft mit der Beachtung der Religionsgesetze, was selbst im Talmud bestätigt wird. Sehr bedeutend kann ihre Zahl niemals gewesen sein. Doch bestanden bis zum 16. Jahrhundert samaritanische Kolonien in Damaskus, Gaza, Kairo und noch einigen anderen Orten, die jetzt eingegangen sind. Heute gibt es Samaritaner, wie schon erwähnt, nur noch in Nablus, dem alten Sichem, wo sie im Stadtviertel Hârat-es-Sâmera mit einem Hohenpriester an ihrer Spitze eine kleine Gemeinde bilden. Eine neuere Darstellung ihrer Lebensverhältnisse gibt der folgende anschauliche Bericht[3]: „Ein eigentümliches Fest wurde am 17. April 1924 bei Einbruch der Dämmerung auf dem kahlen Bergplateau des „heiligen" Gerizim begangen. Ein Freudenfest sollte es sein — und es wurde ja auch getanzt und gesungen, die ganze Nacht hindurch. Aber mir schien es wie ein Begräbnis. Ein Volk und eine Religion sah ich sterben.

---

1 Die autochthone Bevölkerung Palästinas in anthropologischer Beziehung (Fellachen, Juden, Samaritaner). Zeitschr. für Demographie und Statistik der Juden, Bd. 5, S. 129 ff.

2 A. von Gall, Der hebräische Pentateuch der Samaritaner. Gießen 1914—18.

3 W. v. Weisl, Vossische Zeitung vom 11. Mai 1924: Das Passah-Opfer auf dem Berg Gerizim. Die letzten Samaritaner.

Die letzten Samaritaner schlachteten das Passah-Opfer auf dem Berg, den einst ihr Tempel krönte. Sie aßen das Fleisch, und sie sangen und dankten dem Ewigen, der ihre Väter aus Ägypten geführt hatte — es waren ihrer kaum vierzig Männer und Knaben beim Gebet und kaum 170 Seelen insgesamt, die das Frühlingsfest feierten...

Es ist auch keine Aussicht vorhanden, daß sie wieder an Zahl zunehmen könnten. Es fehlt an Frauen, um die Rasse fortzupflanzen. Die Menschen sind schön; die Männer groß und edel gebaut, die Frauen mit oft wunderbar feinen Zügen und prachtvollen Augen. Aber die Rasse ist müde, die Zeugungskraft des Volkes erschöpft. Schon sind viele Männer ledig, weil sie keine Frauen fanden.

Samaritanische Mädchen gibt es nicht, arabische Frauen zu nehmen verbietet ihr Gesetz, und jüdische Mädchen zu heiraten, verbieten die jüdischen Rabbiner. Heute wie vor 2300 Jahren. Der Samaritaner ist „Israelit", wie er sich selbst nennt, aber kein „Jude".

Zu Ostern, im Frühlingsmonat, ziehen die „Schomronim" aus ihrem Hof, den sie alle gemeinsam in einem Viertel der fanatisch-mohammedanischen Stadt Nablus bewohnen, heraus auf das Plateau des Gerizim und lagern dort unterhalb des Gipfels, auf dem einst ihr Tempel stand. Mit Weib und Kind ziehen sie auf den Berg; sie schlagen dort Zelte auf und leben die sieben Tage des Festes unter freiem Himmel in ihrem eigenen Reich.

Am 13. Nissan schlachten sie das Passah-Opfer — nur einen Tag früher als es die jüdische Überlieferung befiehlt. Sieben Schafe schlachten sie „in der Dämmerung" und sie braten sie am Feuer, das Haupt mit den Schenkeln und Eingeweiden, „und sie essen das Fleisch mit bitteren Kräutern und ungesäuertem Brod" nach der Vorschrift der Bibel...

Das älteste Opfer der Geschichte! Einzelne Fremde fanden daher auch oft den Weg auf das nächtliche Plateau des steilen Berges, um als Gäste das Opfer zu sehen. Aber heuer war es anders!

Heuer waren es nicht einzelne, die kamen, es war ein ganzes Heer, das zum Hor Gerizim zog. Und das gab diesmal dem Fest einen Charakter, den es früher nie besessen hatte: zum ersten Male in der Geschichte der beiden feindlichen Brüdervölker zogen Juden in geschlossenem Zug zum Opfer der Samaritaner.

350 jüdische Arbeiter fuhren auf 7 Lastautomobilen von Jerusalem nach Nablus; 500 Arbeiter kamen von Haifa aus über Tul-Kerem zu Fuß durch das Gebirge Ephraim und wieder andere aus den Kolonien und aus Jaffa. Ein Aufmarsch war es und eine Demonstration vor den Einwohnern von Nablus, den Feinden der Juden von heute — und eine Demonstration wurde es auch vor den Samaritanern, den Feinden der Juden von gestern.

In weiße Mäntel gehüllt standen die Männer im Kreis um die Opfertiere. Die Sonne sank. Laut beteten, schrien die Samaritaner; sie schleuderten ihre Hände gegen die einjährigen Schafe, die in der Mitte des Steinkreises standen, der Schauplatz des Opfers ist. Einem Lamm nach dem anderen wird die Kehle durchschnitten, das Blut rinnt in die Fugen der Steine, die den Herd bilden. Viele grüne Zweige bedecken den Boden. Sie werden angezündet und die Schafe auf sie geworfen, mit brennendem Laub zugedeckt.

Die Männer beten.

Stehend, in einem engen Kreis um das Feuer gedrängt. Zu ihren Füßen hocken die Knaben und rupfen die vom Feuer angesengte Wolle aus der Haut der Schafe. Ein Mann übergießt die Tiere mit kochendem Wasser, damit die Wolle leichter abgeht.

Flamme lodert, Rauch zieht durch den Kreis. Und Mondschein leuchtet über den weißen Felsen und die Steine.

Schwer fällt es den Betern, Andacht zu wahren.

An 1500 Zuschauer drängen sich um den kleinen Kreis der Opfernden. Die Rückwärtsstehenden können nichts sehen und drängen vor. Polizisten müssen eine Kette bilden, um Raum für das Fest freizuhalten.

Manchmal will es mir scheinen, die große Menge der Gäste entzündet sich an so viel Inbrunst. Ähnlich wie die Derwische, aber auch ähnlich den Chassidim schließen die Frommen die Augen und lassen sich vom Stimmgewirr tragen; vom Gefühl hinreißen, die letzten Repräsentanten einer Wahrheit zu sein, die das Blut ihrer Väter gezeugt hat.

Mit dem ganzen Oberkörper beten sie nun; der Bart, die Schläfenlocken fliegen; mit den Händen schlagen sie den Takt zu den Gesängen. Immer lauter wird der Gesang, immer rascher. Hymnen, fröhliche Lieder im Marschtempo singen sie. Die Worte sind arabisch, aber die Melodien sind nicht rein arabisch. Bald klingen jüdische Tonfolgen an, die ich in Saloniki gehört habe, bald solche aus dem Jemen. Uralte Verwandtschaft mit den Juden höre ich aus der Musik.

Die Schafe sind gerupft — jetzt werden sie geschlachtet. Ein Tier nach dem andern wird an den zusammengebundenen Hinterbeinen mittels einer Holzstange in die Höhe gehoben. Zwei Schlächter öffnen die Leiber. Sorgfältig prüfen sie die Lungen und Eingeweide. Die Därme schneiden sie heraus und werfen sie ins Feuer. Leber, Nieren, Lungen kommen auf die Seite als Ehrengabe für die Priester.

Die Hymnen jubeln weiter: sie verkünden den Auszug Israels aus Ägypten.

Auf einmal entsteht Stille. Von einer Ecke der Umzäunung her beginnt eine ernste Stimme zu sprechen. Hebräisch zu sprechen — zum ersten Male seit vielleicht 1800 Jahren, daß am Berg Gerizim hebräische Worte erklingen. Der Lehrer der Samaritaner spricht zu den versammelten Gästen.

Er sagt, daß man heute einen Bund schließe zwischen Juda und Ephraim — gewiß ist das nur eine Phrase: „Ephraim" ist tot, und die 30 oder 40 Männer hier sind kein bündnisfähiger Faktor; aber es ist ein Fest und daher mag die Phrase gelten. Doch dann fährt er fort — „ob des Bundes" bitte er um Gaben zur Restaurierung der samaritanischen Synagoge, denn die Samaritaner seien arm ... Und die Samaritaner klatschten Beifall ...

Das Opfer ist zu Ende. Die geschlachteten Tiere werden in einem gesonderten Raum niedergelegt und bis zur Mahlzeit, die erst gegen Mitternacht stattfindet, bewacht, damit sie kein Fremder berühre. Wenn ein Jude oder Mohammedaner an irgend etwas, was mit dem Opfer in Verbindung steht, herankäme, so wäre der Gegenstand unrein.

Allmählich entwickelt sich zwischen den Zelten ein Treiben, wie es der uralte Berg noch nie gesehen hat. In den Zelten empfangen die "Schomronim" die Fremden als Gäste: sie verkaufen Kaffee, Tee, Bier, Wasser, Eier an die Touristen und nicht einmal teuer. Trotzdem jeder weiß, daß für die armen Handwerker und Händler aus Nablus die Einnahmen dieser Nacht von größter Wichtigkeit sind, verstehen es die Samaritaner doch, die Fiktion zu erhalten, als wären die Europäer wirklich nur Gäste. Sie suchen ihre geringen hebräischen Kenntnisse zusammen und begrüßen höflich die Touristen, von denen der Berg wimmelt, in deren vermeintlicher Sprache. Vor allem auf die deutschen und tschechischen Touristen, die überraschend zahlreich waren, machte das Eindruck, da der Großteil von ihnen nicht hebräisch verstand.

Während die kapitalkräftigen Reisenden in den Zelten sitzen und sich wundern, daß es so etwas wie Zelte wirklich gibt, verwandeln die Arbeiter den Berg in ein Chaluzlager.

Ein paar hundert Chaluzim sitzen auf einer Steinhalde um einen Wanderlehrer, der ihnen Vorträge über Sichem und die Samaritaner hält. Die anderen schlendern erst zwischen den Zeltreihen hin und her, dann beginnen sie zu singen, schließlich fassen sich ein paar an den Händen und tanzen Horra, den neuen jüdischen Nationaltanz Palästinas."

Wenn die Samaritaner infolge ihres Frauenmangels im unaufhaltsamen Niedergange befindlich sind, so daß, wenn nicht besondere Maßregeln zu ihrer Erhaltung getroffen werden, ihr gänzliches Verschwinden nur noch eine Frage der Zeit ist, so scheint in ähnlicher

Weise, wenn auch nicht in dem Umfang wie bei den Samaritanern, diese Prognose auch für eine andere jüdische Gruppe, die Karäer oder Karaïten, zu gelten.

Die Sekte der Karäer ist zum Unterschied von den Samaritanern erst in der nachexilischen Zeit entstanden, berührt sich aber mit ihnen in dem Umstand, daß sie ebenfalls die Anerkennung des Talmuds ablehnt. Während aber die Samaritaner sich in einer Zeit absplitterten, als von talmudischer Bibelauslegung noch lange keine Rede war, ist die karäische Sekte in bewußter Opposition gegen die Talmudschulen Babyloniens ins Leben gerufen worden und zwar von dem in Bazra, östlich von Bagdad, um 700 n. Chr. geborenen Anan ben David, der aus dem davidischen Geschlecht der Exilarchen der babylonischen Juden stammte. Obwohl gründlicher Kenner des Talmuds, fiel er aus gekränktem Ehrgeiz von dem talmudischen Judentum ab und flüchtete von Babylon nach Jerusalem, wo er die erste Karäergemeinde ins Leben rief und ihre erste Synagoge erbaute. Viele Jahrhunderte hinaus blieb die heilige Stadt der Stammsitz des Karäertums und von da zogen die Sendboten aus, um die karäische Lehre weithin zu verbreiten, nach Syrien [1], Persien, Babylonien, Ägypten und Westafrika.

Die von Anan verfaßten Glaubensschriften der Karäer sind uns nicht erhalten. Über ihren Inhalt sind wir auf Nachrichten aus arabischen Schriftstellern angewiesen. Charakteristisch für das Karäertum ist eine freiere Anschauung über Religionsstifter, als sie das orthodoxe Judentum anerkennt. So erkannte Anan die Berechtigung des Christentums für die Heiden und ließ den Prophetenberuf für Mohammed gelten. Diese Duldsamkeit hat sich bei den Karäern bis auf den heutigen Tag erhalten. Sie sind niemals schroff und feindlich dem herrschenden Glauben entgegengetreten und wurden daher auch niemals mit blutiger Gegengewalt verfolgt. Ferner ist charakteristisch für die karäische Lehre die Anerkenntnis der Freiheit der Schriftauslegung und Forschung, sowie die Verpflichtung, die Lehren und Grundsätze des karäischen Glaubens durch Sendboten in den jüdischen Gemeinden zu verkünden. Wenn Anan ferner eine neue Kalenderrechnung einführte und die jeweiligen zweiten Feiertage abschaffte, so wurde andererseits die Sabbatheiligung von ihm aufs strengste durchgeführt.

Bis zur Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer und der Zerstörung ihres Tempels blieb Palästina der Hauptsitz der Karäer, wenn sie auch sicher vorher schon auswärtige Gemeinden besaßen. Dann war bis zum Jahre 1640 ungefähr die Türkei der Mittelpunkt

---

1 Benjamin von Tudela kennt (1173) 100 Karäer in Damaskus, wo sie sich noch viele Jahrhunderte hielten und erst 1800 ausstarben.

des Karäertums. Hier befand sich eine größere karäische Gemeinde in Konstantinopel. Aus dem 16. Jahrhundert haben wir eine knappe Notiz über die Konstantinopeler Karäer bei einem deutschen Reisenden, Hans Dernschwam. Er berichtet über sie folgendes:

„Dieselbigen Juden Karaïm (Karäer) sind reicher als die andern Juden, zu 100 Mille Fl. und 150 Mille Fl. Sie wuchern am meisten, nehmen von 1 Fl. in Gold, wie auch andere, einen Asper[1] per 1 Monat und alle 3 Monate muß man den Zins zahlen. Und es leiht ihrer keiner, wie auch andere, außer auf ausreichende Pfänder von Silber und Gold. Auch leihen sie gegen genügende Bürgschaft für den Fall, daß ihnen die Pfänder verbrennen oder bei einer Feuersbrunst abhanden kommen würden. Sie nehmen auch von andern Juden Wucher, was ihnen sonst im Gesetz verboten ist. Es sollen ihrer in Konstantinopel 50 bis 80 Häuser sein, an 200 Seelen ohne Weiber und Kinder. Sie haben die besten Häuser von Stein, tragen gute seidene oder damastene Kleider, Männer und Weiber, und alle Weiber goldene Ketten an Hals und Armen. Sie haben ihre eigene Schule (Synagoge). Dergleichen Juden Karaïm sollen in Kaffa und auch in Reußen (Rußland) sein, sonst nirgends mehr“.

Das dürfte auch nicht ganz stimmen, da schon im 16. Jahrhundert die bedeutende karäische Gemeinde von Kairo bestand, die nach E. N. Adler (1888) gegen 500 Seelen zählte, aber von den orthodoxen Juden nicht als gleichwertig anerkannt wurde. In der Tat ähnelt der übrigens sehr hübsche Typus der Karäer dem einheimischen arabischen Typus. Sie scheinen also rassenhaft ziemlich gemischt zu sein.

Von anderer Seite wird die Zahl der Karäer in Kairo weit höher geschätzt, angeblich 2000 Seelen, die in einem besonderen, von den übrigen Juden getrennten Stadtteil wohnen und mit diesen eher auf feindlichem als auf freundlichem Fuße stehen sollen.

Heute gibt es in den ehemaligen türkischen Ländern und in Konstantinopel selbst keine karäischen Gemeinden mehr, nachdem im Jahre 1640 ein großer Brand die Häuser und alten Büchersammlungen der Karäer in Konstantinopel vernichtet hatte. Auch brachten die fortwährenden Eroberungskriege der Osmanen den stillen, beschaulichen Karäern zu viel Unruhe, so daß ihre Hauptmenge sich nach Südrußland, nach der Halbinsel Krim, und ein kleiner Teil nach Torok (Troki) in Litauen verzog, wo sich bereits ältere karaïtische Ansiedlungen befanden. Die Karäer, etwa 10000

---

1 Etwa einen Pfennig. Das wäre also für 1 Fl. = 9 Mk. eine sehr niedrige Verzinsung. Etwas stimmt in dem Bericht von Hans Dernschwam (Tagebuch einer Reise nach Konstantinopel und Kleinasien 1553/55, herausgeg. von F. Babinger, 1922) S. 109 also nicht ganz.

Seelen[1], leben heute zumeist in Südrußland, hauptsächlich in der Krim, wo auch ihr religiöses Oberhaupt in Eupatoria seinen Sitz hat. Von den Russen wurden sie besser behandelt als die Juden und waren auch keinen Aufenthaltsbeschränkungen unterworfen. Doch auch mit den Juden stehen die Karäer heute auf besserem Fuß wie früher. Gegenseitige Duldung und Achtung hat sich nach und nach eingestellt, ja sie ging zeitweilig so weit, daß man über Gemeindeangelegenheiten gemeinsam verhandelte. Vielfach sind die karäischen Gemeinden sogar in den anderen Judengemeinden aufgegangen, so besonders in Galizien bis auf die eine in Halicz, wo sich noch heute eine karaïtische Gemeinde mit einem Chacham (Rabbiner) an der Spitze befindet. Sie hält sich streng abgeschlossen von den orthodoxen Juden und geht keine Heiraten mit ihnen ein. Die Abneigung geht soweit, daß sie nicht selten zu schweren Konflikten führt, wenn sich zwei junge Leute aus den feindlichen Lagern zusammenfinden. Es wird von dem tragischen Selbstmord der eigenen Tochter des Chachams, z. Z. Samuel Mordkowicz berichtet[2], die auf der Universität Lemberg einen jüdischen Studenten kennen und lieben lernte. Als sie zum orthodox-jüdischen Glauben übertreten wollte, um ihren Geliebten heiraten zu können, stieß sie auf heftigen Widerstand ihres Vaters, der sie zwang, einen von ihm ausgewählten jungen Karäer zu heiraten. Nach einigen Jahren der Ehe findet sich ihr ehemaliger Geliebter in Halicz ein, sucht die junge Frau auf und entfernt sich wieder. Tags darauf ertränkt sich diese in den Fluten des Dnjestr.

Doch auch diese letzte Karäergemeinde Galiziens geht wohl ihrer Auflösung entgegen. Neben der Karäergemeinde in Jerusalem, der größeren in Kairo gibt es jetzt Karäer in ansehnlicher Zahl nur noch in Rußland, wo sie zumeist in Südrußland mit einem alten Zentrum auf der Halbinsel Krim wohnen.

Im Gebirge, oberhalb der tatarischen Stadt Baktschi-Sarai liegt der alte religiöse Mittelpunkt der Karäer die Fluchtburg Tschüfüt-Kale, heute eine verlassene Stadt, in deren Nähe ein alter Friedhof liegt. Nur eine Synagoge wird in der in Trümmern liegenden Stadt noch unterhalten, da die Karäer an bestimmten Festen dahin wallfahren. An diese Nekropole mit ihren verwitterten Grabsteinen und an die Synagoge mit ihren Fragmenten alter Handschriften knüpft sich nun eine eigenartige wissenschaftliche Kontroverse.

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts wußte man von der Sekte der Karäer recht wenig, und was man wußte, beruhte nicht

---

1 Weit geringer, auf 5—6000 Seelen, wird ihre Zahl von dem französischen Nationalökonomen A. Leroy-Beaulieu, Israel chez les Nations, 3. Aufl., S. 136 geschätzt.

2 J. Grob, Jüdisch liberale Zeitung vom 1. Mai 1925, Beilage.

auf exakter Forschung. Da unternahm es ein karäischer Gelehrter, Abraham Firkowitsch, die auf der Halbinsel Krim zerstreuten Handschriften und alten Urkunden der Karäer zu sammeln. So konnte ein jüdischer Forscher S. Pinsker im Jahre 1860 als erster ein Gesamtbild der Entwicklung des Karäertums entwerfen. Nach und nach kamen noch andere bis dahin verschollene karäische Schriftdenkmäler ans Tageslicht.

Leider verfolgte Firkowitsch mit seiner eifrigen Sammeltätigkeit nicht nur wissenschaftliche, sondern auch politische Zwecke. Er wollte beweisen, daß das Karäertum nicht eine jüngere, im Mittelalter entstandene jüdische Sekte sei, sondern daß sich in ihm das uralte Judentum der biblischen Zeit erhalten habe. Er behauptete ferner, die karäische Ansiedlung auf der Halbinsel Krim stamme ab von den durch Sargon im Jahre 722 v. Chr. nach dem Falle von Samaria weggeführten Israeliten. Um das zu beweisen, scheute er nicht davor zurück, Grabsteine und sonstige Inschriften zu fälschen[1], und führte damit viele zeitgenössische Gelehrte hinters Licht, besonders den hervorragenden Petersburger Gelehrten und jüdischen Konvertiten Daniel Chwolson. Das Verdienst, die Fälschungen Firkowitschs nachgewiesen zu haben, gebührt dem jüdischen Abteilungs-Direktor an der Petersburger Staatsbibliothek Abraham Elija Harkavy, der hochbetagt im März 1919 gestorben ist. Auch andere Gelehrte wie P. F. Frankl und H. Strack beteiligten sich an diesem Streit. Schließlich gab der frühere Sekretär Firkowitschs, Ephraim Deinert, selbst die Fälschungen zu und enthüllte sogar, wie sie zustande gekommen waren. Aber Firkowitsch hatte trotz seiner Entlarvung sein Ziel erreicht. Die zaristische russische Regierung erblickte in den Karäern die echten Juden und befreite sie von allen Einschränkungen, denen die rabbinischen Juden unterworfen waren, sodaß sie sogar hohe Stellen in der Staatsverwaltung und im Offizierskorps des ehemaligen russischen Heeres bekleiden durften. Die Bevorzugung der Karäer wurde den Russen dadurch erleichtert, daß jene sehr wenig vom jüdischen Typus besitzen. Sie gleichen viel mehr ihren tatarischen Landsleuten als den benachbarten rabbinischen Juden. Auch die Sprache haben die Karäer mit den Tataren gemeinsam, obwohl ihr Dialekt eine besondere Färbung zeigt. Übrigens sprechen auch die orthodoxen eingeborenen Krimjuden, die Krimtschaken, dieselbe Mundart, die sie von den an Zahl weit überlegenen, aber später gekommenen Aschkenasim trennt. Doch gewinnt das Russische unter den Karäern

---

1 Die Franzosen Renan und Leroy-Beaulieu glaubten noch an die „Entdeckungen“ Firkowitschs, der z. B. einen türkischen Namen Toktamisch auf hebräischen Grabsteinen des 8. Jahrhunderts nachweisen wollte.

immer mehr Boden, da seine Kenntnis zur Erlangung von Stellungen im Staatsdienst unentbehrlich ist. In Litauen sprechen die Karäer in Torok (Troki) jiddisch, in Kairo arabisch ebenso wie die paar karäischen Familien, die sich noch in Jerusalem finden.

Das anthropologische Verhalten der Karäer ist von Dr. S. Weißenberg[1] sowohl in Ägypten wie in der Krim festgestellt worden. Bei den Karäern in der Krim hat er neben rein jüdischen Merkmalen auch deutliche Spuren mongolischen Blutes infolge der Mischehen mit den Tataren festgestellt. Sie stehen zwischen den türkischen Baschkiren und den russischen Juden. Sie sind meist brünett mit schlichtem, schwarzem Haar, dunkelbraunen Augen, dunkler Haut und mittlerer Körperhöhe. Semitische Züge (Nase) sind nicht selten. Die Sprache ist das Tatarische der Krim. Das Hebräische sprechen sie nach sephardischer Weise aus. Unter ihren religiösen Bräuchen ist die strenge Beobachtung der Sabbatheiligung bemerkenswert, während sie sich den Speisegesetzen gegenüber ziemlich lax verhalten. Wie weit die Annahme mancher Gelehrter[2] berechtigt ist, daß in den Karäern auch Reste der zum Judentum übergetretenen chazarischen Großen (s. oben S. 23f.) enthalten sind, harrt noch genauerer Untersuchung. Ihrer Kopfform nach sind sie zumeist als Brachykephalen anzusehen, obwohl auch Langköpfe nicht fehlen.

Die ägyptischen Karäer hat S. Weißenberg gleichfalls an Ort und Stelle untersucht und folgende Angaben ermittelt[3]: Die Körperhöhe ist über mittelgroß (im Mittel 177,5 cm), die Kopfform eine mittlere, das Gesicht lang mit vorstehenden Jochbeinen und fliehender Stirn; wulstige Lippen fanden sich bei verschiedenen Individuen. Die Nase ist bei der Mehrzahl unten ziemlich breit, Haar und Augen durchweg dunkel (s. Abbildungen 70, 71).

Im allgemeinen kann man sagen, daß der Typus der Karäer, wie der Typus der Juden überhaupt, gleichfalls nicht einheitlich ist. Aber die Hauptzüge des Körperbaus stimmen bei ihnen in der Hauptsache mit denen des Typus der Juden in dem betreffenden Gebiet überein. Das darf uns nicht weiter wundernehmen. Zunächst ist die karäische Sekte ja so spät entstanden, daß sie den frühen mittelalterlichen Mischungsprozeß der orientalischen Juden schon mitgemacht hat. Als sich die Karäer von Babylonien, später von Palästina aus verbreiteten, bildeten sie natürlich der Rasse nach

---

1 Die Karäer der Krim. Globus Bd. 84, S. 139 ff. Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden, Bd. 10, S. 132 ff.

2 z. B. K. F. Neumann, Die Völker des südlichen Rußland, 2. Aufl. 1855, S. 125. — Doch muß beachtet werden, daß die Chazaren das rabbinische Judentum angenommen hatten.

3 Zur Anthropologie der nordafrikanischen Juden. Mitt. der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. 42 (III. Folge Bd. 12), S. 91 ff.

schon keine einheitliche Menge mehr. Da sie ferner in vielen Gegenden umhergewandert sind und überall, wo sie auftraten, erfolgreiche Propaganda unter den Juden gemacht haben, so haben sie sich bei ihrer Verbreitung über Ägypten, den Balkan und Osteuropa offenbar noch weiter vermischt. Inwieweit die Karäer die somatische Verschiedenheit der afrikanischen und europäischen Juden widerspiegeln, geht aus den bisherigen Untersuchungen noch nicht mit wünschenswerter Schärfe vor. Sicher ist, daß eine gewisse Übereinstimmung zwischen den ägyptischen Karäern und ägyptischen Juden besteht und andererseits eine ebensolche zwischen den russischen Karäern und den südrussischen Juden. Jene haben einen weit höheren Prozentsatz von Langköpfen wie die letzteren, die in ihrer Hauptmenge wie die südrussischen Juden kurzköpfig sind.

Heute verteilen sich die russischen Karäer auf zwei religiöse Zentren, und zwar auf Taurien (Krim) mit ihrem Hauptsitz in Eupatoria und auf Litauen mit dem Hauptsitz in Troki. Die letztgenannten Karäer sind als Gefangene nach einem Eroberungszug eines litauischen Fürsten am Ende des 14. Jahrhunderts in ihre neuen Sitze gelangt. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts nach dem Krimkrieg begannen sich die Karäer infolge des Aufschwungs Rußlands über dieses ganze Land zu verbreiten, sodaß heute eine Abnahme der Karäer in Taurien zu beobachten ist. Außerhalb der Krim besteht die größte Gemeinde in Odessa, wo die Karäer von jeher eine nicht unbedeutende Rolle spielten. Aber auch in Sibirien und im Kaukasus finden sie sich heute. Die Zerstreuung aber ist ein Nachteil für die Karäer, da durch sie Übertritte zum griechisch-orthodoxen Christentum und Mischheiraten gefördert werden. Der Nachwuchs an Kindern ist ein weit geringerer als bei den Juden, da die Zahl der Geburten im Laufe der letzten zwanzig Jahre beträchtlich abgenommen hat. Die Sterbeziffer der Karäer ist eine verhältnismäßig hohe, und diese beiden Umstände erklären ihre außergewöhnlich geringe natürliche Zunahme. Nach der Ansicht von Dr. Weißenberg ist der nicht ganz ferne Untergang der Karäer zu erwarten, wenn nicht Maßnahmen getroffen werden, die einem Neuaufblühen dieses Völkchens günstig sind.

Einer religiösen Bewegung verdankt auch die im ehemaligen Türkenreich entstandene Sekte der Dönmeh ihren Ursprung. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts hatte sich der aus Smyrna gebürtige Sabbatai Zewi als der erwartete Messias ausgegeben und vollendete nach mancherlei Fährnissen, die ihm Anhänger, aber auch erbitterte Gegner schufen, sein Schicksal, als er 1665 in Konstantinopel erklärte, er würde innerhalb eines Jahres den Sultan entthronen und die verbannten Juden in ihr Heimatland zurückführen. Er wurde in Haft genommen und trat, nachdem er sie längere Zeit ertragen

hatte, zum Islam über, um dem Tode zu entgehen, und viele seiner Anhänger folgten seinem Beispiel. Aus den Nachkommen dieser Konvertiten entstand die Sekte der Dönmeh. Das Wort ist türkisch und bedeutet „Abtrünnige.“ Sie selbst nennen sich Ma'aminīm (Gläubige) oder Chaberīm (Genossen), auch Ba'ale Milchāmāh (Herren des Krieges). Eine kleine Gemeinde von ihnen besteht auch in Adrianopel, wo sie den spaniolischen Spottnamen *Sazanicos* „kleine Karpfen“ führen [1]. Äußerlich gebärden sie sich wie Mohammedaner und feiern die mohammedanischen Feste; insgeheim aber befolgen sie in ihren streng abgeschlossenen Häusern, die einen gemeinsamen Gebetsplatz besitzen, jüdische Riten, die allerdings von denen der orthodoxen Juden wesentlich abweichen. Ihre Gebete verrichten sie teils in hebräischer Sprache, teils in spaniolischer Sprache, die ihnen auch als eine Art heiliger Sprache gilt. Was ihre Abkunft betrifft, so sind sie offenbar Nachkommen eingewanderter Spaniolen, worauf ohnehin ihre Kenntnis des Spanischen deutet, doch ist bei ihnen der jüdische Typus verblaßt. Sie heiraten nur unter sich, nicht mit den Türken und nicht mit den Juden. Sie zerfallen in drei Untersekten [2] und zählen insgesamt etwa 9—10000 Seelen. Die Männer ernähren sich als Schreiber, in welcher Beschäftigung sie eine gewisse Berühmtheit genießen, und als Barbiere. Manche stehen auch im türkischen Staatsdienst. Im allgemeinen leben sie in auskömmlichen Verhältnissen, und, soweit das nicht der Fall ist, unterstützen sie sich gegenseitig. Merkwürdig ist, daß ärmere Dönmeh bei orthodoxen Juden als Feueranzünder am Sabbat tätig sind, da ihnen dies nicht vom Gesetz verboten ist; sie rauchen auch am Sabbat.

Ihre strenge Abgeschlossenheit gegen die Moslim läßt neuerdings nach; sie heiraten jetzt zuweilen in türkische Familien. Ihre Umgangssprache ist heute auch nur noch türkisch.

Von ihren hebräischen Gebeten sind einige bekannt und veröffentlicht worden [3]. Es sind Gebete beim Anfang und Ende des Fastens; ihre 18 Glaubensartikel; ein hebräisches Gedicht, das noch aus der Zeit Sabbatai Zewis und vielleicht aus dessen nächster Umgebung stammt (1665/66). Ferner besitzen wir eine Liste ihrer Feste. An der Spitze ihrer Untersekten standen bis vor kurzem noch Rabbiner, die hebräisch und spaniolisch verstanden.

---

1 Weil sie in der Nähe des Fischmarkts angesiedelt sind? Die Benennung ist dunklen Ursprungs.

2 Sie führen verschiedene Namen: Tarpuschli (nach ihrem eigenartigen Turban), Cavalieros, Honiosos (nach der platten Nase) oder Ismirli, Jakubi, Cuniosos. Jede dieser Sekten hat eigene Vorschriften für das Scheren des Haares und Bartes. Auch in den Heiraten hielten sie sich bis vor kurzem getrennt.

3 A. Danon, Revue des Etudes juives, Bd. 35, S. 264 ff.

Denn die Sabbatianer fanden auch nach dem Tode ihres Messias viele Anhänger im Orient und sogar in Polen unter den orthodoxen Juden, und es fand ein reger Verkehr zwischen allen diesen Schwärmern statt. Der Messias erlebte im Glauben seiner Anhänger mehrere Re-Inkarnationen (Fleischwerdungen) ganz wie der indische Buddha. Die Dönmeh sind also keineswegs reinrassige Nachkommen der Spaniolen von Saloniki oder Konstantinopel, die übrigens auch schon fremde Elemente in sich aufgenommen hatten. Über ihre Abstammungsverhältnisse gehen die Meinungen erheblich auseinander. In anthropologischer Hinsicht erblickt Adolf Struck in den Dönmeh unverfälschte Semiten. Die Männer sind mittelgroß, kräftig, mit scharf ausgeprägten Gesichtszügen, breiter Stirn, leicht gebogener Nase und großen dunkeln, lebhaften Augen. Der kräftige Hals sitzt auf stämmigen Schultern. Das Haupthaar ist zumeist gekräuselt, seltener glatt und von dunkler Färbung; die Barthaare sind heller und von kräftigem Wuchs. Bei den Frauen sind dieselben Merkmale wie bei den Männern zu finden, nur daß sie etwas kleiner wie diese sind und zur Körperfülle neigen wie alle Orientalinnen. Ihre Hautfarbe ist wesentlich heller wie bei den Männern.

Was die unverfälschten Semitenzüge betrifft, so äußert Dr. M. Fishberg[1] seine Bedenken gegen diese Behauptung und weist darauf hin, daß er solche bei den Dönmehs im türkischen Staatsdienst, die er aus Bildnissen kennt, nicht zu entdecken vermochte. Er glaubt, daß die Dönmeh infolge von Mischheiraten bald ganz unter den Türken aufgehen werden, zumal sie trotz der völligen Glaubensfreiheit seit dem Sturz Abdul Hamids keine Neigung zeigen, zum Judentum zurückzukehren.

Ein neuerer Bericht über die Dönmeh[2] weiß zu melden, daß diese krypto-sabbatianische Sekte unter dem offiziellen Deckmantel des Islam noch in Saloniki, Smyrna und in anderen Städten der früheren Türkei fortbesteht. Auffallend ist ihre große Zahl in den beiden genannten Städten, die sich nur dadurch erklärt, daß Sabbatianer aus allen europäischen Ländern, auch aus Deutschland (Jakob Frank aus Offenbach) sich diesem Marranentum anschlossen. Im Jahre 1914 sollen in Saloniki 10000 Dönmeh gelebt haben. Das psychologische Vorbild für sie ist in dem spanisch-portugiesischen Marranentum zu suchen. Der Zustrom von Marranen nach der Türkei dauerte bis ins späte siebenzehnte Jahrhundert fort; Responsen des rabbinischen Gerichtshofs zu der Marranenfrage liegen aus Saloniki bis in diese Zeit vor. Das Dönmehtum ist eine Fortsetzung des Marranentums in gemilderter Form, da der Islam dem Judentum viel näher als das Christentum steht.

---

1 Die Rassenmerkmale der Juden, S. 223 f.

2 A. J. Brawer, Zur Kenntnis der Donmäh in Saloniki. Archiv für jüdische Familienforschung, Bd. 2, Heft 4—6, S. 14 ff.

Die Dönmeh reden alle Türkisch als Muttersprache, obwohl sie zum großen Teil aschkenasischen Ursprungs sind („Lechli“ genannt). Sie spielen im geistigen Leben der Türken eine hervorragende Rolle. Die jungtürkische Bewegung ist aus den Dönmeh in Saloniki hervorgegangen. Auch während des Weltkriegs haben sie in Konstantinopel eine hervorragende, wenn auch nicht immer rühmliche Rolle gespielt. Unter den Hörern der von deutschen Universitätsprofessoren damals reorganisierten Universität waren die Dönmeh die einzig gelehrigen „Türken“. Die Hochschullehrer haben aber bald herausgebracht, daß sie keine eigentlichen Türken, sondern Juden sind, denn auch ohne eingehendes Studium der Rassenmerkmale sind sie leicht als solche zu erkennen. Es fehlt bei ihnen sogar ein gewisses Interesse für das Hebräische nicht. Von den Türken sprechen manche von ihnen nur als von einer ihnen fremden Nation.

Sie sind also in einer ähnlichen Lage wie die zahlreichen zur Taufe gezwungenen spanischen Juden, die sogenannten Marranen. Es sind dies diejenigen Juden, die bei der Austreibung ihrer Glaubensgenossen aus Spanien (1492) und Portugal (1496) den scheinbaren Übertritt zum Christentum dem Verlassen des Landes vorzogen. Äußerlich bekannten sie sich zum Christentum, insgeheim aber pflegten sie ihre jüdischen Gebräuche weiter. Sobald ihnen Gelegenheit geboten war, ungefährdet das Land zu verlassen, traten sie zum Judentum zurück, und zahlreiche angesehene jüdische Familien in Amsterdam wie in Konstantinopel, Bukarest und Saloniki führen ihren Stammbaum auf solche Marranen zurück. In Spanien wie in Portugal erhielten die Marranen erst am Ende des 18. Jahrhunderts volle Gleichberechtigung mit den übrigen Christen und seitdem fingen sie an, in der einheimischen Bevölkerung aufzugehen.

Sonst lebten sie bis tief ins vorige Jahrhundert an vielen Orten der iberischen Halbinsel als heimliche Juden. In Portugal soll ihre Zahl ein Sechstel der Gesamtbevölkerung des Landes ausmachen[1]. In manchen Städten bilden sie die Mehrzahl der Bevölkerung. Jüdische Sitten und die Kenntnis der jüdischen Gebete erhielten sich bis vor etwa 50 Jahren. Bis zum heutigen Tage heiraten die Marranenfamilien nur unter sich, obwohl sie äußerlich als Katholiken leben und völlige Gleichberechtigung mit den übrigen Landesbewohnern genießen. Selbst zu den höchsten Staatsämtern fanden und finden sie Zutritt. Als „Chuetas“ finden sich Marranen auf den Balearen (z. B. in Palma). Der Name ist portugiesischen Ursprungs und bedeutet „Schwein“ (port. *chueta* = span. *marrano*), also eine verächtliche Bezeichnung für die minderwertigen „Conversos“

---

1 N. Slouschz, Die heutigen Marranen in Portugal. Archiv für jüdische Familienforschung, Bd. 1, Hefte 4—6, S. 25 ff.

(Neugetauften). In der Stadt Palma mußten die „Conversos“ bis zum Jahre 1782 in einer besonderen Straße, einer Art Ghetto wohnen und bis 1768 führte man behördliche Listen der Marranen. Noch bis ins 19. Jahrhundert wurden bei manchen Kirchen in Spanien und Portugal besondere Taufregister für sie geführt.

Merkwürdig ist, daß viele dieser ehemaligen Juden neuerdings das Bestreben zeigen, öffentlich zum Judentum zurückzukehren. Sie haben sich kürzlich an die westeuropäischen Juden gewandt, damit sie ihnen bei ihren Bestrebungen behilflich seien[1]. Zwei geschlossene Gruppen von ihnen finden sich in Portugal; eine in der Mitte und eine im Norden des Landes, wo die Leute in bescheidenen Verhältnissen als Bauern und Händler leben.

Von ehemaligen Juden in der Sahara, den Daggatun, meldete ein Bericht des Rabbi Mordechai abi Serur an die Alliance israélite universelle vom Jahre 1880[2]. Der Name bedeutet im Arabischen „Händler“. Sie wohnen überall in der Wüste inmitten der Tuareg, in der Nähe von Timbuktu, in Agades, Bamba, am Niger, in der Wüste Adgag und an vielen anderen Stellen. Sie leben in Zelten und besitzen viele Herden, reden dieselbe Sprache wie die Tuareg, schließen aber keine Ehen mit diesen, da die Tuareg sie nicht für ebenbürtig halten. Die Daggatun haben deshalb ihre weiße Hautfarbe erhalten. Sie stehen unter dem Schutze der Tuareg und bezahlen ihnen dafür eine Abgabe. Sie unterstützen die Tuareg auch bei Kämpfen und zwar sollen sie in der vordersten Schlachtlinie kämpfen, da sie sehr waffengeübt sind. Ihre geistige Bildung ist aber sehr gering; sie besitzen weder Bücher, noch Schulen; sie haben keine religiösen Bräuche und beten nicht. Dagegen sind sie mildtätig gegen ihre Stammesbrüder und auch zu einem marokkanischen Juden und seiner Familie, der lange unter ihnen in Timbuktu wohnte[3]. Ihre Abkunft von Juden aus Tementit ist ihnen noch bekannt. Vom Islam wissen sie weiter nichts, als daß sie beständig den Namen „Muhammed“ auf den Lippen führen. Viel weiter reichen übrigens die religiösen Kenntnisse der Tuareg auch nicht.

Mohammedanische Konvertiten jüdischen Ursprungs gibt es auch in Zentralasien, so in Buchara eine größere Gemeinde, die sich „Tschala“ nennen. Als Zentralasien von den Russen besetzt worden war, zogen etwa 50 Familien dieser Tschalas nach Samarkand und

---

1 Jewish Guardian vom 23. Januar 1925 (Brief von Dr. Adolfo Benario aus Lissabon).

2 Les Daggatoun. Tribu d'origine juive demeurant dans le désert du Sahara, traduit de l'hébreu par J. Loeb. Suppl. au bulletin mensuel de l'All. isr. univ. Januar 1880.

3 A. Beaumier, Premier établissement des Israélites à Timbouctou. Bulletin de la Société de Géographie, Avril—Mai 1870.

bekannten sich nunmehr offen zum Judentum. In allen größeren Städten Zentralasiens sind ferner jetzt die viele Tausende zählenden „Djediden“ aus Mesched zu finden, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts notgedrungen zum Islam übergetreten sind und seitdem ein Zwitterleben führen, da sie sich den Mohammedanern nicht vollkommen angeschlossen, aber die Beziehungen zu den Juden auch nicht ganz abgebrochen haben.

Von den Kryptojuden unter den Falāschā, den Kamanten und Tabiban ist bereits im Abschnitt VIII die Rede gewesen. Da die Zukunft der Falāschā überhaupt von den Kennern des Landes in ziemlich düstern Farben geschildert wird, so ist anzunehmen, daß zunächst diese abessinischen Scheinjuden wohl bald ganz in der einheimischen Bevölkerung verschwinden werden, wie die ehemals ansehnlichen jüdischen Gemeinden Chinas längst durch Übertritt ihrer Angehörigen zum Islam oder zum Buddhismus aufgelöst sind. Die wenigen übrig gebliebenen chinesischen Juden wissen vom Judentum so gut wie nichts mehr. Sie müssen wohl ebenfalls als für dasselbe verloren angesehen werden.

XIII.

Die Sprachen der Juden.

Schon wiederholt ist in einschlägigen Werken darauf aufmerksam gemacht worden, daß kein notwendiger Zusammenhang zwischen Rasse und Sprache besteht. Völker können, ohne sich in ihrem physischen Verhalten wesentlich zu verändern, aus irgendeinem Grunde ihre alte Sprache aufgeben und eine neue, meist die des kulturell überlegenen Nachbar- oder Herrschervolks annehmen. Für diese Tatsache haben wir reichliche Belege in der Geschichte. Wir sehen, um uns auf den vorderasiatischen Umkreis zu beschränken, daß die hethitische oder alarodische (armenoïde) Rasse in Kleinasien in der von uns zu überblickenden Zeit seit der Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christus vielerlei Sprachen teils nebeneinander, teils nacheinander besessen hat, während die Rasse selbst sich mit einer merkwürdigen Beständigkeit von der ältesten Zeit bis jetzt ziemlich unverändert erhalten hat. Während an der Schwelle der Geschichte das Hethitische, Luwische, Harrische usw. (s. Abschnitt I, S. 7) in Kleinasien auftreten, finden sich nach dem Verschwinden der Hethiterherrschaft indogermanische Sprachen, wie das Phrygische und Armenische und nichtindogermanische Sprachen wie das Lykische, Lydische, Kappadokische usw. Im Osten Kleinasiens verbreitet sich das Assyrische, also eine semitische Sprache; an der Westküste faßt das Griechische Fuß, das am Ausgang des Altertums und zu Beginn des Mittelalters die herrschende Sprache wird. Später wird es vom Arabischen und vom Türkischen eingeengt und erhielt sich bis zum letzten türkisch-griechischen Krieg (1921—1923) noch in den Küstengebieten wie das Armenische im inneren Hochland. Ähnliche Schicksale haben die südlich von Kleinasien gelegenen Landstriche Syrien und Palästina gehabt; doch sind es hier ausschließlich semitische, also nahe verwandte Sprachen, man könnte beinahe sagen Mundarten, die einander ablösten: das Kana'anäische, das mit dem Hebräischen im wesentlichen identisch gewesen sein wird, das Aramäische und endlich das Arabische.

Das jüdische Volk, dessen Geschick sich bis zum Untergang seiner nationalen Selbständigkeit in der Hauptsache in Palästina

vollendete, ist von dem Sprachenwechsel Vorderasiens wiederholt betroffen worden [1]. Von der Sprache der Urbewohner Palästinas vor seiner Eroberung durch die Hebräer, dem Kana'anäischen, haben wir außer einigen Wörtern in den Tell-el-Amarna-Briefen keine Reste; aber die erobernden Hebräer, die ja stets ihre Stammesverwandtschaft mit den Edomitern, Moabitern, Ammonitern usw. hervorhoben, werden eine Sprache mitgebracht haben, die sich von derjenigen der Vorbesitzer des Landes wohl nur dialektisch unterschied. Die hebräische Sprache, wie sie uns überliefert ist, ist im Lande Kana'an erst ausgebildet worden, und die Bibel nennt sie geradezu die Sprache Kana'ans. In den beiden Reichen Juda wie Israel war sie vielleicht mundartlich etwas verschieden, wie aus manchen Andeutungen der Bibel hervorgeht, z. B. Richter Kapitel XII, 5 und 6, wo die Israeliten unter Jeftah die Ephraimiten an der Aussprache *Sibolet* für *Schibolet* erkennen. Solange das alte Reich bestand, blieb das Hebräische Verkehrs- wie Schriftsprache des Volkes Israel. Erst als das Nordreich von dem assyrischen König Sargon im Jahre 722 vernichtet war, und anstelle des weggeführten Teiles der Bewohner Kolonisten aus dem assyrischen Reich dahin verpflanzt worden waren, haben die Neuangekommenen eine andere Sprache in das Land mitgebracht, die aber schon vorher von Osten und Norden her den Vormarsch nach Palästina angetreten hatte. Es war dies das Aramäische, die Sprache einer jüngeren semitischen Völkerwelle, die sich nach den Kana'anitern über Vorderasien ergossen hatte. Auch den Bewohnern des Reiches Juda war das Aramäische, das die Diplomatensprache des vorderen Orients geworden war, nicht mehr unbekannt, als sie nach der Eroberung Jerusalems durch Nebukadnezar und ihrer Wegführung nach Babylon im Jahre 586 in seinen Machtbereich gelangten. Wir haben schon S. 16 gehört, daß die jüdische Militärkolonie von Elephantine im 5. Jahrhundert v. Chr. das Aramäische als Umgangs und Schriftsprache anwandte und daher aus der alten Heimat mitgebracht haben mußte, da in der neuen Umgebung ja nur ägyptisch gesprochen wurde [2].

Zur Zeit des zweiten Tempels war das Aramäische bei vielen Juden bereits Umgangssprache, wie uns in dem Buche Nehemia, Kap. 13, Vers 24 bestätigt wird, wo der Prophet darüber klagt, daß Kinder aus Mischehen zum Teil nur Aramäisch sprechen. Das Aramäische trug den Sieg davon und hielt sich in dieser Rolle in Palästina bis in die nachchristliche Zeit, obwohl in den letzten vor-

---

1 Näheres bei H. Loewe, Die Sprachen der Juden, 1911.

2 Es ist charakteristisch für die Bedeutung des Aramäischen für die Juden, daß in den Urkunden von Elephantine „Aramäer“ vielfach als Synonym für „Jude“ gebraucht wird. — Das Arämäische verhält sich zum Hebräischen etwa wie das Italienische zum Französischen.

christlichen Jahrhunderten das Griechische von vielen Juden verstanden und gesprochen wurde, wie die vielen griechischen Lehnwörter der Mischna und des Talmud beweisen. Die im Neuen Testament aus der Volkssprache eingestreuten Wörter sind aramäischen Ursprungs, nicht hebräisch, wie man glauben könnte. Auch das Aramäische war in Palästina, wie einst das Hebräische, dialektisch gespalten. So wird Petrus, als er nach Jerusalem kommt, an seiner galiläischen Aussprache als Fremdling erkannt. Wir dürfen annehmen, daß das Aramäische im jüdischen Munde nicht unverändert geblieben ist, sondern mancherlei Beeinflussungen durch die alte Sprache erfahren hat. Die Kenntnis dieser alten Sprache ist beim Volke nach und nach geschwunden, sodaß schon vor der Zerstörung Jerusalems Übersetzungen die Gesetzesvorlesungen in hebräischer Sprache verständlich machen mußten. Die Kommentare (Targumīm) zur Bibel, die Mischna und der Talmud sind ebenso wie manche sehr alte Gebete und Liturgien, z. B. das Kaddischgebet, die Trauungsformel, Teile der Passah-Haggada usw. in aramäischer Sprache abgefaßt.

So wurde das Aramäische für die Juden in Palästina und Babylonien zur zweiten heiligen Sprache, und als es als Volkssprache in Vorderasien ausstarb und dem Arabischen Platz machte, bewahrten es die Juden dieser Gegenden viel länger. Noch bis heute lebt ein allerdings sehr weit zersetztes „Judenaramäisch" in einzelnen Bezirken der persischen Provinz Aderbaigān und in Kurdistān bei den Juden als Umgangssprache fort; ferner ist es in Zahu bei Mossul, in Dschazīrat-al-'Umar bis heute lebendig geblieben. Sonst lebt das Aramäische fort in der Gebetsprache der Samaritaner und in einer jüngeren Gestalt in der christlichen Literatur der Syrer, sowie bei einigen christlichen Sekten in Mesopotamien, den kurdischen Bergen und am Westufer des Urmiasees.

Einen andern Sprachenwechsel nahmen die nach Ägypten und Kyrene ausgewanderten Juden vor, indem sie sich sehr rasch die Umgangssprache der gebildeten Kreise dieser Länder, das Griechische, aneigneten [1]. Wie im heiligen Lande hebräische Bibelvorlesungen durch Übersetzungen ins Aramäische verdeutlicht wurden, so ließen die ägyptischen Juden sie durch eine griechische Übersetzung ergänzen. Aus der mangelnden Kenntnis des Hebräischen ist bei ihnen dann das Bedürfnis nach einer Übersetzung der heiligen Schrift in ihre Verkehrssprache, das Griechische, entsprungen, die uns in der sogenannten Septuaginta, der griechischen Bibel, erhalten ist. Dieses Griechisch stimmt weder im Wortschatz noch im Satzbau mit dem

---

1 Mit der Verbreitung der Juden über das römische Reich wanderte auch das Griechische als ihre Umgangssprache und Gebetsprache mit. So sind die Inschriften auf den Grabdenkmälern der Katakomben der jüdischen Gemeinde in Rom am Montevedere ausschließlich griechisch.

klassischen Griechisch überein, sondern war die zu jener Zeit in allen Ländern mit griechischer Kultur gesprochene und verstandene griechische Gemeinsprache, Koinē genannt. Wie weit die Landessprachen, darunter auch das Aramäische, auf diese griechische Gemeinsprache in Wortschatz und Satzbau abgefärbt haben, bedarf noch eingehenderer Untersuchung. Die Autorität der griechischen Bibel bei den jüdischen Gemeinden in Ägypten, Kleinasien und Griechenland erlosch durch den Umstand, daß das Christentum das Griechische zur Gebetsprache erhob [1].

Dagegen hat sich eine andere Sprache, die die Juden bald nach ihrer Vertreibung aus dem heiligen Lande angenommen hatten, bis heute bei ihren asiatischen Gliedern behauptet, nämlich das Persische. In Persien wohnten, wie aus dem Estherbuch hervorgeht, schon seit alten Zeiten Juden. Ihre Muttersprache war das Persische geworden, weshalb ein Talmudlehrer sogar den Grundsatz aufstellen konnte, daß die Juden Persiens nicht das Aramäische, sondern das Persische als zweite Sprache neben dem Hebräischen gebrauchen sollten. Nachdem sich die früher freundliche Gesinnung der Perser gegen die Juden unter den Sassaniden aus religiösem Fanatismus geändert hatte, mußten die meisten Juden das Land, das ihnen jahrhundertelang eine Heimat gewesen war, verlassen. Sie wandten sich nach Zentralasien, nach Buchara, dem jetzt russischen Turkestan, nach dem Kaukasus, nach Indien und vielleicht nach China [2]. Aber die mittelpersische Sprache, das Pehlewi der Sassanidenzeit, nahmen sie in ihre neuen Wohnsitze mit und haben es, abgesehen von den indischen und chinesischen Juden, bis heute als Umgangssprache bewahrt. Das Persische in jüdischem Munde hat freilich mit der Entwicklung im Stammlande nicht gleichen Schritt gehalten. Es ist auf einer altertümlichen Stufe stehen geblieben und hat besonders viele alte, im Neupersischen ausgestorbene Wörter bewahrt. Aber das jüdische Persisch ist doch nicht so erstarrt wie etwa das später zu nennende Spaniolische oder das Jüdisch-Deutsche, da seine Träger, die zentralasiatischen und kaukasischen Juden, doch immer noch im Verkehr mit ihren Brüdern in Persien standen und wohl auch neuen Zuzug durch vertriebene Glaubensbrüder erhielten. Die Juden schreiben das Persische übrigens mit hebräischer Schrift wie das Jüdisch-Deutsche. Wie weit das Persische als Verkehrs-

---

1 Bei den Karäern in Jerusalem und Konstantinopel sowie bei den Dönmeh in Saloniki und Adrianopel lebte bis vor kurzem noch eine Art Judengriechisch fort, das z. T. auf das Kolonialgriechisch an der Küste des Schwarzen Meeres (in Taurien) zurückgehen wird.

2 In einer Inschrift der Synagoge von Kai-fêng-fu vom Jahre 1489 wird der Rabbiner als *wu-se-ta* (chinesisch) aus persisch *ustād* bezeichnet.

sprache der Juden reichte, geht aus einem Fund in Ostturkestan hervor, von wo der englische Forschungsreisende Sir Aurel Stein einen Geschäftsbrief in persischer Sprache und in hebräischer Quadratschrift aus Dundan Uiliq mitbrachte, den der Entzifferer Dr. Margoliouth in das Jahr 708 n. Chr. setzt[1].

Ebenso wie das Jüdisch-Deutsche der polnischen und russischen Juden kein einheitliches Idiom ist, ist auch das Judenpersisch verschiedenartigen Ursprungs. Die Juden in Buchara und Chiwa sprechen einen Dialekt, der mit der Sprache der iranischen Tadjiks am nächsten verwandt ist. Die medische Mundart des Iranischen ist bei den kaukasischen Juden erhalten und wird von ihnen Tāt genannt. Sie ist hier mit vielen hebräischen Wörtern durchsetzt, ähnlich wie das Jüdisch-Deutsche. Ganz wie bei den osteuropäischen Juden ist auch in Asien bei den bucharischen Juden eine eigenartig jüdisch-persische Mundart entstanden, die sie als eine Art Nationalsprache betrachten. In China dagegen ist die Kenntnis des Persischen bei den Juden jetzt erloschen. In ihren Thorahandschriften bewahren sie wohl einige persische Worte, doch das ist die einzige Beziehung, die sie zu ihrem vermutlichen früheren Stammland noch besitzen. Ebenso steht es um die indischen Juden, die trotz späteren Zuzugs von Persien ebenfalls das Persische bis auf wenige vereinzelte Worte aufgegeben und die einheimischen Sprachen angenommen haben.

Die noch heute in Persien wohnenden Juden haben in der Hauptsache das Neupersische als Umgangssprache, wenn sie auch viele aus dem Hebräischen, Arabischen, Kurdischen und Aramäischen stammenden Worte hineinmengen. In ihrer Aussprache sollen sie indes noch mancherlei besondere Eigenheiten altertümlichen Charakters bewahrt haben.

Von noch größerer Bedeutung als die persische Sprache ist das Arabische für die Juden geworden. Im Gegensatz zu dem byzantinischen Christentum, das für die Juden des östlichen Mittelmeerbeckens und Nordafrikas harte Bedrückungen mit sich brachte, bedeutete der Sieg des Islam, trotz anfänglicher Verfolgung durch Mohammed, doch schließlich für die Juden ein Aufatmen von jahrhundertelangem Druck und geistiger Unfreiheit. Überall folgte daher der Ausbreitung des Islam die jüdische Einwanderung oder das Aufblühen bestehender jüdischer Niederlassungen in den von den Arabern unterworfenen Ländern. Von Bagdad bis nach Cordova fanden die Juden nunmehr Heimatsberechtigung, Sicherheit des Erwerbs und Aufhebung des politischen Ausnahmezustandes. Zu diesen günstigen äußeren Verhältnissen kam noch die Tatsache hin-

---

1 Siehe oben S. 56.

zu, daß auch in geistiger Hinsicht die arabische Gedankenwelt dem jüdischen Denken nahe lag, wie die beiden Sprachen, das Arabische und das Hebräische, ja auch ursprünglich urverwandt, der gleichen Stammmutter entsprossen sind. Alle diese Umstände vereinigten sich, um den unter arabischer Herrschaft lebenden Juden das Einfühlen in die arabische Kulturwelt zu erleichtern. Juden waren es zumeist, die den Arabern zu Vermittlern der Geistesschätze des Altertums wurden, insofern sie vermöge ihrer Kenntnis des Griechischen die Werke eines Aristoteles z. B. ins Arabische übersetzten, wodurch die arabische Philosophie aufs Nachhaltigste beeinflußt wurde. Aber auch in selbständiger Weise betätigten sich die Juden am arabischen Schrifttum, und so sehr war ihnen das Arabische vertraut geworden, daß ihr hervorragendster geistiger Führer im Mittelalter, Maimonides, das Werk, das den bedeutendsten Einfluß auf die jüdische Mit- und Nachwelt ausüben sollte, den „Führer der Verirrten" in arabischer Sprache schrieb. Bis heute gebrauchen die Juden überall da, wo sie seit alter Zeit in arabischer Umgebung leben, die Mundart des betreffenden Gebietes als Umgangssprache. Das gilt von Marokko, Algier, Tunis, Ägypten, Syrien, Palästina, Mesopotamien (Irak) und Arabien. Selbstverständlich weisen die verschiedenen arabischen Dialekte große Verschiedenheit unter sich auf, sodaß nicht nur ein Marokkaner einen Beduinen Arabiens nicht versteht, sondern selbst Stämme in Tunis z. B. sich mit ihren Nachbarn in Tripolis nur schwer verständigen können. Das gilt natürlich auch für das Jüdisch-Arabische der betreffenden Gegenden. Vereinzelt haben Juden, die aus arabischer Umgebung in eine fremdsprachliche umgesiedelt sind, ihre arabische Umgangssprache in die neue Heimat mitgenommen. So erscheint z. B. in Kalkutta, wo sich eine Ansiedlung jemenitischer Juden befindet, sogar eine jüdische Wochenschrift in einem arabischen Dialekt, oder die von Jemen nach Massaua in der italienischen Kolonie Erythrea übergesiedelten jemenitischen Juden haben gleichfalls ihre arabische Mundart beibehalten. Freilich sind die im arabischen Sprachgebiet lebenden Juden durchweg von der geistigen Höhe, die sie im Mittelalter einnahmen, auf ein tiefes Niveau gesunken, was aber mit dem allgemeinen kulturellen Abstieg der Araber seit dem Zusammenbruch ihrer Selbständigkeit und der Türkenherrschaft im Zusammenhang steht. Neben der arabisch sprechenden älteren jüdischen Bevölkerungsschicht finden sich überall jüngere jüdische Einwanderungen, die sich von jenen kulturell vorteilhaft abheben, z. B. die aus Italien stammenden Livorneser Juden in Tunis oder die spaniolischen Juden, die in Marokko und über ganz Nordafrika sowie Syrien verbreitet sind.

Die letztgenannten Juden stammen, wie schon der Name besagt, zumeist aus Spanien, zum geringeren Teil aus Portugal, von wo sie

durch die schon verschiedentlich erwähnten Austreibungen nach den ehemals türkischen Besitzungen verdrängt wurden. Es ist erstaunlich, wie rasch sich die Juden in Spanien, die im frühen Mittelalter ganz in der arabischen Gedankenwelt gelebt hatten, in die Sprache der vordringenden Aragonier und Kastilier, das Spanische, hineingefunden hatten. Aber noch wunderbarer ist es, mit welcher Zähigkeit und Liebe sie dieses Idiom in der Ferne festgehalten haben. Abgesehen vom Jüdisch-Deutschen hat keine von all den schon erwähnten Sprachen eine so nachhaltige Bedeutung für die jüdische Welt bekommen wie das Spaniolische, das wohl richtiger von ihnen selbst als „Ladino“ bezeichnet wird. Es ist nämlich eine Mischsprache romanischer Abkunft, der in der Hauptsache das Spanische in seinen verschiedenen Mundarten zugrunde liegt, zu der aber daneben das Portugiesische, Italienische und Französische im Wortschatz beigetragen haben [1]. Zwar ist es mit dem Spanischen der sephardischen Juden ähnlich gegangen wie mit dem Jüdisch-Persischen; es erstarrte in der Fremde, als es vom alten Mutterboden losgelöst war. Auch die Aussprache veränderte sich; der Wortschatz ist, ganz wie im Jüdisch-Persischen oder Jüdisch-Deutschen, mit hebräischem und arabischem, türkischem, griechischem, bulgarischem usw. Material je nach der Gegend durchsetzt; spanische Verben werden mit türkischen Flexionselementen versehen und dergleichen mehr.

Was zunächst die Aussprache betrifft, so hat das Jüdisch-Spanische die Verhärtung des *j* im Spanischen zum harten Kehllaut *ch* (wie in deutsch *doch*) nicht mitgemacht, sondern die ältere weiche Aussprache (wie französisch *j*) beibehalten. Von hebräischen Wörtern, die nur vereinzelt ins Spaniolische eingedrungen sind, ist z. B. charakteristisch das Wort *malsin* „Angeber“, von dem auch ein Zeitwort *malsinar* „angeben“ gebildet wird — das Denunziantentum war nämlich unter den spaniolischen Juden nicht nur in der alten Heimat verbreitet, sondern blühte auch in ihren neuen Ansiedlungen üppig weiter. Von hebräischen Entlehnungen seien ferner genannt das Zeitwort *darsar* „predigen“, *meldar* „lernen“, das mit romanischer Endung versehene Eigenschaftswort *chinoso* „anmutig“ von hebräisch *chēn* „Anmut“, *kabod* „Ehre“ usw. Am störendsten empfinden die spaniolischen Juden, wenn sie versuchen, ein in spanischer Sprache geschriebenes Buch zu lesen, daß sie nur einen geringen Wortschatz der Litaratursprache besitzen, obwohl sich das Ladino neuerdings auch zu einer Literatursprache zu erheben versucht, wie z. B. das Jüdisch-Deutsche. Geschrieben wird es zumeist in einer jüdisch-

---

1 Zur weiteren Information verweise ich auf Angel Pulido Fernández, Españoles sin Patria y la Raza sefardí, Kap. IV, S. 83 ff. spez. S. 93 f.

arabischen Cursivschrift. Am reinsten und wohlklingendsten soll das Spaniolische von den Juden in Saloniki gesprochen werden. Im übrigen ist das Spaniolische, das sich über ein so weites Gebiet erstreckt, selbstverständlich kein einheitliches Gebilde, sondern weist bedeutende Abweichungen auf nach dem Lande und dem Kulturstand der Träger dieses Idioms. Zwei Hauptgruppen lassen sich unterscheiden: die eine bewahrt das altspanische *f* im Anlaut: *fixu* „Sohn“; die andere läßt es fallen: *ixu* „Sohn“, wie im Neuspanischen *hijo* „Sohn“ (*h* ist stumm). Die wissenschaftliche Erforschung des Spaniolischen ist bis jetzt kaum noch in Angriff genommen worden.

Wo die aus Spanien und Portugal stammenden jüdischen Flüchtlinge in eine kulturell gleichstehende Umgebung kamen, hat sich übrigens das Spaniolische nicht erhalten, z. B. verschwand es in Italien sehr bald, da die Verbindung der Ausgewanderten mit dem Mutterlande erschwert war. Nur bei gottesdienstlichen Vorträgen oder beim Talmudstudium hielt es sich bis ins 19. Jahrhundert. In der Türkei und Holland dagegen durften die Marranen, d. h. die äußerlich zum Christentum bekehrten spanischen Juden, selbst nach Generationen ungestört zum Judentum zurückkehren. In Holland haben die Juden noch sehr lange, bis tief ins 18. Jahrhundert hinein, das Spaniolische als Muttersprache bewahrt. Heute ist es nur noch eine historische Erinnerung bei ihnen. Im Orient dagegen hat es nicht nur seine Stellung gegenüber dem Arabischen und Türkischen zu bewahren gewußt, sondern sein Gebiet sogar noch ausgedehnt, da es vielfach von orientalischen Juden als Umgangssprache gegenüber den einheimischen Sprachen bevorzugt wird [1].

Alle genannten, früheren wie jetzigen Judensprachen übertrifft gegenwärtig an Bedeutsamkeit und Ausdehnung das Jüdisch-Deutsche (Jiddisch). Sein Hauptverbreitungsgebiet ist heute ein zusammenhängender Strich, der von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer reicht und sich über die Länder Polen, Rußland und Rumänien ausdehnt. Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts war das Judendeutsch auch in den jüdischen Gemeinden Deutschlands die Umgangssprache; doch die Milderung der Absperrung im 18. Jahrhundert und die in ihrem Gefolge von Moses Mendelsohn eingeleiteten Reformen haben bewirkt, daß es im Laufe des 19. Jahrhunderts mehr und mehr durch das Hochdeutsche oder seine Mundarten ersetzt worden ist. Heute fristet es nur noch ein kümmerliches Dasein in einigen ländlichen, besonders elsässischen Judengemeinden, wo es aber auch durch die elsässische Mundart stark beeinflußt wird. Dagegen hat das Juden-

---

1 Auch in Serbien spielt es noch eine bedeutsame Rolle. Hier konnte noch 1891 eine Schrift des Großrabbiners von Belgrad, Samuel Bernfeld: Historia de los Jidios desde el principio hasta nuestros dias erscheinen.

deutsch sein Ausdehnungsgebiet dadurch erweitert, daß es infolge der seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts gewaltig gewachsenen Auswanderung russisch-polnischer Juden nunmehr auch in ihren Ansiedlungen in Groß-Britannien, Nord- und Südamerika, Südafrika und Palästina gesprochen wird.

Als sich die Juden, aus Deutschland, ihrer alten Heimat, vertrieben, im 13., 14. und 15. Jahrhundert nach Polen wandten, fanden sie daselbst bereits Juden vor, deren Umgangssprache das einheimische Polnische war. Aber da die einwandernden Juden die höhere Kultur mitbrachten und das Deutschtum ohnehin in sozialer und rechtlicher Hinsicht für die Polen tonangebend war, so ging es den einheimischen Gemeinden in Polen wie den griechisch redenden Gemeinden auf der Balkanhalbinsel, als die Spaniolen ankamen: die neu Angekommenen bekamen bald die Mehrheit in den Gemeinden, und so wurde das Polnische nach und nach aus seiner Rolle als Umgangssprache und Gebetssprache der Juden durch die deutsche Mundart, die die Neuangekommenen mitbrachten, verdrängt. Der Kampf zwischen den beiden Sprachen dauerte in den einzelnen Städten verschieden lange. So wurde in Krakau erst in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch Gemeindebeschluß das Polnische in den Talmudschulen durch das Deutsche ersetzt. Die polnische Sprache unterlag in dem Kampf auch aus dem Grunde, weil das Judentum in Polen nicht so straff organisiert war wie in Deutschland. Die einwandernden deutschen Juden führten neben der Sprache auch eine hohe Intelligenz und viele gelehrte Männer in die neue Heimat mit. Alle diese Umstände wirkten zusammen, um dem Jüdisch-Deutschen jene einzigartige Stellung bei den Ostjuden zu verschaffen, die wir bis an die Schwelle der Jetztzeit beobachten können. Bereits im 16. Jahrhundert wurden Werke in dieser Sprache in Krakau und Lublin gedruckt und zwar nicht nur solche geistlichen, sondern auch weltlichen Inhalts. Unter den letzteren waren die jüdischen Fassungen mittelalterlich-deutscher Heldensagen besonders beliebt und wurden bis ins 19. Jahrhundert immer wieder aufgelegt [1].

Da in Polen Juden aus vielen deutschen Gemeinden, hauptsächlich Mitteldeutschlands und besonders des Rheinlands zusammenströmten, so ist zu erwarten, daß das Judendeutsch Elemente aus verschiedenen Mundarten in sich aufgenommen hat. Das ist auch, was den Wortschatz, die Konsonanten und die Vokalisation betrifft, der Fall. Der Konsonantismus ist in der Hauptsache mitteldeutsch mit einer ostmitteldeutschen Färbung, aber vom Niederdeutschen nicht beeinflußt.

---

1 L. Landau, Hebrew-German romances and tales and their relation to the romantic literature of the middle ages. Part I. Arthurian legends. Teutonia, 21. Heft Leipzig 1912.

So heißt es: *ferd* „Pferd“, *flegen* „pflegen“, *strump* „Strumpf“, *scheppen* „schöpfen“ usw. Doch fehlen auch vereinzelt oberdeutsche Spuren nicht: *putter* „Butter“, *keikeln* „gaukeln“.

Natürlich kann eine Sprache, die sich über ein so weites Gebiet erstreckt, weder einheitlich sein noch bleiben. Daher weist auch das Judendeutsche mancherlei Verschiedenheiten in den einzelnen Gegenden auf. Doch genügt es für einen allgemeinen Überblick, wie den hier zu gebenden, wenn wir drei Hauptmundarten auseinanderhalten. Im Norden das litauische Jiddisch, in der Mitte das polnische Jiddisch, dem sich im Südosten das galizisch-ungarisch-rumänische Jiddisch anschließt. Die Verschiedenheit der drei Hauptmundarten des Jüdisch-Deutschen zeigt sich vornehmlich bei der Entwicklung der Vokale, in der das polnisch-galizisch-rumänische Jiddisch zumeist eine Einheit bildet, in einzelnen Fällen aber auch in eine polnische und eine galizisch-rumänische Gruppe zerfällt. Übereinstimmungen des litauischen mit dem ungarischen Jiddisch sind vereinzelt vertreten [1]. Einige kurze Übersichten mögen das Gesagte veranschaulichen.

1. Das Polnisch-Galizische ist einheitlich:

Mittelhochdeutsch	Litauisch	Polnisch-Galizisch
tac „Tag“	*tog*	*tug*
jār „Jahr“	*jōr*	*jār*
mīn „mein“	*mein*	*mān*
boge „Bogen“	*bēgen*	*boigen*
sumer „Sommer“	*sumer*	*simer*
stein „Stein“	*štēn* (*š* = *sch*)	*štain*
boum „Baum“	*bēm*	*boim*

2. Polnisch und Galizisch-Rumänisch sind getrennt:

Mittelhochdeutsch	Litauisch	Polnisch	Südöstliche Mundarten
brōt „Brot“	*brēd*	*braud*	*broid*
grōz „groß“	*grēs*	*graus*	*grois*

3. Ungarisch stimmt nicht zum Galizisch-Rumänischen:

Mittelhochdeutsch	Litauisch	Polnisch	Galiz.-Rum.	Ungarisch
wīz „weiß“	*wēis*	*wais*	*wēis*	*wās*
vleisch „Fleisch“	*flēiš*	*flaiš*	*flēiš*	*flāš*

---

1 S. Birnbaum, Praktische Grammatik der Jiddischen Sprache, o. J. (1915). — R. Löwe, Die Jüdisch-Deutsche Sprache, Ost und West 1904, S. 655 ff. Neueste Darstellung der Forschungsergebnisse sowie der älteren Behandlung des Jüdisch-Deutschen von F. Perles in den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Bd. 43, S. 296 ff. und Nachtrag Bd. 44, S. 182 ff. Ältere Arbeiten von J. Gerzon, Die jüdisch-deutsche Sprache, Frankfurt a. M. 1902 (Heidelberger Diss.); L. Sainéan, Essai sur le judéo-allemand in den Mémoires de la Société de Linguistique de Paris, Bd. 12 (1903), S. 90 ff. und S. 176 ff. Ferner mehrere Aufsätze von H. Bourgeois in der Revue de Linguistique, Bd. 53 und folgende, usw.

Fassen wir den Wortschatz des Jüdisch-Deutschen ins Auge, so lassen sich die Einwirkungen der verschiedenen deutschen Mundarten gut verfolgen. So hat z. B. das Jiddische zwei Ausdrücke für den Bodenraum eines Hauses, das niederdeutsche *bēdem* = Boden und das mittel- und oberdeutsche *speichler* = Speicher. Jiddisch *schaff* „Schrank“ ist niederdeutschen Ursprungs, während das gleichbedeutende *schank* mit dem mittelrheinischen Gebrauch übereinstimmt. Gleichen Ursprungs wie die letztgenannte Wortform sind Ausdrücke wie *krenk* „Krankheit“, *glitšen* „schlittern“, *zich* „Kissenbezug“ und andere, während *stiwel* „Stiefel“ sowohl aus dem Rheinfränkischen wie aus dem Obersächsisch-Thüringischen stammen kann. Auf letztgenannte Mundarten gehen z. B. *borwes* „barfuß“, *wolwel* „wohlfeil“ zurück. Oberdeutsche Einwirkung fällt bei galizisch *samd* „Sand“, *ets* „ihr“, *enk* „euch“, *enker* „euer“, *sich buken* (ohne Umlaut) „sich bücken“, *umetum* „überall“ usw. auf. Es scheint, als ob der oberdeutsche Einfluß sich mehr bei der südlichen Gruppe des Jüdisch-Deutschen bemerkbar macht. Vieles alte Wortmaterial, das im heutigen Hochdeutsch und selbst in Mundarten nicht mehr erhalten ist, bewahrt das Jiddische noch. Beispiele sind: *trer* „Träne“, *swiger* „Schwiegermutter“, *schnur* „Schwiegertochter“, *tate* „Vater“, *zwele* „Handtuch“, *leilech* „Laken“, *welteg* „Freude“, *weteg* „Schmerz“, *zochen* „Docht“ usw.

Das Verkleinerungssuffix des Jüdisch-Deutschen, *-el*, ist entweder oberdeutschen oder schlesischen Ursprungs. Es bewirkt, wie in den deutschen Mundarten, Umlaut des Stammvokals. Es heißt daher im Jüdisch-Deutschen *fus* „Fuß“ und *fisel* „Füßchen“. Eigenartig ist die Mehrzahlbildung bei der Verkleinerungssilbe mittels *-ech*, also *fislech* „die Füßchen“[1]. Da wir gerade von der Mehrzahlbildung sprechen. so sei bemerkt, daß auf diesem Gebiet auch ein Einfluß des Niederdeutschen zu beobachten ist, insofern gelegentlich *s* als Pluralzeichen auftritt: *wolkens* „Wolken“.

Sehr altertümlich und dem mittelhochdeutschen Brauch entsprechend ist die Bildung der Zukunftsform mit *weln* „wollen“, wo das Neuhochdeutsche „werden“ setzt. Ebenso ist die Aussprache im Jüdisch-Deutschen noch vielfach dem mittelhochdeutschen Brauch entsprechend, wenn *ch* nach *i* und *e* hart (wie in *doch*) gesprochen wird: *fislech*, *ich*, und die Satzstellung, wenn im Nebensatz das Zeitwort nicht wie im Neuhochdeutschen unter lateinischem Einfluß ans Ende zu treten braucht, sondern die Stellung wie im Hauptsatz behält.

---

1 In der fränkisch-hennebergischen Mundart *Mädle*, Plur. *Mädlich*. S. Schleicher, Die deutsche Sprache, 3. Aufl. S. 230. J. Grimm, Deutsche Gramm. 3, S. 614. K. Weinhold, Mittelhochdeutsche Gramm. § 262.

Der Umstand, daß das Jüdisch-Deutsche heute durchweg als Familiensprache der Juden im Osten gilt — soweit sie nicht aus kulturellen Gründen zu den einheimischen Landessprachen übergetreten sind — und die früher üblichen slavischen Judensprachen verdrängt hat, geht auf die bewußte Tätigkeit der Rabbiner und Lehrer zurück. Nachdem die nicht übermäßig zahlreichen Juden in den slavischen Ländern, deren Muttersprache nichtdeutsch war, die deutsche Sprache angenommen hatten, trat insofern eine Erstarrung der jüdisch-deutschen Mundart ein, als sie an der Weiterentwicklung des Hochdeutschen im Heimatland nicht mehr teilnahm. Der altertümliche Charakter des Jüdisch-Deutschen und seine Sonderentwicklung sind dadurch bedingt, daß es nicht in Berührung mit der lebendigen Sprache der Deutschen, auch in Deutschland selbst, blieb, da die Juden auch hier absichtlich von den herrschenden Ständen vom allgemeinen Kulturleben abgeschlossen und in Ghettos eingesperrt worden waren. So entstanden nicht nur im slavischen Osten, sondern auch in Deutschland selbst einheimische Judendialekte, die je nach dem Wohnsitz der Juden ihre besondere Färbung als fränkische, bayrische, hessische, elsässische usw. Mundart annahmen. Selbst im Ausland, in Holland und Dänemark haben sich eigenartige, von den Landessprachen beeinflußte jüdisch-deutsche Mundarten herausgebildet.

Die oben genannten östlichen jüdisch-deutschen Dialekte erhalten ihren besonderen Charakter außer durch ihre Altertümlichkeit im Wortschatz und in der Aussprache sowie durch ihre eigenartige Lautentwicklung im besonderen Maße durch die vielen Entlehnungen aus fremden Sprachen. In Betracht kommen für die osteuropäischen Mundarten des Jüdisch-Deutschen in erster Linie die slavischen Sprachen, vor allem das Polnische. Schon seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts, also bald nach der Einwanderung der deutschen Juden in Polen finden sich polnische Elemente im Jüdisch-Deutschen. Jünger sind die Entlehnungen aus dem Russischen und in Ost-Galizien aus dem Ruthenischen. Zumeist sind es Ausdrücke des täglichen Lebens und von Gebrauchsgegenständen, die aus dem Slavischen entlehnt sind. Um einige von ihnen zu nennen: *kischke* „Darm“ (polnisch *kiszka*), *pripetschik* „Sitz am Ofen“ (polnisch *przypiecek*), *lokschen* „Nudeln“ (slavisch *loksa*), *gatis* „Unterhose“ (polnisch *gatki*), *tsap* „Ziegenbock“ (polnisch *cap*). Seltener werden Benennungen für Personen entlehnt. Zu erwähnen wäre: *babe* „Großmutter“ (polnisch *baba* „Alte“), *kotler* „Kesselschmied“ (polnisch *kotlarz* [1]). Bei weitem die Hauptmenge aller Entlehnungen aus einer Fremdsprache stammt

---

[1] Vgl. L. Sainéan, Das Jüdisch-Deutsche, Mémoires de la Société de Linguistique de Paris, Bd. 12 (1903), S. 90ff. und 176ff.

aber aus dem Hebräischen. Vor allem eine große Anzahl religiöser Ausdrücke, auf das Familienleben bezüglicher Wörter, zahlreiche Abstrakta, die Termini des Handels, ja sogar ganze Formeln sowie einzelne Partikeln werden aus dem Hebräischen entlehnt. Beispiele zu geben ist überflüssig, da eine ganze Anzahl der aus dem Hebräischen stammenden Ausdrücke des Jüdisch-Deutschen noch heute nicht nur in der Umgangssprache der hochdeutsch sprechenden Juden im familiären Verkehr gebraucht werden, sondern auch in christlichen Kreisen nicht unbekannt sind. Im Hinblick auf die Zusammensetzung seines Wortschatzes aus den verschiedenartigsten Quellen hat man das Jüdisch-Deutsche nicht ganz unzutreffend mit dem Englischen verglichen. Aber selbst den Vergleich mit unserer deutschen Muttersprache braucht es in dieser Hinsicht nicht zu scheuen. Denken wir nur daran, eine wie große Menge lateinischen Sprachguts bereits in der vorliterarischen Zeit, später durch die Kirche und endlich durch den Humanismus in die deutsche Sprache eingedrungen ist! Erinnern wir uns ferner daran, daß das Französische zweimal, zur Zeit des Rittertums und zur Zeit der Aufklärung, den deutschen Wortschatz in ähnlicher Weise bereichert hat, wie es in neuester Zeit, dem Zeitalter der Technik und des Sports, das Englische getan hat. Freilich sind die Entlehnungen des Jüdisch-Deutschen zumeist auf anderen Gebieten erfolgt als diejenigen, die für unsere hochdeutsche Sprache in Betracht kommen, doch gibt es auch Berührungspunkte, wenn z.B. das Deutsche wie das Jüdisch-Deutsche viele Ausdrücke des religiösen Lebens aus der heiligen Sprache, die hier das Lateinische, dort das Hebräische ist, entlehnt.

Über die Zukunft des Jüdisch-Deutschen lassen sich schwer Voraussagungen machen. Vorläufig ist es nicht nur in Osteuropa, sondern auch in den großen Kolonien osteuropäischer Juden in England wie in Amerika, ja sogar in Palästina noch immer die herrschende Umgangssprache. Natürlich kann das Jüdisch-Deutsche nur da weiter bestehen, wo die Juden in enggeschlossenen Verbänden zusammenleben. Wo sie sich unter die übrigen Landesbewohner verteilen, ist das Jüdisch-Deutsche unweigerlich auch bei den Ostjuden dem Untergang geweiht.

Doch von diesem Zeitpunkt ist das Jiddische noch weit entfernt. Gegenwärtig ist es in einer Periode lebhafter Expansion begriffen. Überall, wo Ostjuden in größerer Zahl hinkommen, gründen sie jiddische Zeitungen und jiddische Theater, werden jiddische Lieder gesungen und jiddische Bücher gedruckt. Das Interesse für diesen, aus alter deutscher Quelle entsprungenen Dialekt beginnt auch in den Kreisen der wissenschaftlichen Germanistik zu erwachen. Nicht selten erscheinen in ihren Zeitschriften oder in Gelegenheitsschriften

Untersuchungen und Aufsätze, die der Erforschung dieses sehr entstellten, aber in mancher Hinsicht auch altertümlichen Sprößlings der deutschen Muttersprache gewidmet sind. Freilich steht die Forschung erst in den Anfängen [1]; noch harrt eine Menge nur handschriftlich bewahrter älterer jüdisch-deutscher Literatur der Herausgabe, und erst, wenn diese Quelle erschlossen ist, wird das Jüdisch-Deutsche in seiner historischer Entwicklung und in seinen Ursprüngen deutlicher zu erkennen sein.

---

1 Ihr dient die neugegründete Zeitschrift: Jiddische Philologie, 1. Band, herausgegeben von Max Weinreich, Warschau 1924.

XIV.

Die heutigen Juden als Rasse.

In der viel erörterten, von der Parteien Haß und Gunst umstrittenen Frage, wie weit die heute über die ganze Erde zerstreuten Juden noch ihre rassenhafte Eigenart bewahrt hätten, stehen sich zwei Ansichten schroff gegenüber. Nach der einen sind die Juden heute nur noch eine Religionsgemeinschaft, an einzelnen Mittelpunkten auch eine Kulturgemeinschaft, die ein Konglomerat aus allen den Rassen und Völkern darstellt, denen die Juden auf ihren vielen Wanderungen begegnet sind und mit denen sie sich vermischt haben. Nach der anderen Ansicht wird die Vermischung nicht gerade geleugnet, aber als in ihrem Umfang sehr übertrieben hingestellt; die jüdische Rasse habe zudem alle diese Zuflüsse im Laufe der Entwicklung wieder aufgesogen und stehe noch heute ebenso einheitlich und charakteristisch da wie je zuvor. Welche von beiden Meinungen ist die richtige? Der Streit darüber wird noch verwickelter, weil dabei nicht nur die sachliche Überzeugung, sondern auch persönliche Motive im Spiel sind. Neigung oder Abneigung, zufällige Erfahrungen nach der einen oder anderen Seite, politische Ziele bestimmen und trüben nicht selten das Urteil. Wir wollen uns in den folgenden Ausführungen von diesen Fehlerquellen soweit wie möglich frei zu halten versuchen und nur die Tatsachen sprechen lassen. Vorerst aber wollen wir Vertreter der beiden entgegengesetzten Ansichten zu Wort kommen lassen. Ignaz Zollschan steht auf dem Standpunkt, daß das jüdische Volk in rassenhafter Hinsicht noch im wesentlichen eine Einheit darstelle[1]: „Der Jude der Gegenwart bildet einen in hohem Maße einheitlichen Typus ohne Rücksicht auf das geographische Terrain und auf die Rassenmerkmale der Eingeborenen". Zollschan schließt sich hierin vollständig an J. M. Judt[2] an, wie er ausdrücklich betont[3]. Andererseits findet

---

1 Das Rasseproblem unter besonderer Berücksichtigung der theoretischen Grundlagen der jüdischen Rassenfrage. 2. Aufl., S. 55.

2 Die Juden als Rasse. Berlin o. J. (1900).

3 a. a. O. S. 45.

er, wie J. M. Judt übrigens auch, daß die heutigen Juden einen Gegensatz zu dem sogenannten rein semitischen Typus bilden, dessen Repräsentant der Stamm (welcher?) der Araberbeduinen ist[1]. Während sich bei den Beduinen 90 % Langschädel vorfinden, überwiegt bei den Juden die Zahl der Kurzköpfe. Wenn aber J. M. Judt noch die Arier-Hethiter-Theorie F. v. Luschans[2] zur Erklärung dieser Abweichung heranzieht, hält Zollschan diese Theorie für durchaus verfehlt[3].

Die Auffassung von J. Zollschan und J. M. Judt von der Konstanz der jüdischen Rasse stützt sich auf ältere Vorbilder. So schreibt R. Andree[4]: „In anthropologischer Hinsicht sind die Juden eines der interessantesten Objekte, denn mit gleicher Sicherheit läßt sich kein Rassetypus durch Jahrhunderte so zurückverfolgen wie gerade die Juden, und kein zweiter zeigt eine solche Konstanz der Formen, keiner hat so lange der Zeit und den Einwirkungen des Lebensraumes widerstanden als dieser. Selbst verhältnismäßig starke Beimischungen fremden Blutes wurden überwunden, es ergab sich aus den Mischungen kein neuer Typus, keine Amalgamierung fand statt, sondern das semitische Blut trug in der entschiedensten Weise den Sieg davon und der alte monumentale Judenkörper blieb ebenso erhalten wie der alte mit ihm fortererbte jüdische Geist. Wer einen Blick auf ägyptische und assyrische Monumente wirft, auf denen Juden vor ein paar tausend Jahren mit meisterhafter Sicherheit dargestellt wurden, dem kommt der Glaube an die Unveränderlichkeit des jüdischen Typus und er wird angeregt zu Vergleichen, indem er dort die Portraits von Leuten zu sehen glaubt, welche heute noch in Fleisch und Blut unter uns einher wandern. Mag der Jude noch so sehr Sprache, Kleidung, Sitten und Gebräuche der Völker, unter denen er zerstreut wohnt, angenommen haben, er bleibt sich doch überall im wesentlichen gleich — alles jenes ist nur ein Übergang, unter dem der permanente Hebräer fortlebt, derselbe in seinen Gesichtszügen, seinem Körperbau, seinem Temperament, seinem Charakter".

In der Überzeugung von der Dauer der jüdischen Rasse treffen sich also jüdische und christliche Beurteiler. Ihnen stehen die Verfechter der gegenteiligen Ansicht gegenüber, von denen wir jetzt ebenfalls einige zu Wort kommen lassen wollen.

Dr. S. Weißenberg aus Elisabethgrad, der in diesem Buch schon öfter genannt worden ist und Vertreter der meisten jüdischen Stämme, sehr oft an Ort und Stelle, anthropologisch untersucht hat

---

1 a. a. O. S. 41.
2 Siehe S. 13 f. dieses Buches.
3 a. a. O. S. 58.
4 Zur Volkskunde der Juden, S. 24 f.

und daher eine hervorragende Sachkenntnis besitzen dürfte, äußert sich über die hier zu behandelnde Frage folgendermaßen[1]:

„Außer den traditionellen Abzeichen (Paies, Beschneidung, Speisegesetze) ist es noch der charakteristische Gesichtsausdruck und die Körperhaltung der Juden, an denen man sie leicht erkennt. Jahrhundertelange Verfolgungen und Bedrückungen, Haß seitens der Nebenmenschen, Ausschließung aus dem allgemeinen Leben und deshalb Abschließung in sich selbst, einseitige Beschäftigung mit Handel, ewige Furcht hinterließen tiefe Spuren an der ganzen Erscheinung des Juden, die auch jetzt noch nicht ganz verschwunden sind ..... Wir besitzen leider keine Methoden den Gesichtsausdruck zu messen und die Anthropologen müssen hier das Feld den Dichtern und Künstlern räumen ..... Meiner Meinung nach sind es also häufiger die Seitenlocken oder ihnen ähnliche Dinge sowie der Gesichtsausdruck und die Körperhaltung, an denen die Juden diagnostiziert werden, nicht aber oder wenigstens selten ist es der scharf ausgesprochene, direkt in die Augen fallende Typus, der sie kenntlich macht ..... Ändern sich dieselben, so verschwindet auch die Erkennungsmöglichkeit, welche dann hier vielleicht nicht größer ist als zwischen einem Bauern und einem Gelehrten ..... Der Glaube an die Konstanz und Reinheit des jüdischen Typus ist ein Vorurteil: der Jude muß eben leicht zu erkennen sein, es soll sogar einen foetor judaicus[2] geben."

M. Fishberg[3] hommt zu der Schlußfolgerung, daß er in seinem Bemühen, die Rassenmerkmale der Juden zu ermitteln, zu einer langen Reihe negativer Resultate gelangt ist. Es habe sich kein typisches Merkmal gezeigt, das den Nachkommen der alten Hebräer unveränderlich anhaftet oder abgeht. Die Rassentypus-Homogenität der Juden sei nichts als Mythe. Höchstens könnte man einen sozialen und psychischen Typus, nicht aber einen anthropologischen erkennen. In Europa gibt es viele Judentypen, und eine ziemliche Proportion des auserwählten Volkes ist anthropologisch von slavischem, indogermanischem (?), turanischem, mongoloïdem, negroïdem und anderem Typus. Die Juden haben während ihrer zweitausendjährigen Wanderungen in verschiedenen Teilen der Welt fast überall neue Rassenelemente aufgenommen und dem Judenheitskörper einverleibt. Man kann also von ethnischer Einheit der modernen Juden oder von einer jüdischen Rasse so wenig wie

---

1 Archiv für Anthropologie, Bd. 23, S. 562 ff.

2 spezifisch jüdischer Geruch. Alles Ernstes wird er in dem Werke von F. v. Schwarz, Turkestan, 1900, wieder behauptet, wo freilich auch anderen Europäern eine spezifische Schweißausdünstung, allerdings keine so unangenehme wie den Juden zugeschrieben wird.

3 Die Rassenmerkmale der Juden. Deutsche Übersetzung. 1913, S. 256 ff.

von ethnischer Einheit der Christen oder Mohammedaner reden oder von einer unitarischen, kalvinistischen oder evangelischen Rasse. In den Adern der Juden Deutschlands, Österreichs und Englands fließt mehr „indogermanisches“ Blut (wenn etwas Derartiges überhaupt existiert) als in denen der „arischen“ Süditaliener, Griechen, Armenier und anderer dunkelfarbigen ethnischen Einheiten.

Gegen die Konstanz der jüdischen Rasse sprechen auch die von dem New-Yorker Anthropologen Franz Boas an Nachkommen europäischer Einwanderer angestellten Untersuchungen[1]. Sie erstreckten sich auf Süditaliener, die dem Mittelmeertypus angehören; Mitteleuropäer, die mittlere Größe, kurzen Kopf und hellere Farbe besitzen; Nordwesteuropäer, Menschen hohen Wuchses, langköpfig, mit heller Haut und blondem Haar; und endlich osteuropäische Juden, die in mancher Hinsicht den Mitteleuropäern ähneln. Die Untersuchungen haben nun gezeigt, daß die in Amerika geborenen Nachkommen dieser Menschentypen von ihren Eltern der Form nach verschieden sind. Die Unterschiede zeigen sich schon in früher Jugend und bleiben das ganze Leben hindurch bestehen. Jeder europäische Typus ändert sich dabei auf besondere Weise ..... In Amerika geborene Juden haben längere, schmalere Köpfe als die in Europa geborenen; der Kopf ist daher beträchtlich länglicher geformt. Das Gesicht ist schmaler, Körpergröße und Gewicht sind größer. In keinem der Typen aber zeigt sich eine nennenswerte Änderung der Haarfarbe.

Bei den Juden besonders zeigt sich, daß der Kopfindex der in Europa Geborenen immer fast der gleiche ist, einerlei wie alt das Individuum zur Zeit seiner Einwanderung war. Dieses steht natürlich zu erwarten, wenn die Einwanderer ganz oder fast erwachsen sind. Es ist aber merkwürdig, daß auch Kinder, die im Alter von einem oder wenigen Jahren in Amerika anlangen, den für in Europa Geborene charakteristischen Kopfindex bewahren. Bei europäischen Juden beträgt er etwa 83, bei amerikanischen Juden, die kurz nach Ankunft der Eltern in Amerika geboren sind, 82, und fällt für deren Kinder, d. h. bei Enkeln der Einwanderer, auf 79. Mit anderen Worten, der Einfluß der amerikanischen Umwelt macht sich sofort fühlbar und wächst langsam mit Zunahme des Zeitraums, der zwischen der Einwanderung der Eltern und der Geburt des Kindes liegt[2].

Franz Boas ist also ein Gegner der Theorie von der Konstanz der jüdischen Rasse und zeigt durch exakte Messungen ihre Ver-

---

1 Kultur und Rasse, 1914, S. 61 f.

2 Ebenso sind die Kinder der eingewanderten Armenier, die sich rassenhaft vielfach mit den Juden berühren, langköpfiger als die Eltern. Fr. Boas, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 56, S. 75.

änderlichkeit in Bezug auf die Schädelform (und auch auf die Körpergröße) an einwandfreien Beispielen.

Der gleichen Ansicht ist der Professor der Hygiene an der Universität Leipzig, Walter Kruse, wenn er ausführt[1], daß die Grundlage unserer heutigen Rassenlehre die Voraussetzung bildet, die sogenannten Rassemerkmale seien beständig. An der Hand eines umfangreichen Zahlenstoffs stellt er dieses „Axiom“ in Zweifel. Es stimme schon nicht bei der Körpergröße. So große zeitliche und örtliche Unterschiede kommen da innerhalb einer sonst gleichartigen Bevölkerung vor, daß man zu ihrer Erklärung an einen starken Einfluß der Lebensbedingungen denken muß. Besonders wichtig sind die Ergebnisse, die man bei Auswanderern beobachtet hat. Während in Europa z. B. der Deutsche 3—4 cm kleiner ist als der Engländer, verschwindet dieser Unterschied, wenn beide nach Nordamerika ausgewandert sind, also unter gleichen Bedingungen leben. Vielleicht eben so groß ist die Veränderlichkeit der Kopfform, die man für das wichtigste Rassenmerkmal zu erklären pflegt. Man war bisher meist geneigt, zeitliche und örtliche Unterschiede, die sich bei demselben Volke finden, durch dessen Zusammensetzung aus verschiedenen Rassen und durch Auslesewirkungen zu erklären, unterschätzte dabei aber offenbar den Einfluß der Lebensbedingungen. Krause hat für die deutschen Gebiete die Angleichung der jüdischen Kopfform an diejenige ihrer Wirtsbevölkerung festgestellt, ebenso wie sich die Kopfmaße von Deutschen verändern, die nach einer anderen Provinz ausgewandert sind. Daraus erhellt, daß bei uns in Deutschland die Kopfform weit stärker beeinflußt wird durch den Geburtsort als durch Vererbung seitens der Eltern. Welcher Art diese Einflüsse sind, anzugeben, sind wir vorläufig kaum imstande. Die Tatsachen zwingen uns aber, sehr vorsichtig zu sein bei der Benutzung der Kopfform als Rassenmerkmal. Die bei uns in Europa vom Süden nach Norden zu abnehmende Färbung der Juden spricht dafür, daß auch hier im Laufe der Jahrhunderte eine Umwandlung stattfinden kann, und die Tatsache, daß die Intensität der Farben bei der europäischen Bevölkerung fast regelmäßig von dem Norden nach dem Süden zu wächst, läßt sich ebenfalls dahin deuten, daß das Klima einen zwar langsam, aber sicher wirkenden Faktor für die Entstehung der Pigmentierung der Europäer abgibt. Alle diese Feststellungen bestärken Prof. Krause in seiner auf dem Naturforschertage zu Innsbruck ausführlich begründeten Überzeugung, daß die weitverbreitete

---

[1] Vortrag in der medizinischen Gesellschaft zu Leipzig am 26. Mai 1925. Bericht darüber in der Münchener Medizinischen Wochenschrift, 72. Jahrgang, Nr. 26 (26. VI. 1925), S. 1098 f. Dazu die Diskussion in Nr. 27 (3. VII. 1925), S. 1137 f.

Lehre von der Rassenzusammensetzung Europas mit dem größten Mißtrauen zu betrachten sei[1].

So stehen sich also noch immer die beiden Ansichten: hie Rasse — hie Volk unvermittelt gegenüber. Doch der mit großer Erbitterung geführte Streit zwischen beiden Lagern ist bei schärferem Zusehen nicht berechtigt. Denn wie so oft bei wissenschaftlichen Problemen, die sich nicht durch eine einheitliche und einfache Formel lösen lassen, liegt die Wahrheit in der Mitte: jede von beiden ist berechtigt, jede enthält einen Kern von Wahrheit.

Zweifellos finden sich selbst unter den heutigen Juden, die noch nicht lange aus ihrer erzwungenen Isoliertheit von ihren Wirtsvölkern herausgetreten sind, und ganz besonders unter denjenigen Juden, die noch jetzt in einer mehr oder weniger freiwilligen Absonderung leben, die alten uns aus den bildlichen Darstellungen des Altertums schon bekannten Typen noch immer, und andererseits geht ein speziell jüdischer Typus durch fast alle jüdischen Stämme der Erde hindurch, wie die beigegebenen Abbildungen zeigen, die den bekannten ehemaligen Zionistenführer Theodor Herzl (gest. 1904) neben zwei kaukasischen Juden (Abb. 32 auf Tafel XII) darstellen.

Aber daneben läßt sich nicht leugnen, daß es eine ganze Anzahl Juden gibt, deren Äußeres sie nicht von der andersgläubigen Bevölkerung ihres Landes unterscheiden läßt. Es ist fraglich, ob hierbei die Rasse eine ausschlaggebende Rolle spielt, oder ob es nicht eher äußerliche Merkmale (Weichteile des Gesichts, Haltung, Gang, Sprache) sind, die eine Unterscheidung verwischen. Denn man darf nicht vergessen, daß fast alle Völker, unter denen Juden leben, selbst mehr oder minder rassenhaft gemischt sind; es finden sich überall hochgewachsene und kleine Individuen, dunkle und helle Typen, beleibte und magere Menschen mit längeren oder kürzeren Extremitäten — kurz, mit all den Merkmalen, an denen man den Juden erkennen will. Selbst die charakteristische Judennase ist überall, bei Armeniern, Griechen und Türken sogar nicht selten anzutreffen. Andererseits ist sie bei den Juden und besonders bei den Ostjuden prozentual nicht allzu häufig wie statistische Erhebungen gezeigt haben (10% nach S. Weißenberg bei den südrussischen Juden).

Es muß also etwas anderes als die Rasse sein, das dem jüdischen Volk es ermöglicht hat, alle die verschiedenartigen Bestandteile, die ihm während der zwei Jahrtausende seiner Wanderungen unter den Völkern der Erde zugeflossen sind, im Laufe der Zeit zu amalgamieren und aus ihnen wieder ein einheitliches Ganze zu gestalten. Vielfach werden die eigentümlichen Religionsformen zur Erklärung herangezogen. Gewiß haben sie einen großen Einfluß auf die geistige Struktur

---

1 Vgl. auch Anm. 5 auf S. 4.

und damit indirekt auf die Formung des Gesichtsausdrucks und auf die Körperhaltung ausüben können. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß auch nach der Abstreifung der religiösen Form und selbst nach dem Übertritt zu einer anderen Religion das Band zwischen den Angehörigen des jüdischen Volkes nicht immer zerrissen wird. Häufig sind die Fälle, wo schon im Kindesalter getaufte Juden und Jüdinnen sich in der Ehe wieder zusammen finden. Welches unerklärliche Agens wirkt hierbei mit?

In der neuesten Behandlung des Problems der jüdischen Rasse, im Anhange eines größeren Werkes über die Rassenkunde des deutschen Volkes hat Dr. Hans F. K. Günther auch diese Frage einer Erörterung unterzogen [1]. Er ist zwar der Ansicht, daß die Juden nicht eine Rasse, sondern ein Volk bilden, glaubt aber nicht daran, daß dies Volk nur durch seine Religion zusammengehalten werde. Denn „der mosaische Kern — wenn man dies so nennen will — des jüdischen Volkstums schwindet von Jahr zu Jahr und wird besonders schnell schwinden, wenn das osteuropäische (polnische, russische, galizische) Judentum in die Formen des abendländischen Lebens mit einbezogen wird. . . . Schwindet so etwa auch der mosaische Kern des Judentums, so bleibt doch das Volkstum an sich bestehen. Den Zusammenhalt schafft ihm das eigenartige jüdische Blutbewußtsein. . . . Dies rassenkundlich sehr wichtige Gut, das kein europäisches Volkstum je besessen hat, ein besonderes Artbewußtsein [2], ein Blutbewußtsein, ist dem Judentum eigen und muß ihm mindestens seit der Zeit der Gesetzgebung Esras immer zu eigen gewesen sein: das Bewußtsein, anderen Blutes zu sein als jedes andere Volk, das Bewußtsein, von jedem andern Volk immer blutmäßig geschieden zu sein.

Man spricht deshalb irrtümlicherweise immer wieder von einer „jüdischen Rasse“, offenbar weil man annimmt, zur Ausbildung einer solchen blutmäßigen Abgeschlossenheit gehöre eine ganz besondere, einheitliche Rasse, die sich als Rasse von jeher rein erhalten habe. Diese volksläufige Annahme irrt, wenn sie auch mit ihrem Fehlausdruck „jüdische Rasse“ in nicht-wissenschaftlichen Zusammenhängen keinen Schaden anrichtet. . . . Das Judentum ist nämlich rassisch aus mehr einzelnen Rassen gebildet als irgend ein abendländisches Volkstum. Nur ist durch eine streng abschließende Gesetzgebung, die zu einer gewissen Inzucht führen mußte, im Laufe der Jahrhunderte wieder eine gewisse Einheit — man möchte sagen: eine Einheit zweiter Ordnung — entstanden: das jüdische Volkstum. Um ein Volkstum handelt es sich, nicht um eine Rasse. Daß es

1 Rassenkunde des deutschen Volkes, 5. Aufl. 1924, S. 435f.

2 Gedanke und Ausdruck stammen von W. Z. Ripley; s. weiter unten Anm. 1 auf S. 181.

sich um eine Rasse nicht handeln kann, muß schon daraus hervorgehen, daß man im jüdischen Volk eine große Anzahl sehr verschieden aussehender Menschen beobachten kann, daß man auch immer wieder Juden trifft, die kaum oder nur nach längerer Betrachtung als Juden erkennbar sind. Unter jedem europäischen Volk finden sich einzelne Juden, die von ihrer nichtjüdischen Umgebung kaum, hin und wieder gar nicht zu unterscheiden sind."

Günther führt hier zur Erklärung der auffallenden Tatsache, daß die Juden aus historischen Gründen keine Rasse sein können und doch ein ausgeprägtes Volkstum haben, den etwas mystischen Begriff des „Blutbewußtseins" oder „Artbewußtseins" ein. Die Unklarheit und Verschwommenheit dieses Begriffs muß ihm wohl selber aufgefallen sein, denn wiederholt versucht er, ihn genetisch und entwicklungsgeschichtlich schärfer zu erfassen. So definiert er ihn an einer anderen Stelle wie folgt[1]: „Die Strenge der Absonderung, die geradezu durch eine Sittenlehre gefordert wurde, welche den täglichen Verkehr des Juden mit Juden ganz anders regelte als seinen Verkehr mit Nichtjuden[2], diese sogar in die sittlichen Gebote hineindringende streng befohlene Absonderung, mußte nun zu einer Art Inzucht führen, zu einem Blutbewußtsein, wie kein anderes Volk es gekannt hat. Die durch den Gesetzesglauben geschaffene blutmäßige Absonderung, die nicht, wie man immer wieder hört, die Absonderung einer besonderen Rasse, sondern die Absonderung einer besonderen Rassenmischung war — diese Absonderung, die Bluttreue des Juden, hat das jüdische Volkstum bis heute als einen einzigartigen Menschenschlag gesichert erhalten."

Die an sich höchst seltsame Tatsache, daß ein rassenhaft so sehr gemischtes Volk wie das jüdische doch wieder eine auffällige Einheit darstellt, so daß man, wenn auch irrtümlicherweise, immer wieder von einer „jüdischen Rasse" spricht, wird durch die Einführung eines nicht näher bestimmbaren und umgrenzbaren Terminus, des „Blut- oder Artbewußtseins" schwerlich der Lösung näher gebracht. Man kann ein dunkles Problem nicht durch ein dunkles Wort aufhellen.

Versuchen wir deshalb, uns das Problem nochmals deutlich vor Augen zu führen, um dann, wenn auch nicht zu seiner endgültigen Lösung, so doch wenigstens zur Klarheit über dasselbe zu gelangen.

Daß das jüdische Volk im Laufe der zweitausend Jahre seiner Wanderung über die Erde auch in körperlicher Hinsicht nicht unverändert geblieben sein kann, sollte man aus allgemeinen Er-

---

1 A. a. O. S. 465f.

2 Welche Bestimmungen mag der Verfasser hier wohl im Auge gehabt haben? Etwa die Speisegesetze? Oder das Heiratsverbot mit Nichtjuden, das aber immer in Einzelfällen übertreten wurde?

wägungen schon annehmen. Dr. S. Weißenberg glaubt dies aber auch durch anthropologische Feststellungen an der Schädelform nachweisen zu können[1]. Bekanntlich sind die reinsten „Semiten", die Beduinen der Halbinsel Arabien, extrem langköpfig, und wir dürfen voraussetzen, daß in alter Zeit auch unter den Juden diese Kopfform vorherrschend gewesen sein muß. Weißenberg hat dies an dem allerdings recht dürftigen Material bestätigt gefunden und kommt in seinen Untersuchungen zu folgenden Ergebnissen:

1. Die Schädel des Altertums sind fast durchweg dolichokephal, während die des Mittelalters in drei Viertel der Fälle brachykephal sind. Es hat eine totale Umprägung der Form stattgefunden, deren Ursache wohl in stattgehabter Mischung in großem Maßstabe zu suchen ist.

2. Die sephardischen Schädel zeigen eine bewundernswerte Einheitlichkeit des Typus, indem sie fast ohne Ausnahme dolichokephal sind, während die Schädel der osteuropäischen Juden zur Hälfte brachykephal sind. Diese Brachykephalie steht mit derjenigen der mittelalterlichen Schädel wohl in irgend einem Zusammenhang. Der einzige kaukasische Schädel ist brachykephal.

Diese beiden Schlüsse zwingen zu einem dritten.

3. Die höchstwahrscheinlich, wie alle Semiten, langköpfigen alten Israeliten kamen bei ihrer Zerstreuung erstens in Berührung mit den Kurzköpfen des Kaukasus und des alpinen Europas und zweitens mit den Langköpfen des Mittelmeers. Während die beiden ersten sich umformten, bewahren die letzteren den alten Typus.

Es sind aber noch weitere Forschungen nötig, um diese Schlüsse zu bekräftigen oder zu entkräften.

Nun mag man zu der Frage, ob den Schädelmessungen wirklich eine so entscheidende Bedeutung zuzulegen ist oder nicht, stehen, wie man will, das Ergebnis der Untersuchungen von Dr. Weißenberg stimmt zu den Erwartungen, die man a priori für die Rassenverhältnisse der heutigen Juden hegen mußte. Denn wie alle viel umhergeworfenen Völker können die Juden unmöglich sich ganz den Einflüssen der Umwelt entzogen haben.

Überblicken wir das Resultat der bisherigen Erwägungen, so können wir sagen, daß

die theoretischen Erwägungen über die Zusammensetzung der jüdischen Rasse und der Überblick über ihre heutige Vertretung in den verschiedenen Teilen der alten Welt zu dem Ergebnis führen, daß das jüdische Volk vermutlich niemals eine unvermischte Rasse darstellte und in der Jetztzeit noch weiter als in alter Zeit von

---

[1] Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden, Jahrgang I (1905), Heft 5, S. 4ff.

solcher Einheitlichkeit entfernt ist. Hierin teilt es das Schicksal aller Kulturvölker auf dem viel durchwanderten Boden Europas sowie Vorderasiens. Bei keinem von diesen Völkern kann man mehr von reiner Rasse sprechen; ja, bei den Völkern Mitteleuropas vermag man nicht einmal zu sagen, welcher seiner Rassenbestandteile der dominierende ist, da sich im Laufe der Zeit zahlreiche Mischformen herausgebildet haben, deren Einreihung unter den einen oder andern Komponenten Schwierigkeiten bereitet.

Für das jüdische Volk gelten die gleichen Voraussetzungen wie für die genannten Kulturvölker. Sie komplizieren sich noch weiter dadurch, daß die Hauptmenge seiner Angehörigen nicht an einem bestimmten Punkte der Erde konzentriert, sondern bereits fast zweitausend Jahre in steter Bewegung ist. Dieses Wanderleben brachte die Juden nicht nur in Berührung mit den verschiedenen Varietäten der kaukasischen Rasse, sondern an deren Randgebieten auch mit Angehörigen ferner stehender Rassen, mit den hamitischen Abessiniern und den Negern in Afrika, den Mongolen in Ostasien und den Tamilen in Indien. Alle Unterabteilungen der weissen Rasse wie die genannten Fremdstämme haben auf die jüdische Rasse abgefärbt. So konnten manche Forscher zu dem Ergebnis kommen, daß das jüdische Volk überhaupt keine Rasse mehr darstelle, sondern nur noch eine Religionsgemeinschaft sei, die sich in anthropologischer Hinsicht von den Völkern, in deren Mitte ihre Bekenner leben, nicht wesentlich unterscheide. Doch diese Schlußfolgerung kehrt die unzweifelhaft vorhandene Übereinstimmung zwischen den Juden und der autochthonen Bevölkerung ihrer Umgebung allzu stark hervor und vernachlässigt darüber die Verschiedenheiten.

Die eine Tatsache läßt sich nicht bestreiten: es gibt ohne Zweifel einen jüdischen Typus, der freilich nicht bei allen Individuen des jüdischen Volkes in scharfer Ausprägung zu Tage tritt, zuweilen auch ganz fehlt. Worin besteht nun die Eigenart dieses jüdischen Typus und welches sind seine Merkmale? Um der Beantwortung dieser Frage näher treten zu können, müssen wir vorerst eine schärfere Formulierung der Fragestellung vornehmen. Der jüdische Typus kann von zwei Gesichtspunkten aus ins Auge gefaßt werden. Zunächst können wir ihn als Übereinstimmung in gewissen körperlichen Merkmalen, wie dunkler Haar- und Augenfarbe, fleischigen Wangen, fleischiger Nase und großen, tiefliegenden, oft mandelförmigen Augen mit stark entwickeltem Oberlid und langen Wimpern, stark geschwungenen Augenbrauen usw., kurz in den für die semitische Rasse charakteristischen Kennzeichen (vgl. Abschn. I, S. 10) finden. Ein solcher noch heute bei fast allen jüdischen Gruppen vertretener Typus liegt bei den auf Tafel XII abgebildeten beiden kaukasischen Juden vor, mit dem 1904 verstorbenen Zionistenführer Theodor

Herzl in der Mitte, wo die Übereinstimmung im Gesichtsausdruck, dem Blick der Augen, dem Haarwuchs in die Augen springt. Jeder wird in seinem jüdischen Bekanntenkreis leicht entsprechende Typen auffinden, auch in Ost- und Westeuropa. Desgleichen ist der sog. Hethitertypus mit kurzem Schädel und dicker, weit vorspringender Nase überall unter den Juden Europas anzutreffen, seltener allerdings in Nordafrika oder im Jemen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir in diesen beiden, unter den Juden weitverbreiteten Typen, die besonders häufig an den Stellen auftreten, wo sie in eng geschlossenen Siedlungen zusammenwohnen, Relikte der beiden uralten Komponenten des jüdischen Volks zu erblicken haben. Sie haben sich infolge der relativen Abgeschlossenheit der Juden die Jahrtausende hindurch nahezu unverändert erhalten und werden in der nord- und mitteleuropäischen Umgebung als fremdartig und für die Juden charakteristisch empfunden. In Südeuropa bzw. Vorderasien sind die beiden Typen natürlich ebenfalls bei den Juden vertreten, aber auch bei der einheimischen Bevölkerung, nicht selten sogar in noch stärkerem Maße. Es kommt daher des öfteren vor, daß Armenier oder Griechen bei uns als Juden angesehen werden. Doch auch in dieser rassenhaft ziemlich gleichen Umgebung erkennen die Eingeborenen in der Regel den Juden. Hier tritt das zweite Moment in Wirksamkeit, das für den jüdischen Typus in Betracht kommt: die in den Gesichtszügen sich widerspiegelnde, speziell jüdische Mentalität, zum Unterschied von dem Rassetypus kein Natur-, sondern ein Gesellschaftsprodukt, das in der eigenartigen jüdischen Atmosphäre des Ghettolebens seinen Ursprung hat und nur unter gleichen Bedingungen erhalten bleibt. Aus der körperlichen Degenerierung von Individuen, denen Luft und Licht, ja selbst die Baustoffe für den Körper auf ein Minimum reduziert sind, erklären sich die welken Gesichtszüge und die geringe Muskelentwicklung des Leibes; aus der vorwiegend geistigen Beschäftigung beim Studium des Talmud und dem Lebenserwerb durch stete List und Berechnung das Durchgeistigte des Blicks und das lebhafte Mienenspiel des Gesichts [1]. Wenn diese verkümmerten Gestalten zeitig aus ihrer verderblichen Umgebung herausgenommen werden, entwickeln sie sich sofort weit besser, die genannten Eigenarten werden zurückgedrängt und verschwinden in der nächsten Generation. Wenn das Kind des

---

1 W. Z. Ripley will in dem charakteristischen, gleichmäßigen Gesichtsausdruck der Juden eine Art „künstlicher Auswahl" (*artificial selection*) erblicken, die aus ihrem „Artbewußtsein" (*consciousness of kind*) ebenso wie z. B. bei den Basken zu erklären sei: Vgl. Appleton's Science Monthly. New York, Bd. 54 (1898/99) Nr. 2—3 und das Referat darüber unter dem Titel „Ripley über die Anthropologie der Juden". Globus, Bd. 76 (1899), S. 21 ff. — Ich weiß mit den mystischen Begriffen „künstliche Auswahl" und „Artbewußtsein" nichts Rechtes anzufangen, wie schon oben bemerkt.

Ghettojuden verschüchtert und ängstlich ist, tritt der Sprößling des in Palästina oder Argentinien angesiedelten jüdischen Bauern seinem ererbten Temperament entsprechend als unbändige Range auf. Die Nachkommen des nach Nordamerika ausgewanderten osteuropäischen Juden sind nicht selten von eingeborenen Amerikanern kaum zu unterscheiden, wenn sie in deren Umgebung und in steter Berührung mit ihnen aufgewachsen sind. In den jüdischen Vierteln New-Yorks, Londons oder anderer großer Städte, wo nur Ostjuden unter sich leben, hält sich der jüdische Gesichtsausdruck infolge der Abschließung weit besser. Dieselbe Beobachtung kann man in Deutschland oder Frankreich machen. Besonders in den Gegenden, wo die Juden seit mehreren Generationen in völliger Freiheit wohnen, wie z. B. in Westdeutschland, ist der jüdische Typus bei den alteingesessenen Familien vielfach im Schwinden begriffen oder ganz geschwunden, und viele dortigen Juden sind von den anderen Landesbewohnern äußerlich schwer oder nicht unterscheidbar.

Eine andere Eigenart des typischen Juden, sein lebhaftes Gebärdenspiel und die stete Bewegung des Körpers sind anders als die jüdische Physiognomie zu beurteilen. Hier liegt ein Rest ursprünglicherer Kultur vor, die älter ist als die dem gebildeten Mitteleuropäer heute vertrauten Umgangsformen. Mittelalterliche Miniaturen von Personen in lebhafter Unterhaltung zeigen uns ganz dieselben Handbewegungen, die wir als charakteristisch für die polnischen Juden empfinden, und das Wiegen des Oberkörpers beim ausdrucksvollen Sprechen kann man bei Leuten von geringer Bildungsstufe auch bei uns beobachten. Die Ostjuden haben die Umgangsformen einer versunkenen Zeit gleichwie ihre Sprache und Aussprache in ihrer Abgeschlossenheit treu bewahrt und bieten uns in dieser Hinsicht ein Spiegelbild unserer eigenen Vergangenheit.

Der eigenartige jüdische Tonfall dagegen ist wohl aus einer besonderen Veranlagung zu erklären, die allerdings nicht, wie manche Schriftsteller annehmen wollen, auf anatomische Besonderheiten im Bau des Kehlkopfes und der übrigen Sprachwerkzeuge bei den Juden zurückgeht, sondern aus Vererbung und Überlieferung zu erklären ist, die ihren Ursprung vielleicht im Singsang beim Talmudstudium hat. Alle diese äußerlichen Eigenheiten in Körperhaltung und Sprechweise sind, im Gegensatz zur jüdischen Physiognomie, nur wenig dauerhaft und verschwinden sehr bald, wenn die jüdische Jugend gemeinsam mit der christlichen Jugend eines Landes heranwächst. Als rassenhafte Eigentümlichkeiten sind die Körperbewegungen der Juden nicht aufzufassen; man könnte sie allenfalls auf das lebhaftere Temperament vieler Juden zurückführen und in Parallele mit gleichartigen Erscheinungen bei der südeuropäischen Bevölkerung stellen.

Ebensowenig läßt sich aus der Schädelbildung ein Charakteristikum der jüdischen Rasse entnehmen trotz des Fleißes, den viele Anthropologen auf die Feststellung der Form des Kopfes bei den verschiedenen jüdischen Gruppen verwandt haben. Im allgemeinen geht aus den Ergebnissen der Messungen, die in den vorangegangenen Abschnitten dieser Schrift summarisch mitgeteilt worden sind, nur eine Tatsache mit Sicherheit hervor: die Schädelform bei den Juden entspricht zumeist derjenigen der übrigen Landesbewohner, wenn man von den ganz jungen Einwanderungsschichten der Juden absieht, wie z. B. in Palästina, wo es eingeborene Juden nur in ganz verschwindender Zahl noch gibt. In Schweden, wo eine vorwiegend langschädlige Bevölkerung lebt, gibt es Juden auch erst seit einigen Jahrhunderten, in größerer Zahl wohl erst seit dem 19. Jahrhundert. Hier ist selbstverständlich die Schädelform der Juden eine andere als diejenige der Mehrzahl der Landesbewohner. Aber es scheint bei Nachkommen von Juden, die erst im Laufe des 19. Jahrhunderts in Nordamerika eingewandert sind, in gewissem Umfang nach den Feststellungen des New Yorker Anthropologen Fr. Boas eine Umgestaltung der Schädeldecke eingetreten zu sein (s. oben S. 174)[1]. Wenn aber die Umwandlung der Schädelform bei Nachkommen eingewanderter Juden richtig beobachtet ist, so ist die bisher geltende Lehre von der Konstanz und Vererblichkeit der Schädelform überhaupt in Frage gestellt. Wir müßten sie dann durch die Annahme einer gewissen Plastizität auch des Schädels ersetzen, wie sie für die Gesichtsform, also die Weichteile des Kopfes längst als erwiesen gilt. Wenn aber die Schädelform durch gewisse, uns noch nicht sicher erfaßte Bedingungen der Umwelt bedingt ist, dann ist es gar nicht mehr auffallend, daß die Kopfform der Juden sich der ihrer Wirtsvölker anpaßt.

Es ist weiter zu beobachten, daß die Juden seit ihrer Zerstreuung überwiegend in Städten wohnen. Bei der Stadtbevölkerung macht man die Beobachtung, daß die Schädelform dem Durchschnittsmaß der Schädel der sie umgebenden Landbewohner entspricht. Das ist leicht erklärlich, weil die Stadt stets einen Anziehungspunkt für die Umgebung bildet und sich daher alle in dieser vertretenen Typen mischen mußten. Der Zuwachs, der den Juden zu allen Zeiten aus der städtischen Bevölkerung ihres jeweiligen Aufenthalts zuströmte, brachte ihnen also auch die überwiegende Schädelform des betreffenden Gebietes. Inwieweit noch Angleichung nach den Beobachtungen von Fr. Boas mitspielt, läßt sich vorläufig noch nicht mit Sicherheit entscheiden.

---

1 Changes in bodily Form of Descendants of Immigrants. New York, 1912. S. auch das Zitat aus seinem Buch: Kultur und Rasse, oben S. 174.

Das Unternehmen, einen Stamm rassereiner Juden irgendwo auf Erden auffinden zu wollen, ist daher aussichtslos, ganz abgesehen davon, daß wir wohl zwei Hauptkomponenten des jüdischen Volks aus seiner alten Zeit ermitteln konnten, aber keine Sicherheit haben, daß dies die einzigen Rassenelemente sind, die bei ihm vertreten waren. Solange wir die von den Juden aufgesogene Urbevölkerung Kana'ans rassenmäßig nicht näher zu bestimmen vermögen, kann keine Klarheit über diese Frage geschaffen werden. Am wahrscheinlichsten ist es, daß die jemenitischen Juden den semitischen Typus des jüdischen Volkes am reinsten fortsetzen, obwohl auch hier der Verdacht der Beimischung arabischen Blutes besteht. Aber selbst dann würde es sich doch nur um zwei Zweige desselben Stammes handeln. Auch die nordafrikanischen und südeuropäischen Juden dürften wohl in älterer Zeit nur naheverwandte, gleichfalls der Mittelmeerrasse angehörige Elemente in sich aufgenommen und daher dem Urstamm näher geblieben sein als die nordeuropäischen Juden. Diesen mußte in einer rassenhaft andersartigen Umgebung das meiste fremde Blut zufließen. Da sie nun bei weitem die Hauptmenge (etwa $^9/_{10}$) der heute lebenden Juden ausmachen, so kann von einer einheitlichen jüdischen Rasse nicht mehr die Rede sein. Wie alle Völker Europas sind auch die unter ihnen wohnenden Juden in anthropologischer Hinsicht ein unentwirrbares Gemengsel, das wohl die alten Typen bewahrt, aber zahlreiche neue dazu aufgenommen hat, die jene stellenweise ganz in den Hintergrund gedrängt haben. Mag auch die Zufuhr fremden Blutes vielfach nur geringfügig gewesen sein, so mußte sie bei der bis ins vorige Jahrhundert auch viel geringeren Seelenzahl der Juden — noch für das 16. bis 18. Jahrhundert wird die Gesamtzahl der Juden auf der Erde nur auf 1 Million geschätzt — doch beträchtlich ins Gewicht fallen.

Auch in der Gegenwart bewirken die besonders in den unteren Kreisen der Großstadt recht häufigen Mischehen, bei denen der Mann ein christliches Mädchen heimführt, eine sehr bedeutende Veränderung des Typus bei den Kindern. Auch der umgekehrte Fall, wo der Mann Christ und die Frau Jüdin ist und die Kinder doch dem Judentum zugeführt werden, ist gar nicht selten. Das Material, das dem Verfasser durch seine amtliche Stellung in dieser Hinsicht zur Verfügung steht, kann an dieser Stelle nicht im einzelnen ausgebreitet werden. Durch den Krieg ist diese Mischung noch beschleunigt worden [1].

---

1 Die Zahl der Mischehen ist seit dem Kriegsende im Wachsen begriffen. In Preußen wurden im Jahre 1921 neben 4049 rein jüdischen Ehen 1387 Mischehen geschlossen. Im Jahre 1922 ist das Verhältnis 3507:1522. In Berlin ist die Zahl der Mischehen mehr als halb so groß wie die Zahl der jüdischen Ehen (1921 = 1591:738; 1922 = 1422:781).

Nicht zu unterschätzen ist schließlich der kulturelle Einfluß der Umgebung, der den Typus der Juden erheblich zu beeinflussen vermag. Wir haben frappante Beispiele dafür im Laufe dieser Untersuchung kennen gelernt, z. B. bei den chinesischen Juden (Abschnitt V). Aber auch in Europa ist der Jude den Einwohnern seines Heimatlandes mehr oder minder angeglichen, sobald er sich nur lange genug in dem gleichen Milieu unbehindert und frei bewegen konnte. Dafür ein unbefangenes Zeugnis eines scharfen Beobachters:

On reproche, à tort, aux Israélites de n'être d'aucune nation et de former, d'un bout à l'autre de l'Europe, un peuple homogène, imperméable aux influences des peuples différents chez qui ils sont campés. En réalité, il n'est pas de race qui prenne plus facilement l'empreinte des pays où elle passe; et s'il y a bien des caractères communs entre un Israélite français et un Israélite allemand, il y a plus encore de caractères différents, qui tiennent à leur nouvelle patrie; ils en épousent, avec une rapidité incroyable, les habitudes d'esprit [1].

Wenn sich die vorstehenden Bemerkungen des hervorragenden französischen Schriftstellers auch wesentlich auf geistige Eigenschaften beziehen, so steht doch daneben auch die Tatsache, daß eine gewollte körperliche Angleichung, zumal in Nordeuropa, an ihre Umgebung von vielen Juden erstrebt wird. Da in den germanischen Ländern der blonde Typus als Schönheitsideal gilt, so sucht sich der Jude diesem Typus, wenigstens in seinen Nachkommen anzugleichen. Daher nicht selten in Heiratsgesuchen als Bedingung zu lesen ist, daß die künftige Gattin „blond, blauäugig und von schlankem Wuchs“ sein solle. Wird ein fremdes Kind von einem kinderlosen jüdischen Ehepaare zu adoptieren gesucht, so muß es in der Regel ebenfalls blond und blauäugig sein. So findet bei den Juden in Nordeuropa eine gewollte Auslese statt, die sie dem Schönheitstypus dieser Gegenden immer näher bringen soll.

Freilich werden nicht alle Juden sich angleichen können. Aber ihre Wirtsvölker enthalten ja auch nicht nur reinrassige Typen, die ihrem Schönheitsideal entsprechen. „Der Körperbau und der Ausdruck der Formen, der unseren Idealen am nächsten kommt, findet sich bei Menschen in ausgeglichener Lebenslage. In allen Ständen und auf allen Entwicklungsstufen erfreuen uns von der Natur besonders glücklich Ausgestattete. Nur sind solche Vorzüge nicht Gemeingut ganzer Völker oder, wenn man will, Merkmale von Rassen, sondern von Familien. Sicherlich haben die Vorfahren der Europäer ebensowenig wie die Wilden der Gegenwart den edlen, großzügigen Ge-

---

1 Romain Rolland, Jean Christophe, Nouvelle Edition, Bd. 2, S. 73f.

stalten geglichen, die uns in Abbildungen nach klassischen Mustern vorgelegt werden“ [1].

Ziehen wir aus den vorstehenden Ausführungen die für die Juden gültigen Schlüsse, so kommen wir zum folgenden Ergebnis: Zweifelsohne sind unter den heutigen Juden die alten Elemente noch vorhanden und treten an den Stellen am meisten in die Erscheinung, wo sie durch die Ausprägung des jüdischen Typus unterstrichen werden. Daneben aber enthalten die Juden überall in mehr oder minder hohem Maße fremdartige Elemente, die das alte Bild der jüdischen Rasse immer mehr verwischen, je mehr sich die Juden ihrer Umgebung anpassen. Der jüdische Typus, d. h. der eigenartige Gesichtsausdruck verfällt außerhalb der dichten Judenansiedlungen gleichfalls diesem Schicksal. Es ist bekannt und häufig zu beobachten, daß Kinder von typisch jüdisch aussehenden Eltern sich in den Gesichtszügen, der Körperhaltung, den Bewegungen usw. ganz außerordentlich schnell ihrer christlichen Umgebung anpassen, so daß sie nur schwer noch als Juden erkennbar sind. Die beigegebenen Bilder zweier junger westdeutscher Juden aus dem Bekanntenkreis des Verfassers mögen dies bestätigen (s. Tafel XXXIV, Abb. 79—80).

Wie sich in den aufeinanderfolgenden Generationen der jüdische Typus abschwächen und fast ganz verlieren kann, zeigt das beigegebene Bild aus der eigenen Familie des Verfassers. Hier sind Großmutter, Mutter und Tochter seiner Frau samt dieser zu sehen. Es hat keinerlei christliche Blutmischung stattgefunden. Die beiden älteren Frauen sind in Ostdeutschland, die beiden jüngeren in Westdeutschland geboren. Die Auswahl ist die des ältesten Kindes aus jeder Generation (Abb. 89 auf Tafel XXXVIII).

Man ersieht, daß der jüdische Typus sich nicht wie ein unentrinnbares Verhängnis von Geschlecht zu Geschlecht forterbt. Wie wenig er oft ohne äußere Kennzeichen ins Auge fällt, dafür gibt es ja zahllose Belege. Ein amüsantes Beispiel erzählt Dr. I. Kastan, ein Mitarbeiter des Berliner Tageblatts [2]. Er schreibt:

„Einst stritt sich eine Anzahl Berliner Schulmänner über die Darwinsche Lehre, ohne den Streitfall schlichten zu können. Da verfiel ein durch seinen originellen Geist und schlagfertigen Witz stadtbekannter Schulmann auf folgendes Auskunftsmittel: Er entfernte sich für einen Augenblick, winkte einem Zeichenlehrer, ihm zu folgen, und holte aus einer Bildermappe ein Blatt heraus, auf dem etwa 25 jüdische Gelehrtenköpfe abgebildet waren. Nun verlangte er von dem Zeichenlehrer folgendes: Er möchte sich aus dieser Bildnisreihe denjenigen Kopf aussuchen, den er für den

1 G. Pechuël-Loesche, Die Loango-Expedition, Bd. 3, 2. Abs., S 10f.
2 Berliner Tageblatt vom 26. April 1920.

typisch jüdischsten hielt. An der Gesichtsbildung dürfe er nicht das mindeste ändern. Nur solle er anstatt der altjüdischen Tracht dem betreffenden Konterfei einen Jahnschen Turnrock mit übergelegtem deutschen Hemdkragen beigeben. Das so hergestellte Bild machte dann die Runde durch sämtliche Berliner Maler, Zeichner und Bildhauer. Jeder sollte die Frage beantworten, welcher Rasse wohl das betreffende Porträt angehöre. Die Antwort lautete einstimmig: „Der alte Jahn.“ Nur ein einziger machte ein Fragezeichen und schrieb dahinter: „Vielleicht doch ein Jude.“ Und wer war dieser einzige, vielleicht mißtrauisch Gewordene? Adolf Menzel“.

Die Geschichte mag vielleicht erfunden sein. Aber eines steht fest: an sich ist der jüdische Typus keine unabänderliche Größe. Vielmehr ist zu seiner starren Erhaltung Abgeschlossenheit der Juden von der umgebenden Bevölkerung erforderlich. Wo sie gelockert wird, gleicht sich der Typus der Juden dem allgemeinen Bevölkerungstypus mehr oder weniger an, oft in bewußter Absicht. Sowohl die Entstehung wie die Erhaltung des jüdischen Typus sind also eng verbunden mit dem Eigenleben der von der anderen Bevölkerung der betreffenden Gegend abgesonderten jüdischen Gruppe, ein Umstand, der infolge sozialer Differenzierung zur Ausprägung der unterscheidenden Gesichtszüge führt. Unter allen Momenten der sozialen Differenzierung — Herkunft, Stand, Beruf, Einkommen usw. — ist unstreitig die Konfession eines der bedeutungsvollsten. Es darf daher nicht wundernehmen, daß gerade bei den Juden die Gesichtszüge zu einem der auffallendsten Erkennungsmittel geworden sind. Wie man bei dem Gelehrten, dem Schauspieler, dem Schulmeister, dem Offizier usw. zumeist einen charakteristischen Gesichtsausdruck findet, der, die geistige Beschäftigung des Betreffenden widerspiegelnd, seinen Standestypus kennzeichnet, so spiegelt sich das besondere Geistesleben des Juden auf seinem Gesicht. Diese nur dem Auge, nicht dem Maßstab faßbaren Linien sind viel bedeutungsvoller für die jüdische Rasse als die anatomischen Merkmale des Körperbaus und der Schädelform. Die letzteren wechseln nicht nur von Gegend zu Gegend, sondern in demselben Bezirk, so daß die inmitten ein und derselben Bevölkerung wohnenden Juden oft ganz verschiedene Körpermerkmale aufweisen, was auf eine weitgehende Rassenmischung bei ihnen hinweist. Aber bei aller Verschiedenheit der rassenhaften Ausprägung bleibt die Erscheinungsform des jüdischen Gesichts die gleiche, eben weil sie überall auf Erden durch die gleiche Mentalität ihre Ausprägung erhalten hat.

Wie sehr die Umgebung auf die Gesichtszüge abfärbt, hatte ich Gelegenheit bei meiner jüngeren Tochter zu beobachten. Sie hat ein typisches Langgesicht, blaue Augen, hellblondes und schlichtes

Haar, also alle Merkmale der „arischen“ Rasse, nur die Nase mag etwas „unarisch“ sein. Solange sie als Kind nur die Möglichkeit hatte, mit Mädchen aus dem Waisenhaus zu verkehren, die ausgeprägt jüdische Züge und Sprechweise hatten, spiegelte sich dieser Verkehr so deutlich in ihrem Mienenspiel und ihrer Sprache, daß ich fast stets in der Lage war zu sagen, welches Kind ihre jeweilige Freundin war. Später, als sie erwachsen war, hatte sie Schulfreundinnen aus der Studienanstalt, jüdische wie christliche, und auch dann konnte ich den Einfluß derselben in Gesichtszügen und Sprechweise bei meiner Tochter mit ziemlicher Sicherheit, was das Vorbild betraf, beobachten. Schließlich hat sich das typisch Jüdische in ihrem Gesichtsausdruck verloren.

Der „jüdische“ Gesichtsausdruck ist übrigens eine Erscheinung, die nicht nur bei rassenhaft oder religiös dem Judentum angehörigen Individuen beobachtet wird. Er findet sich bei allen Völkern der Erde, er wird bei Chinesen, Japanern, Indianern ebenso wie bei Armeniern und Europäern beobachtet [1]. Diese Erscheinung muß bestimmte Gründe haben, die wir noch nicht mit Sicherheit angeben können. Man denkt an Rassenmischung, an Alterserscheinungen, an Dekadenz, an das Spiel des Zufalls. Solange wir nicht imstande sind, die Gestaltung der Weichteile des Gesichts auf die gleichen festen Regeln der Vererbung und des Einflusses der Umwelt zurückzuführen, wie es bei dem Knochengerüst der Fall ist, solange wird die Erklärung des Gesichtstypus auf unsicherem Boden stehen. Noch fehlen uns die Mittel, den Typus, den das Auge unfehlbar erfaßt, mechanisch zu definieren. Und wenn wir es auch einmal könnten, die Lösung des Rätsels hätten wir damit doch nicht gefunden. Denn Geistiges läßt sich nicht in körperliche Maße auflösen. Darum müssen alle Versuche, die jüdische Rasse oder vielmehr das jüdische Volkstum mit den Mitteln der Naturwissenschaft zu erfassen, erfolglos bleiben. Die jüdische Frage ist eine der verwickeltsten der Anthropologie, und der vor einigen Jahren verstorbene Altmeister dieser Wissenschaft, Felix von Luschan, der in jüngeren Jahren einen kühnen Versuch zu ihrer Lösung machte, wurde später skeptischer und schließlich, am Ende seines Lebens zweifelte er an dieser Möglichkeit überhaupt.

Bis jetzt sind wir nicht über ihn hinausgekommen.

---

1 J. M. Judt, Die Juden als Rasse, S. 213 ff. C. H. Stratz, Was sind Juden? Eine ethnographisch-anthropologische Studie, S. 22 ff.

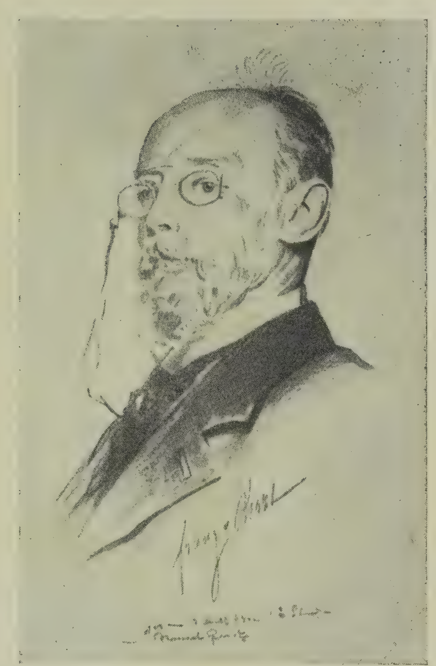
Sachregister.

Printed in Germany

G. Pätz'sche Buchdr. Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.



4. Beduine aus dem Jemen (Scherif von Mescherik).
Aufnahme von Hermann Burchardt.



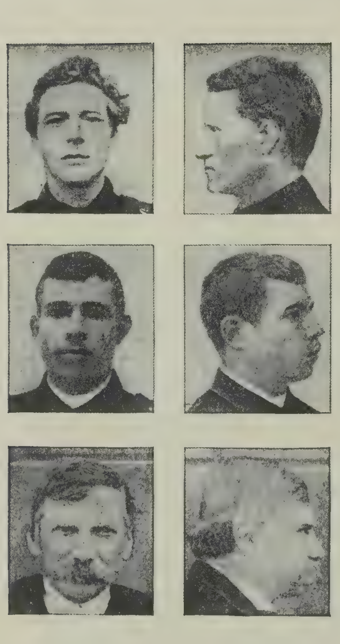
5. Nordeuropäischer Gelehrtentypus (Originalaufnahme).



6. Sumerischer Porträtkopf aus Tello. Original im Berliner Museum.



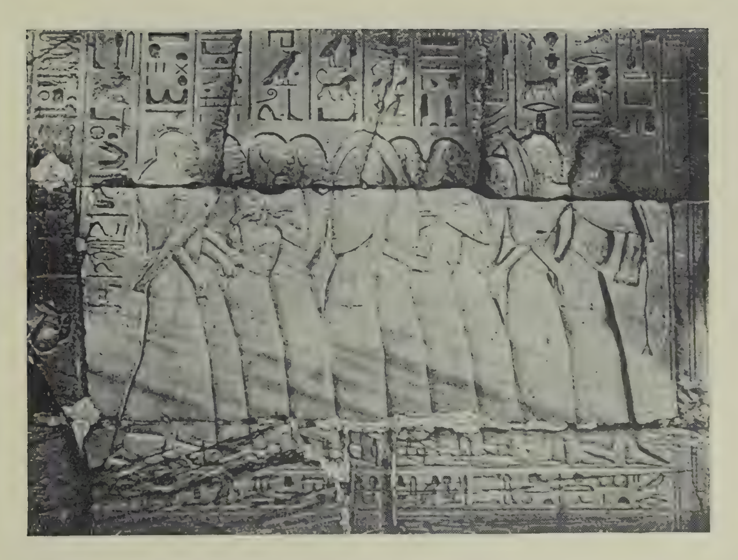
7. Rassenverteilung in Europa nach der Schädelform.
Nach Z. W. Ripley, The Races of Europe, 1900.
(Die dunklen Teile sind das Gebiet der Kurzköpfe.)



8. Rassetypen von Europa (nordeurop., südeurop., alpiner Typus). Nach „Der Mensch aller Zeiten“, Bd. II, S. 388.



9. Semitischer und Mittelmeertypus (nach ägyptischen Darstellungen aus Medînet-Hâbu). Aufnahmen von Dr. Max Burchardt.



10. Gefangene Hethiter; ägyptische Darstellung vom Ammontempel in Karnak. (Aufnahme von Dr. Max Burchardt.)



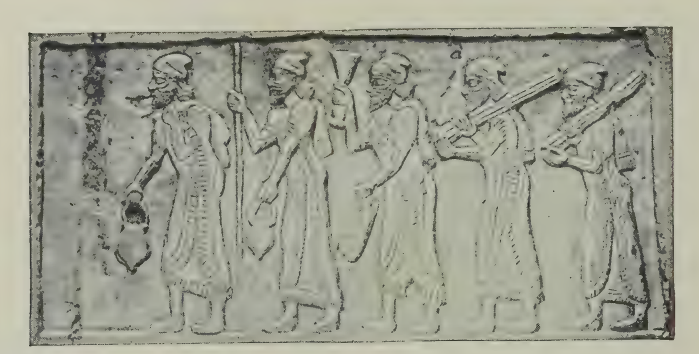
11. Gefangene Philister (an den Federkronen kenntlich). Relief aus Medînet Hâbu in Ägypten. Aufnahme von Dr. Max Burchardt.



12. Gefesselte Juden aus der Zeit Scheschonks I. Relief aus Karnak. (Berliner Museum.)



13. Gefangene semitische Häuptlinge. Ägyptische Darstellung aus Medînet Hâbu. Aufnahme von Dr. Max Burchardt.



14. Tributbringende Israeliten aus der Zeit Jehus (840 v. Chr.). Relief auf dem schwarzen Obelisken Salmanassars II (860—825 v. Chr.).



15. Hethitisches Fußvolk aus der Schlacht bei Kadesch. Ägyptische Darstellung aus Luxor aus der Zeit Ramses II. Aufnahme von Dr. Max Burchardt.

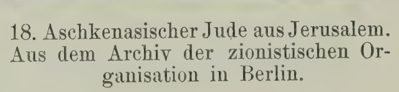


16. Das Felsdenkmal von Ibrîz (am Nordabhang des Taurus). Nach E. Meyer, Reich und Kultur der Chetiter, Tafel XV.



17. Das Passahlamm. Gemälde von Dierk Bouts auf dem Sakramentsaltar von St. Peter in Loewen.





18. Aschkenasischer Jude aus Jerusalem. Aus dem Archiv der zionistischen Organisation in Berlin.





19/20. Juden und Jüdinnen aus El Buke'a (Peki'in). Aufnahmen von Dr. S. Weißenberg, Globus, Bd. 96, S. 42.



21. Jüdische Kinder aus Hebron. Aus dem Archiv der zionistischen Organisation in Berlin.



22. Die Kolonie Rischon-le-Zion. Weintransport. Ebenda.



23. Persisch-jüdische Familie aus Hamadan.
Originalaufnahme von Hermann Burchardt.



24. Im Hofe eines armen jüdischen Hauses in Ispahan.
Originalaufnahme von Hermann Burchardt.



25. Jüdische Bettler aus Jezd.
Originalaufnahme von Hermann Burchardt.



26. Kurdische Judenkinder in Jerusalem. Aus dem Archiv der zionistischen Organisation in Berlin.



27. Juden in der Synagoge von Teheran. Nach E. N. Adler, Von Ghetto zu Ghetto, S. 131.



28. Jüdische Familie aus Bagdad.
Originalaufnahme von Hermann Burchardt.



29. Judenfamilie aus Taschkent. Nach F. v. Schwarz, Turkestan, S. 39.



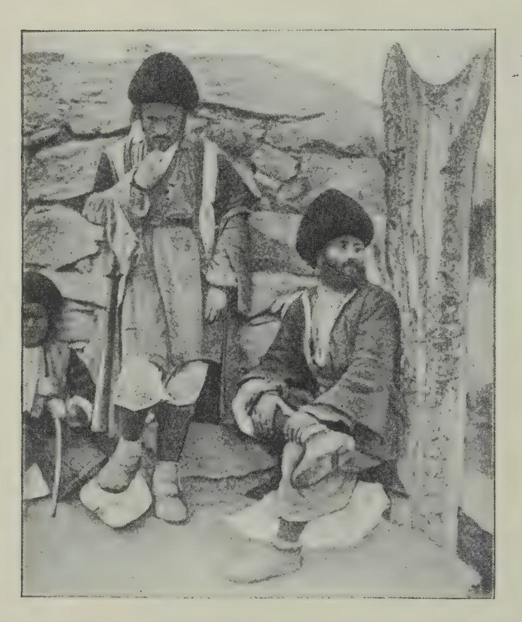
30. Kaukasische Bergjuden in Palästina. Aus dem Archiv der zionistischen Organisation in Berlin.



31. Schüler und Schülerinnen einer jüdischen Schule in Samarkand. Nach F. v. Schwarz, Turkestan, S. 38.



32. Theodor Herzl mit den Vertretern der kaukasischen Bergjuden (Matwiej Bogatyrew und Salomon Marduchajew) auf dem 6. Zionistenkongreß (1904) in Basel. Nach Ost und West, Bd. 4 (1904), S. 522.



33. Kaukasische Bergjuden. Nach Ost und West, Bd. 3 (1903), S. 206.



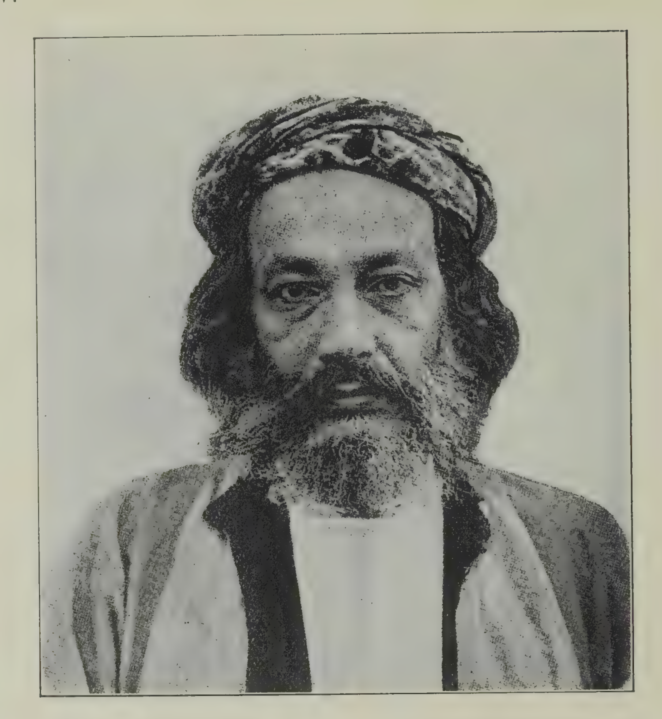
34. Jüdin aus Buchara (mit Nasenring. Nach M. Fishberg, Rassenmerkmale der Juden, Tafel 18.



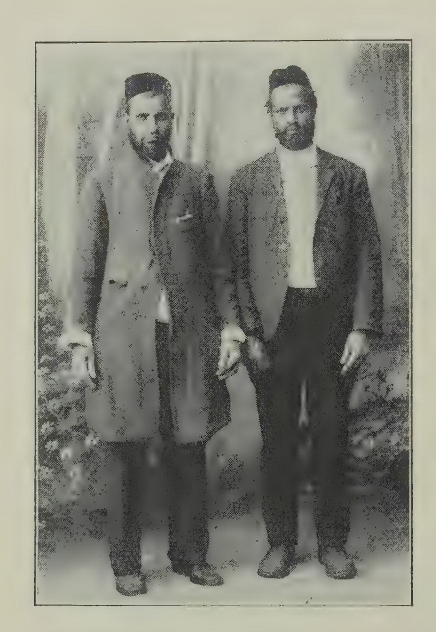
35. Juden aus Damaskus. Nach Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 43, S. 88.



36. Juden aus Aleppo. Ebenda S. 89.



37. Weißer indischer Jude. Nach M. Fishberg, Die Rassenmerkmale der Juden, Tafel 21.



38. Schwarze Juden in Kotschin. Nach M. Fishberg, Die Rassenmerkmale der Juden, Tafel 38.



39. Juden aus Kai-fêng-fu (photogr. 1902 in Shanghai). Li King Scheng und sein Sohn Li Tsung Mai. Nach East of Asia Magazine, Bd. 1, No. 4, S. 292.



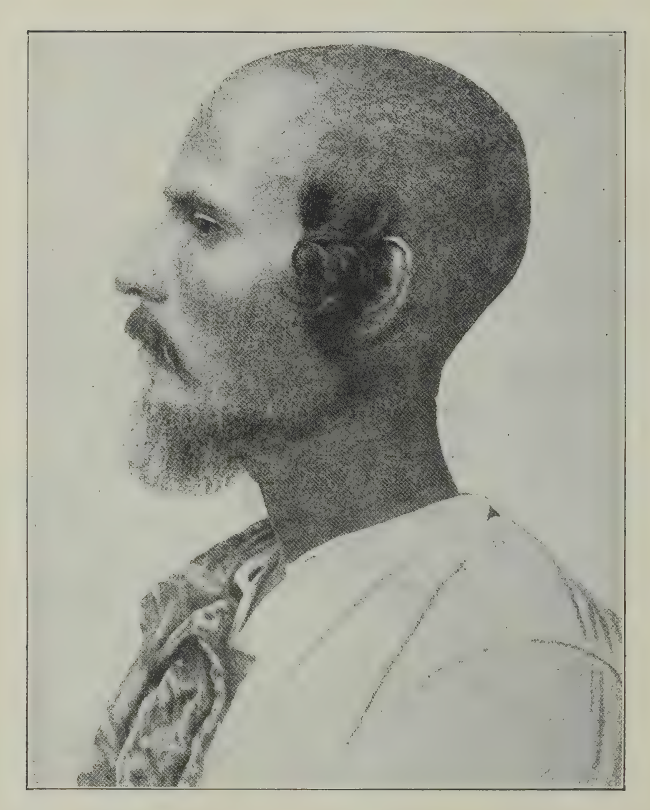
40. Juden aus Kai-fêng-fu (gezeichnet 1852). Tsch'au Wan-Kuei und Tsch'au Kin-Tsching. Nach East of Asia Magazine, Bd. 1, Nr. 4.



41. Weiße Juden in Kotschin. Nach E. N. Adler, Von Ghetto zu Ghetto, S. 188.



42. Gruppe von 8 Juden aus Kai-fêng-fu (photographiert 1902 in Shanghai). East of Asia Magazine, Bd. 1, No. 4, S. 293.



43. Schwarzer Jude in Kotschin. Nach M. Fishberg, Die Rassenmerkmale der Juden, Tafel 21.



44. Jüdische Familie aus Rauda im Jemen.



45. Juden von Sana'a im Jemen in der Synagoge.
Originalaufnahmen von Hermann Burchardt.

Tafel XVIII.



46. Jüdische Mädchen und Frauen vor dem Bab el Gâh in Sana'a (Jemen).
Originalaufnahme von Hermann Burchardt.



47. Jüdinnen von Kâttaba (Jemen).



48. Juden von Redâa (Jemen).
Originalaufnahmen von Hermann Burchardt.



49. Der Marktplatz im Judenviertel von Sana'a im Jemen. Originalaufnahme von Hermann Burchardt.



50. Jüdische Dienerin aus Sana'a im Jemen.



51. Die Familie des Hauptrabbiners (Morī) von Sana'a im Jemen.
Originalaufnahmen von Hermann Burchardt.

52. Falāschā (abessinische Juden) bei Gondar. Nach F. Rosen, Eine deutsche Gesandtschaft in Abessynien, S. 428.



53. Falāschāfrauen aus Gondar. Ebenda.



54. Synagoge der Falāschā (abessinische Juden) in Gondar. Nach F. Rosen, Eine deutsche Gesandtschaft in Abessynien, S. 430.



55. Falāschādorf Adislem im Semien-Gebirge. Im Hintergrund eine bewohnte Amba (Felsenberg) von etwa 3500 m Höhe. Ebenda, S. 461.

Tafel XXIV.



56. Töpferei der Falāschā bei Gondar. Nach F. Rosen, Eine deutsche Gesandtschaft in Abessynien, S. 429.



57. Juden von Sfax (Tunis).



58. Die „Judengasse“ von Medenine (Tripolis).



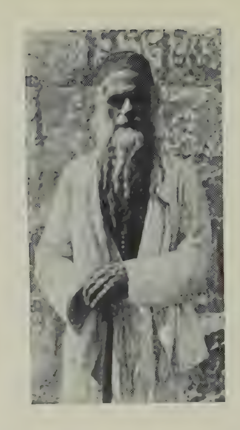
59. Jüdinnen aus Südtunesien. Nach Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 46, S. 493.



60. Der Rabbiner von Matmata mit seiner Familie.

57, 58 u. 60 Aufnahmen von G. v. Hesse-Wartegg. Ost und West, Bd. 10, S. 226, 231, 294.





61. Marokkanische Juden. Nach Dr. S. Weißenberg, Mitt. der Anthropol. Ges. in Wien, Bd. 42, S. 88.

62. Jüdische Familie aus Konstantine (Algerien). Nach M. Fishberg, Die Rassenmerkmale der Juden, Tafel 25.



63. Jüdinnen aus Biskra (Algerien).
Photographie Kuhn (Paris).



64. Marokkanische Judenfamilie.
Originalaufnahme von Hermann Burchardt.

Tafel XXVIII.



65. Inneres einer Synagoge von Fez. Originalaufnahme von Hermann Burchardt.



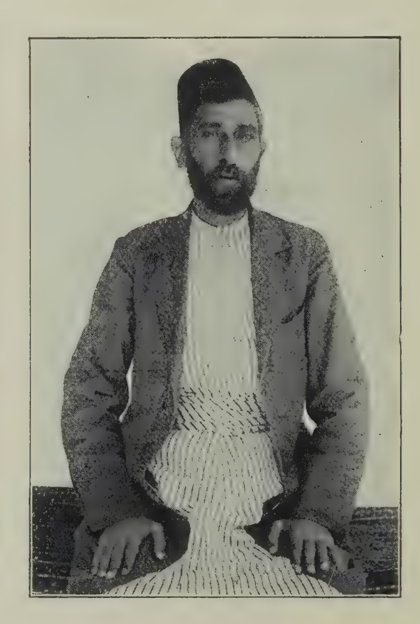
66. Jüdische Familie aus Biskra (Algerien). Nach M. Fishberg, Die Rassenmerkmale der Juden, Tafel 24.



67. Gruppe von Samaritanern.
Aufnahme des Palestine Exploration Fund.



68. Samaritanischer Hohepriester.
Aufnahme des Palestine Exploration Fund.



69. Samaritaner.
Aufnahme von Dr. S. Weißenberg.
Nach M. Fishberg, Die Rassenmerkmale der Juden, Tafel 15.



70. Karäer aus Ägypten.
Aufnahme von Dr. S. Weißenberg, Mitt. der Anthropologischen Ges. in Wien, Bd. 42, S. 86.



71. Karäerfamilie aus Südrußland.
Aufnahme von Dr. S. Weißenberg, Globus, Bd. 84, S. 141.

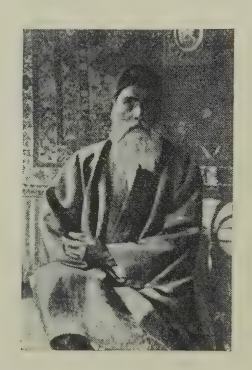


72. Tripolitanische Juden in der altererbten Tracht.
Originalplatte im Besitz von Dr. Fr. Stoedtner, Berlin.



73. Gruppe von Spaniolen aus Konstantinopel.
Nach Dr. S. Weißenberg, Mitt. der Anthropol. Ges. in Wien, Bd. 39, S. 236.





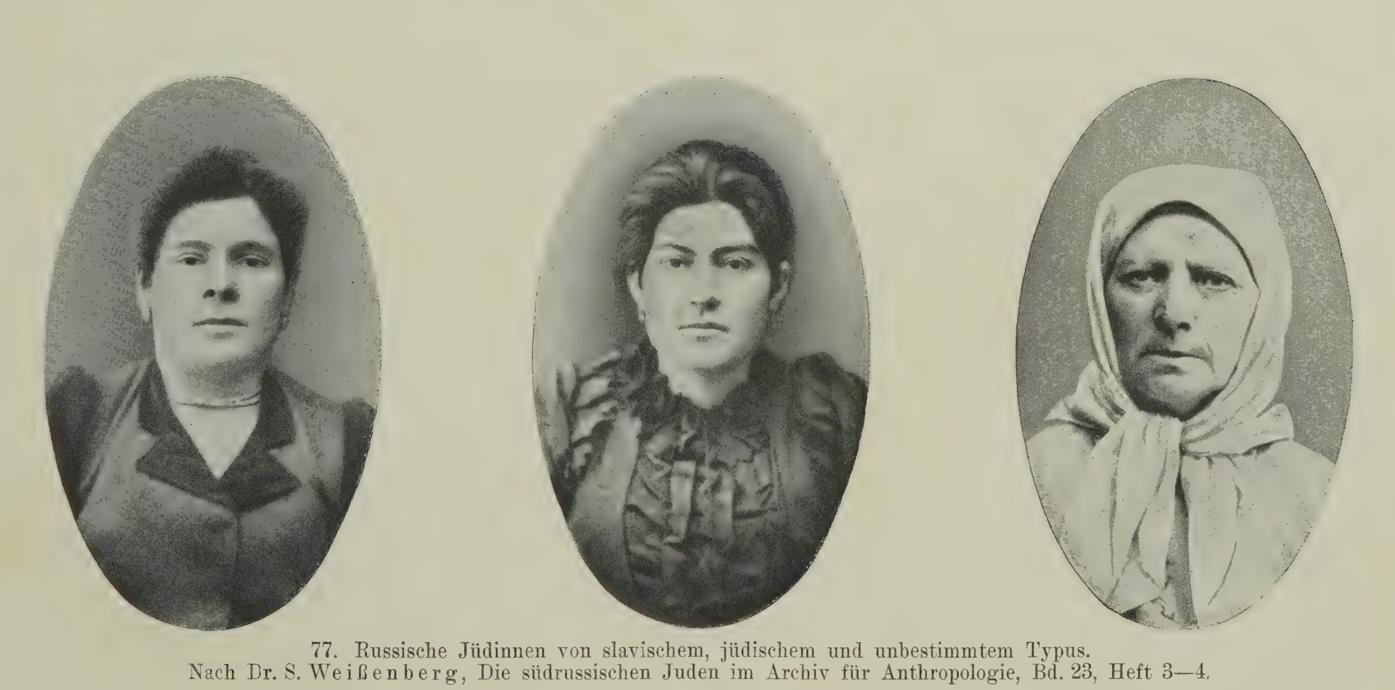
74. Spaniolen aus Jerusalem.
Nach Dr. S. Weißenberg, Mitt. der Anthropol. Ges. in Wien, Bd. 39, S. 233.



75. Litauischer Jude.
Nach E. N. Adler, Von Ghetto zu Ghetto, S. 176.



76. Zwei junge Spaniolen aus Konstantine in europäischer Tracht.
Nach Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 46, S. 492.



77. Russische Jüdinnen von slavischem, jüdischem und unbestimmtem Typus.
Nach Dr. S. Weißenberg, Die südrussischen Juden im Archiv für Anthropologie, Bd. 23, Heft 3—4.



78. Russische Juden und Jüdin von mongolischem, südeuropäischem und unbestimmtem Typus.
Nach Dr. S. Weißenberg, Die südrussischen Juden im Archiv für Anthropologie, Bd. 23, Heft 3—4.





79—80. Junge deutsche Juden mit negroïdem Einschlag.
Originalphotographien.





81—82. Junge deutsche Juden mit nordischem Einschlag.
Originalphotographien.









83—86. Deutsche Juden mit nord- und mitteleuropäischem Einschlag.
Originalphotographien.





87. Jüdin aus Norddeutschland. 88. Jüdin aus Wien.
Originalphotographien.



89. Vier Generationen (jeweils die älteste Tochter) einer Familie.
Originalphotographie.







